

Samuel Eleazar Wendt, Felix Töppel,
Lilja-Ruben Vowe, Klaus Weber (Hg.)

BERLINS WEG IN DIE MODERNE

Koloniale Warenströme und Sehnsüchte,
1713–1918



[transcript] Global- und Kolonialgeschichte

Samuel Eleazar Wendt, Felix Töppel, Lilja-Ruben Vowe, Klaus Weber (Hg.)
Berlins Weg in die Moderne

Editorial

Seit klassische Nationalgeschichten in der Geschichtswissenschaft eher auf dem Rückzug sind, ist die Globalgeschichte auf dem Vormarsch. Globalgeschichte meint jedoch nicht einfach Geschichte »außerhalb Europas« oder »Geschichte weltweit«. Es geht dabei um eine Geschichtsschreibung, die versucht, eurozentrische Perspektiven zu überwinden und das Augenmerk verstärkt auf globale Verflechtungen und Verbindungen zu richten. Klassische Themen einer Globalgeschichte sind daher Kolonialismus, Migration, Handelsbeziehungen, internationale Kooperation, Sklaverei, Tourismus, Imperialismus, Globalisierung, Wissenstransfers u.v.m.

Die Reihe **Global- und Kolonialgeschichte** bietet Forschungsbeiträgen zu diesen Themen ein gemeinsames Diskussionsforum. Die Kolonialgeschichte wird dabei als zentraler Teil der Globalgeschichte behandelt, da sie sich thematisch als Verflechtungsgeschichte wie auch methodisch als Machtverhältnisse (und hegemoniale Diskurse) hinterfragend in diese Historiografie einordnet.

Samuel Eleazar Wendt, geb. 1980, promovierte an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) mit einer Studie zu Gummiartikeln für Medizin und Körperpflege am Beispiel des Berliner Unternehmens C. Müller Gummiwaren AG, 1875-1948. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Globalisierungsgeschichte, den Kolonialismus und Imperialismus sowie die Geschichte der Hygiene in Europa.

Felix Töppel, geb. 1991, ist akademischer Mitarbeiter an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und promoviert dort mit einer Arbeit zur Preußischen Seehandlung und den Konsulaten. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Global- und postkoloniale Geschichte, insbesondere aber Preußen im globalen Kontext sowie Universitätsgeschichte.

Lilja-Ruben Vowe, geb. 1986, ist seit 2023 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Bildung und Vermittlung am Deutschen Historischen Museum Berlin. Sie lehrte bis 2022 an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und promovierte dort mit einer Arbeit zu politischen Bildern im Iconic Turn während der Weimarer Republik. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die interdisziplinäre Bildgeschichte und Geschlechtergeschichte.

Klaus Weber, geb. 1960, lehrt seit 2011 an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, mit einem Schwerpunkt auf den kolonialen Verflechtungen Zentraleuropas in der Frühmoderne. Er arbeitet außerdem zu globalen Transfers konservativer Ideologien in der Moderne.

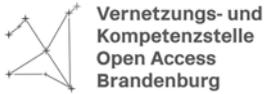
Samuel Eleazar Wendt, Felix Töppel, Lilja-Ruben Vowe, Klaus Weber (Hg.)

Berlins Weg in die Moderne

Koloniale Warenströme und Sehnsüchte, 1713-1918

[transcript]

Finanziert aus Mitteln des »Publikationsfonds für Open-Access-Monografien des Landes Brandenburg«.



Mit freundlicher Unterstützung von:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2025 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Samuel Eleazar Wendt, Felix Töppel, Lilja-Ruben Vowe, Klaus Weber (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: korkeng / AdobeStock

Redaktionelle Mitarbeit: Joseph Mainberger und Jan-Marius Rogler

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-7510-8

PDF-ISBN 978-3-8394-7510-2

<https://doi.org/10.14361/9783839475102>

Buchreihen-ISSN: 2701-0309

Buchreihen-eISSN: 2702-9328

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung: Berlins Weg in die Moderne

Eine Stadt am Schnittpunkt kolonialer Warenströme und Sehnsüchte, 1713–1918

Samuel Eleazar Wendt/Felix Töppel/Lilja-Ruben Vowe/Klaus Weber 11

Berlin, eine Reichshauptstadt und Kolonialmetropole

Akteure, Medien und Selbstdarstellungsmuster (1683–1918)

Albert Gouaffo 23

Berlin in kolonialen Netzwerken der Frühmoderne

Von Yucatán nach Berlin

Amerikanische Farbstoffe in Preußen, c. 1720–1764

Jutta Wimpler 43

Die Preußische Seehandlung und die Rzeczpospolita

Eine wirtschaftsgeschichtliche Perspektive auf die Teilung Polen-Litauens
im späten 18. Jahrhundert

Markus Nesselrodt/Felix Töppel 59

›Lokalfloren‹ und ›exotische Gewächse‹

Carl Ludwig Willdenow und der Königliche Botanische Garten Berlin-Schöneberg
zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Sophia Spielmann 83

Ähnlich und doch anders

Afrikanische Musiker in der preußischen Armee im 18. und im 20. Jahrhundert <i>Thomas Weißbrich</i>	103
--	-----

Berlin im Schnittpunkt kolonialer Warenströme

Berlin als Standort der deutschen Kautschukwirtschaft, 1777–1914

<i>Samuel Eleazar Wendt</i>	129
-----------------------------------	-----

Koloniale Fantasien und koloniale Geschäfte

Berliner Kolonialunternehmen in Kamerun, 1884–1914 <i>Tristan Oestermann</i>	149
---	-----

Brillante Metropole?

Wirtschaftliche Globalisierungsprozesse, Akteure und Sehnsüchte am Beispiel des Diamantenhandels in Berlin, 1908–1918 <i>Mona Rudolph</i>	167
---	-----

Sansibarische Gewürznelke und Berliner Eisbein

Zur E. d. K.-Gründung von 1898 und den Importen aus Ostafrika <i>Vera-Felicitas Mayer</i>	189
--	-----

Berlin als Ort der Kolonialpolitik und Wissensproduktion

›Vom Wehen der Postflagge‹ – Das Berliner Volksblatt positioniert sich im Dampfersubventionsstreit 1884/85

Krisenwahrnehmung im Kontext der kolonialen Wende <i>Christian Dietrich</i>	221
--	-----

Chinesische und osmanische Eliten im wilhelminischen Berlin

<i>Saimaiti Maimaitiming</i>	237
------------------------------------	-----

Berliner Sehnsüchte und die Bilder von den ›Anderen‹

Koloniale Echokammern – Die Bildgeschichte der ›Anderen‹

Eine Analyse kolonialer Kontinuitäten und Brüche in der Region Berlin-Brandenburg

Lilja-Ruben Vowe 263

Chromolithografische Kulissen

Ikone kolonialer Sehnsüchte auf Johannes Mieslers Bildpostkarten zur Ersten Deutschen Kolonial-Ausstellung im Treptower Park 1896

Daniel Jankowski 285

Sehnsuchtwaren aus der Kiste

Zur Darstellung von afrikanischen Träger:innen-Karawanen und ihren Berliner Auftraggeber:innen in der Kolonialfotografie

Anne D. Peiter 305

Koloniale Sehnsüchte männerbegehrender Männer in der Zeitschrift

Der Eigene – erste ›schwule‹ Zeitschrift der Welt

Leo Ryczko 329

Berlin als Zentrum musealer Sammlung: Kulturgüter, Mission und ›Beutekunst‹

Die Mobilisierung von Zwangsarbeitern und die Sammlung von Kulturgütern im Ethnologischen Museum Berlin

Zwei Aspekte der Ausbeutung im kolonialen Kamerun (1884–1916)

Sylvain Mbohou 349

Missionsgesellschaften als Akteure der Kolonial-Moderne

Das Beispiel der deutschen Kolonie Kamerun 1884–1914

Richard Tsogang Fossi 363

Der Beitrag von Missionar:innen zur Kolonialmetropole Berlin

Eine kritische Analyse wirtschaftlicher und kultureller Verflechtungen

Julia Binter/Jan Hüsgen/Julia Richard 387

Das Stadtmuseum Berlin dekolonisieren?

Überlegungen, Prozesse, Praktiken, Perspektiven

Ibou Diop/Frauke Miera/Lorraine Bluche 411

Autor:innen 423

Vorwort

Dieses Buch ist ein Ergebnis der elften wissenschaftlichen Jahrestagung des Netzwerks HiKo_21, die wir am 28. und 29. September 2024 im Mittelhof in Berlin-Nikolassee durchführen konnten. Der heutige Sitz der Historischen Kommission zu Berlin wurde um 1914 als Familiensitz für Wilhelm Mertens¹ gebaut, der als Geschäftsmann in der Berliner Kolonialwirtschaft zu einem Vermögen kam – dieses Zeugnis der hier behandelten Geschichte war ein passender Tagungsort. Wir danken der Historischen Kommission zu Berlin und insbesondere der Geschäftsführerin Ellen Franke sowie der Vorsitzenden Prof. Ulrike Höroldt für die Gastfreundschaft, Unterstützung und die finanzielle Förderung. Gefördert wurde die Tagung auch von der Stiftung Preußische Seehandlung. Für den reibungslosen Ablauf im Mittelhof danken wir Jannes Bergmann, Antonia Kauffold, Joseph Mainberger und Jan-Marius Rogler. Den Tagungsbericht für HSozKult schrieb Dr. Adrian Robanus (Kleist-Museum, Frankfurt a. d. Oder). Die Diskussionen selbst haben sehr gewonnen durch die umsichtigen Kommentare zu den Tagungspanels von: PD Dr. Felix Brahm (Münster), Dr. Dörte Lerp (Berlin), Dr. Andrea Meyer (Berlin), Dr. Maria Rhode (Göttingen) und Prof. Dr. Sven Trakulhun (Hamburg).

Die Publikation wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung vom Publikationsfonds für Open-Access-Monografien des Landes Brandenburg. Wir danken auch Jakob Horstmann vom Verlag transcript für sein ausgeprägtes Interesse an diesem Projekt und Mirjam Galley, ebenfalls transcript,

1 Der aus Oranienburg stammende Wilhelm Mertens (1862–1936) absolvierte seine kaufmännische Lehre in einer zur Preußischen Seehandlung gehörenden Fabrik für chemische Produkte. Nach diversen Stationen als Kaufmann und Privatsekretär in Oranienburg und Berlin wechselte er 1887 als Büroleiter zur Deutschen Kolonialgesellschaft, wo er bis 1904 beschäftigt war. Vgl. hierzu Nagel, Silke: »Wilhelm Mertens und der Bau des »Mittelhofs« – Höhepunkte einer Unternehmerischen Karriere in der Berliner Kolonialwirtschaft«, in: GWZ 18 (2013) S. 111–128.

für die gute Zusammenarbeit bei der Umsetzung. Bei der redaktionellen Bearbeitung der Beiträge waren Joseph Mainberger und Jan-Marius Rogler eine große Hilfe. Ein besonderer Dank gebührt Kathrin Göritz (Assistenz der Professur Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Viadrina) für ihre unerschütterliche Unterstützung des Teams – vom Vorfeld der Tagung bis zur Drucklegung dieses Bandes.

Einleitung: Berlins Weg in die Moderne

Eine Stadt am Schnittpunkt kolonialer Warenströme und Sehnsüchte, 1713–1918

Samuel Eleazar Wendt/Felix Töppel/Lilja-Ruben Vowe/Klaus Weber

Seit den 2010er Jahren wird in der deutschen Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft nicht nur die koloniale Vergangenheit intensiver diskutiert, sondern auch deren (post-)koloniale Nachwirkung bis in die Gegenwart. Dabei geht es um den genozidalen Charakter der Kriege in deutschen Kolonien, insbesondere in »Deutsch-Südwestafrika«, um Straßennamen mit kolonialem Bezug, um die im September 2022 im Berliner Humboldt Forum eröffneten Ausstellungsbereiche Asien, Afrika, Ozeanien und den Amerikas mit ihren vielen Exponaten fragwürdiger Herkunft – um nur drei prominente Beispiele zu nennen. Proteste, wie gegen tödliche Polizeigewalt gegen Schwarze Menschen und *Persons of Colour* (PoC) in Deutschland, Frankreich und den USA sind vielfach mit postkolonialer Kritik verbunden. Vor diesen Hintergründen werden Fragen nach weltweiten wirtschaftlichen und politischen Asymmetrien, strukturellem Rassismus, Chancengerechtigkeit, Identitäts- und Erinnerungspolitik sowie Dekolonisierung und oft mangelnder Diversität in den Perspektiven von kulturellen wie Bildungseinrichtungen neu gestellt.

In einigen deutschen Städten steht dabei die eigene Verflechtung mit kolonialen Räumen im Fokus wissenschaftlicher, zivilgesellschaftlicher und aktivistischer Initiativen. Dazu gehören nicht nur die ganz offensichtlich so verflochtenen Hansestädte Hamburg und Bremen¹, sondern auch Städte im tiefen Hinterland, wie etwa Augsburg² – im 16. und 17. Jahrhundert eine

1 Zu Hamburg z. B. <https://www.geschichte.uni-hamburg.de/arbeitsbereiche/globalgeschichte/forschung/forschungsstelle-hamburgs-postkoloniales-erbe.html>; zu Bremen z. B. <https://www.landeszentrale-bremen.de/kolonialismus/>

2 <https://www.postkoloniale-friedensstadt.de/koloniale-spuren-in-augsburg>

bis in Europas koloniale Räume vernetzte Finanzmetropole – oder die Residenzstadt Potsdam – wo man seit dem 18. Jahrhundert andere, aber nicht weniger ambitionierte Expansionspläne entwickelte.³ In Berlin setzen sich zivilgesellschaftliche Akteur:innen schon seit Jahrzehnten kritisch mit der Geschichte des Kolonialismus und dessen Folgen auseinander.⁴ Doch erst durch zivilgesellschaftliche Initiativen wie *Dekoloniale. Erinnerungskultur in der Stadt*, die nun auch zunehmend öffentlich gefördert werden, ist dieses Thema in den letzten Jahren stärker in die breitere Wahrnehmung gerückt.⁵

Mit Berlin stellt auch dieser Band eine Stadt in den Mittelpunkt. Ihre kolonialen Verflechtungen werden vor allem aus der geschichtswissenschaftlichen Perspektive untersucht. Der titelgebende Begriff der *Moderne* wird dabei nicht einseitig positiv verstanden, wie es noch immer häufig der Fall ist, sondern in seiner Ambivalenz. Die Moderne ist untrennbar mit einer exklusiv europäischen Fortschrittsidee samt einem davon ausgehenden Sendungsbewusstsein verbunden, mit all ihren Folgen. Sie bringt auch Gewalt und Zerstörung mit sich, und neben den Modernisierungsgewinnern stehen auch sehr viele Verlierer. Dabei verstehen wir die Epoche der *Moderne* wie im englischen und romanischen Sprachraum, wo sie auch die gesamte Frühmoderne ab ca. 1500 einschließt. Deshalb greifen viele Beiträge des Bandes weit vor die wilhelminische Zeit zurück. Die eigentliche Kolonialzeit von 1884 bis 1918 und ihr (post-)koloniales Nachleben ist in den letzten zwei Dekaden in innovativen Einzelstudien intensiv erforscht worden.⁶ Sie sind mittlerweile auch in neuere Überblicks-

3 <https://postcolonialpotsdam.org>

4 So z. B. Organisationen wie Berlin Postkolonial e.V., die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V. oder Each One Teach One (EOTO) e.V., um nur einige zu nennen. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Bandes steht die Umbenennung der von den Nationalsozialisten 1939 nach dem Kolonialverbrecher Carl Peters benannten Petersallee in Maji-Maji-Allee und Anna-Mugunda-Allee bevor.

5 <https://www.dekoloniale.de>

6 Hier nur ein unvermeidlich lückenhafter Überblick: Bechhaus-Gerst, Marianne/Zeller, Joachim (Hg.): *Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit*, Berlin: Metropol 2021; Habermas, Rebekka: *Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft*, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2016; Naranch, Bradley/Eley, Geoff (Hg.): *German Colonialism in a Global Age*, Durham/London: Duke University Press 2014; Berman, Nina/Mühlhahn, Klaus/Nganang, Patrice (Hg.): *German Colonialism Revisited: African, Asian, and Oceanic Experiences*, Ann Arbor, Mich.: University of Michigan Press 2014; Zimmerer, Jürgen (Hg.): *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a.M.: Campus 2013; Ndumbe III., Kum' a: *Das Deutsche Kaiserreich in Kamerun. Wie Deutschland in Kamerun seine Kolonialmacht aufbauen*

darstellungen eingeflossen.⁷ Diese jüngere Literatur kann aber auch fast wie eine Barriere wirken, die den Blick auf die davorliegenden Jahrhunderte verstellt – und das gilt auch für den Ort Berlin. Der für diesen Band erweiterte Zeitrahmen kann besser verständlich machen, wie die länger zurückreichenden kolonialen Verflechtungen die Kontinuitäten und Brüche der imperialen Expansion des Kaiserreichs nach 1884 prägten. Das ist freilich in jüngeren Arbeiten auch schon geschehen, und in diesem Sinne wollen wir daran anknüpfen, mit dem Fokus auf dieser Stadt.⁸

Berlin war nicht nur Residenz- und Hauptstadt, sondern zudem ein Zentrum für die industrielle Verarbeitung von Kolonialwaren, für den Transfer von kolonialem Wissen, und für die Produktion, Ausweitung und Verbreitung von Imaginarien und Phantasmagorien, die Investoren und Industrielle, politische und kulturelle Eliten, Kaufleute und Wissenschaftler, Konsumenten und Kolonialideologen gleichermaßen umtrieben und mit dem kolonialen Projekt verbunden.⁹ Das gilt nicht nur für die wilhelminische Industriemetropole, sondern in vieler Hinsicht auch schon für das frühmoderne Berlin des 18. Jahrhunderts, selbst wenn die Stadt um 1700 kaum mehr als 50.000 und um 1800 rund 150.000 Einwohner zählte.¹⁰ Dass um 1880 die Millionenmarke erreicht wurde, lag vor allem am industriellen Wachstum, und das wurde auch mit der zunehmenden Verfügbarkeit kolonialer Rohstoffe möglich, gerade für die in Berlin

konnte, Douala/Berlin: *AfricAvenir/Exchange & Dialogue* 2008; Walgenbach, Katharina: »Die weiße Frau als Träger deutscher Kultur«. *Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a.M.: Campus 2005; van Laak, Dirk: *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 2005; ders.: *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960*, Paderborn/München: Ferdinand Schöningh Verlag 2004; Kundrus, Birthe (Hg.): *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Frankfurt a.M.: Campus 2003.

- 7 So z.B. bei Speitkamp, Winfried: *Deutsche Kolonialgeschichte*, Ditzingen: Reclam 2021; Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*, 4. Auflage, München: C.H. Beck 2019; oder *Deutsches Historisches Museum* (Hg.): *Deutscher Kolonialismus: Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart*, Berlin: Deutsches Historisches Museum 2016.
- 8 Zantop, Susanne M.: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770–1879)*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1999.
- 9 So konzentriert sich auch dieser Band ganz auf die Zeit 1884–1918: van der Heyden, Ulrich/Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin: Berlin-Ed. 2002.
- 10 de Vries, Jan: *European Urbanization 1500–1800*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1984, S. 272.

so bedeutenden Elektro- und Chemieindustrien. Durch die Schaffung neuer Museen für die Präsentation von Objekten aus Übersee sollte die junge Kolonialhauptstadt Berlin nun auch ›kulturell‹ mit London und Paris aufschließen – was in den Kolonien den Raub und das Abpressen einer unübersehbar Menge von Kunst- und Kultobjekten auslöste.¹¹ Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Rollen der Stadt fokussieren die hier versammelten Beiträge ganz explizit eine materielle und eine immaterielle Dimension der kolonialen Verflechtungen der Stadt, die ihrerseits eng miteinander verwoben sind und sich gegenseitig verstärken: Warenströme und Sehnsüchte.

Gerade weil die Asymmetrien zwischen der Kolonialmacht auf der einen und den kolonisierten Gebieten auf der anderen so eklatant und offensichtlich sind, kann es im Blick darauf zu vereinfachenden Dichotomien kommen. So gab es auch in den Kolonien indigene Gruppen, die mit den Kolonialbehörden, den »Schutztruppen« oder Kolonialunternehmen kooperierten und dabei eigenen Rationalitäten folgten,¹² und – wie der Anthropologe Epeli Hau’Ofa (1939–2009) betonte – auch die Kolonisierten konnten immer wieder reziproke Verhältnisse mit den Kolonisten schaffen, über die sie eigene Interessen wirksam vertraten.¹³ Auf der anderen Seite waren nicht alle Europäer:innen Unterstützer des Kolonialismus. Neben dem Gegensatz zwischen Kolonisierten und Kolonisten ist auch der auf beiden Seiten existente Gegensatz zwischen den Mächtigen und den weniger Mächtigen zu berücksichtigen. Bis heute sind die Dialoge über die koloniale Vergangenheit und die darauf zurückgehenden ökonomischen und politischen Gefälle komplex. Es ist zu hoffen, dass auch die in diesem Band vorgenommenen Differenzierungen dem weiteren Dialog dienen.

Zum Einstieg in unseren Band entwirft Albert Gouaffo ein Porträt der Stadt Berlin unter dem Gesichtspunkt ihrer bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden kolonialen Verflechtungen. Schon in der Frühmoderne wurden Kolonial-

11 Systematische Forschungen dazu sind noch rar; die Pionierleistung eines 14-köpfigen Herausgeberteams ist der Band von Assilkinga, Mikael et al. (Hg.): *Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland*, Heidelberg: Reimer 2023.

12 Moyd, Michelle: »African Soldiers as Colonial Intermediaries in German East Africa, 1890–1914«, in: Berman/Mühlhahn/Nganang, *German Colonialism Revisited* (2014), S. 101–113.

13 Epeli Hau’Ofas Überlegungen sind aufgegriffen bei Richter, Gabriele: »Zake: The Papan Chief. An Alliance with a German Missionary in Colonial Kaiser-Wilhelmsland (Oceania)«, in: Berman/Mühlhahn/Nganang, *German Colonialism Revisited* (2014), S. 130–144.

projekte in einem Zusammenspiel von staatlichen Plänen zur Förderung der Wirtschaft im eigenen Land und privaten Profitinteressen realisiert. Das galt auch für die unter dem »Großen Kurfürsten« geschaffene Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie. Das Unternehmen war im Sklavenhandel tätig, rein kommerziell jedoch nicht sehr erfolgreich und kurzlebig (1682–1711). Doch im Verlauf des 19. Jahrhunderts stilisierten preußisch-deutsche Nationalgeschichtsschreiber die vergleichsweise kleinen Handelsposten der Compagnie in Westafrika zur ersten deutschen Kolonie, um den Griff nach Kolonien zu legitimieren. Die Verflechtungen der Stadt verdichteten sich enorm ab dem 1884 erfolgten Erwerb der ersten modernen Kolonien. Berlin wurde Sitz vieler Institutionen des neuen Kolonialreichs: des *Reichskolonialamts*, des *Museums für Völkerkunde*, des *Seminars für Orientalische Sprachen*, und von Lobbygruppen wie der *Deutschen Kolonialgesellschaft*. Nicht zu vergessen: Berlin wurde mit der Ausrichtung der Kongo-Konferenz 1884/1885 zu dem Ort, an dem europäische Mächte den afrikanischen Kontinent unter sich aufgeteilt haben.

Die erste Gruppe von Beiträgen richtet den Blick auf frühmoderne Verflechtungen, denn auch zwischen der nachträglich stilisierten Zeit der Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie und dem wilhelminischen Kolonialismus waren Berlin und Preußen in die globale Ökonomie eingebunden – wenn auch nicht immer sichtbar, da sie zwischen diesen beiden Perioden nicht selbst im Besitz überseeischer Territorien war. Jutta Wimmeler zeigt, wie gezielte Politik den Kolonialwaren aus den Besitzungen anderer europäischer Mächte über Amsterdam, Hamburg oder Stettin Wege nach Berlin bahnte. Farbstoffe aus den Tropen benötigte man für die Färbeprozesse im Textilgewebe, vor allem das blaue Indigo für die Produktion der Uniformen für die wachsende Armee. Damit förderte man zugleich die heimischen Betriebe, wie das Beispiel des Königlichen Lagerhauses in Berlin verdeutlicht.

Sehr sichtbar vor Augen liegt dagegen die erste preußische Einverleibung des westlichen Polens im Zuge der ersten Teilung Polen-Litauens (1772). Bis heute wird aber das betroffene Gebiet nur selten als alternativer kolonialer Raum des preußischen Staates gesehen. Markus Nesselrodt und Felix Töppel eröffnen eine postkoloniale Perspektive auf Preußen als eine Kontinentalmacht, die nach Ende des Brandenburgisch-Afrikanischen Kapitels keine überseeischen Besitzungen mehr hatte. Sie zeigen anhand der 1772 in Berlin gegründeten, auf polnische wie auf überseeische Märkte zielenden Preußischen Seehandlung, dass die Teilung der Adelsrepublik explizit als Bestandteil preußischer Merkantilpolitik zu verstehen ist, wobei die von Friedrich II.

gegründete Institution als Instrument des preußischen Binnenkolonialismus fungierte.

Kolonialer Ehrgeiz zeigte sich in Berlin auch in der Wissenschaft und in öffentlicher Repräsentation. Der Botaniker Carl Ludwig Willdenow, seit 1801 Direktor des Königlichen Botanischen Gartens in Berlin-Schöneberg, war bis zu seinem Tod 1811 maßgeblich für dessen Umgestaltung verantwortlich. Sophia Spielmann verbindet in ihrem Beitrag Lokal- und Globalgeschichte: Ohne koloniale Expansion, globale wirtschaftliche Verflechtungen und transnationale Netzwerke, derer Willdenow sich bediente, lässt sich sein Wirken nicht hinreichend erklären. Deutlich wird in dieser Untersuchung auch das Spannungsfeld von Lokalem und Fremdem, aus dem sich manche Widersprüchlichkeiten in Willdenows Gestaltung des Botanischen Gartens erklären.

Wenn man Preußen hört, so fällt einem womöglich zunächst die Pickelhaube auf den Häuptern von Soldaten ein. Weniger denkt man dabei an Menschen aus Afrika in den Uniformen der preußischen Monarchen, aber tatsächlich gab es sie in der Frühmoderne und in der Moderne. Zumeist als Musiker im Militär eingesetzt, waren sie zunächst Teil der höfischen Repräsentationskultur und zugleich eine Projektionsfläche für exotisierende Sehnsüchte. Diese Praxis des 18. Jahrhunderts wurde unter Kaiser Wilhelm II. wiederbelebt. Das war, so Thomas Weißbrich in seinem Beitrag, der Konkurrenzsituation europäischer Mächte während des Hochimperialismus geschuldet, in der man der imperialen Politik des Deutschen Kaiserreichs gerade in Berlin und Potsdam eine historische und damit legitimierende Dimension verleihen wollte. Auch in diesem modernen Kontext kam den afrikanischen Militärmusikern eine repräsentative Funktion in der Hauptstadt zu.

Anhand bestimmter Waren bzw. Rohstoffe werden im zweiten Block die sich in der Moderne verdichtenden Warenströme vorgestellt. Zunächst zeichnet Samuel Eleazar Wendt die Entwicklung Berlins zur deutschen Kautschukmetropole nach. Ausgehend von den ersten Versuchen im späten 18. Jahrhundert stieg Berlin in den 1850er Jahren zum führenden Standort der deutschen Kautschukverarbeitung auf. Technisch innovative Unternehmen in der Stadt wurden wichtige Akteure in einem komplexen Netzwerk aus Pflanzern, Agrarwissenschaftlern und Kolonialbeamten, das die Versorgung des Kaiserreiches mit Kautschuk sichern sollte. Der Rohstoff für die Gummierherstellung war für die Elektroindustrie, die Technik in neuen Straßen- und Schienenfahrzeugen, die Medizin und für neuere Vorstellungen von Hygiene so unverzichtbar geworden, dass man für seine Gewinnung in den afrikanischen Kolonien auch Regime unfreier Arbeit etablierte.

Tristan Oestermann beleuchtet die bislang kaum untersuchten Aktivitäten Berliner Kolonialunternehmen am Beispiel Kameruns. Während Hamburger Kaufleute und Handelsfirmen bereits seit vorkolonialer Zeit Verbindungen nach Westafrika geknüpft hatten, war der Einstieg in dieses Geschäft für die Neuankömmlinge schwierig. In Berlin entstanden zahlreiche Aktiengesellschaften, die – von kolonialen Fantasien beflügelt – auf große Profite aus den Plantagen setzten. In vielen Fällen handelte es sich um spekulative Gründungen oder, wie im Fall der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft, um Betrugsmaschinen. Der exotische Reiz und die Aussicht auf Profit aus der erzwungenen Arbeit Anderer verleitete zu Investitionen, die in vielen Fällen verloren gingen, während sie in Kamerun unübersehbares Leid verursachten.

Mona Rudolph untersucht Globalisierungsprozesse am Beispiel des Diamantenhandels in Berlin. Nach der Entdeckung großer Diamantenfelder in der Namib versuchte man, den Rohdiamantenhandel mittels einer eigens geschaffenen Regie-Gesellschaft in Berlin zu konzentrieren. Die zielte auf einen schnellen und risikoarmen Verkauf der Steine im Lande. Da aber die Diamantenverarbeitung im Kaiserreich kaum entwickelt war und das Publikum noch ganz überwiegend farbige Steine vorzog, fanden die Diamanten ihre Abnehmer zunächst in Belgien und während des Ersten Weltkrieges in den USA. Der Beitrag zeigt eindringlich, wie stark die deutschen Kolonien über Berlin und das Reich in die Weltwirtschaft integriert waren.

Vera Felicitas Mayer zeigt die Verbindungen zwischen der 1898 in Berlins Halleschem Torbezirk gegründeten Einkaufsgenossenschaft deutscher Kolonialwarenhändler (E. d. K., später Edeka) und der Handelsgeschichte sansibarischer Gewürznelken auf. Sie waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in immer größeren Mengen auf dem Weltmarkt verfügbar und wurden auch in Berlin konsumiert. Anhand dieser »unterschätzten« Kolonialware wird sichtbar, wie die Einzelhandelsbranche und Berlin im kolonialen Gefüge verstrickt waren, denn die von der sich entwickelnden Konsumgesellschaft begehrten, günstigen Gewürznelken waren ein Produkt der Ausbeutung von unfreier Arbeit und der Natur auf der ostafrikanischen Insel.

Der folgende Teil des Buchs stellt Berlin einerseits als Zentrum von Kolonialpolitik dar und andererseits als einen Ort, an dem konservative Eliten außereuropäischer Imperien Verbündete gegen die Bedrohung durch den westlichen Imperialismus suchten. Nicht nur deutsche Kolonialpolitiker setzten gezielt auf Unterstützung aus der breiten Gesellschaft. In allen Schichten gab es Erwartungen von Gewinnen daraus: neue Konsummöglichkeiten, sicherere Beschäftigung, allgemein vermehrter Wohlstand, nationale Größe.

Christian Dietrich illustriert die Wirkmacht des vor diesem Hintergrund betriebenen Sozialimperialismus. So konnte die Reichstagsdebatte um die vorgeschlagene Subvention einer Postdampferlinie nach Ostasien sogar innerhalb der eigentlich kolonialkritischen Sozialdemokratie Spaltungen hervorrufen, die über das SPD-nahe *Berliner Volksblatt* und die Parteizeitung *Sozialdemokrat* auch in die Öffentlichkeit gerieten. Befürworter in der SPD erwarteten z. B. mehr Beschäftigung in den Werften, wo man Schiffsneubauten auf Kiel legen würde.

Berlin war wohl das Zentrum wilhelminischer »Weltpolitik«, aber auch ein weltweit angesehenes Zentrum von Forschung und Studium. Osmanische und ostasiatische Beobachter sahen das Kaiserreich weniger als Kolonialmacht denn als Widerpart des Imperialismus, den sie vor allem in London und Paris verorteten – und als potentiellen Verbündeten gegen diesen ›Westen‹. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon war ihnen der Beleg dafür, dass Deutschland vielmehr Opfer des Kolonialismus war, den es aber abgeschüttelt hatte. Saimaiti Maimaitiming zeigt, wie vor allem konservativ-illiberale Kreise die Entsendung von Offizierskadetten, Studenten und Gelehrten nach Berlin förderten, wo sie die Modernisierungsrezepte hinter dem Sieg über Frankreich 1870/71, der Reichsgründung und dem industriellen Erfolg des Landes studieren sollten. Von Berlin aus wurde diese Art des akademischen Austauschs begrüßt und gefördert. Tatsächlich wurden viele der Gäste dann zu einflussreichen Modernisierern im späten Osmanischen und Chinesischen Reich.

Da die europäischen Sehnsuchtsorte und Kolonien weit entfernt lagen und nur wenige Menschen überhaupt die Möglichkeit hatten, dorthin zu reisen, kam den visuellen Medien eine herausragende Bedeutung bei der Repräsentation dieser Räume zu. Über sie wurden aber auch Stereotype und Phantasmen generiert, transformiert und zirkuliert, die im Spannungsfeld von Repräsentationen und kolonialpolitischer Überformung standen. Umso wichtiger ist es, die in diesem Zusammenhang entstandenen bildlichen und literarischen Imaginationen zu analysieren. Lilja-Ruben Vowe wendet den Begriff der »Echokammer« in einer bildwissenschaftlichen und kulturhistorischen Studie zur verflochtenen Kolonialgeschichte der Region Berlin-Brandenburg an. Ein kommunikationswissenschaftlicher Ansatz wird so auf das kulturhistorische Feld übertragen, um anhand von drei visuellen Zeugnissen und Objekten von den Epochenschwellen 1700, 1800 und 1900 die Herausbildung und das Nachleben kolonialer Bilder und Stereotypen zu erklären. Diese Bildgedächtnisse bieten Einblicke in Macht- und Herr-

schaftsstrukturen und zeigen, wie koloniale Kontinuitäten mit dem Narrativ einer europäischen, *weißen* Vorherrschaft entstanden, fortgeführt und aktualisiert wurden. Die ›Anderen‹ sind dabei eine zentrale Analysekatgorie visueller Repräsentationen von Herrschaft und Subalternität und den damit transportierten Geschichtsbildern.

Daniel Jankowski untersucht die im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung von 1896 eingerichtete Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung und die in der Werbung eingesetzten Bildmedien. Sie sollten die breite deutsche Bevölkerung für den kolonialen Gedanken begeistern und Wirtschafts- und Handelskreisen die wirtschaftlichen Potenziale der Kolonien aufzeigen. Zentral ist die ikonographische und ikonologische Analyse von Postkarten – insbesondere der chromolithographisch produzierten Bildpostkarten aus der Berliner Kunstanstalt Johannes Mieslers, die als offizieller Werbepartner der Ausstellung fungierte. Die Karten verbreiteten koloniale Ideologeme, Bildmotive, Stereotype und teils rassistische Vorstellungen von dem ›Fremden‹ öffentlich, und sie trugen sie zugleich in die private Sphäre der Empfänger:innen. Die meisten Karten zeigten die kulissenartigen Gebäude auf dem Treptower Ausstellungsgelände, überwiegend im indo-islamischen Stil errichtet und bevölkert von den ebenfalls dort ›ausgestellten‹ Menschen. Die über Kulissen und Karten gedoppelte Künstlichkeit entsprach den verbreiteten kolonialen Imaginarien, die wenig mit der Realität zu tun hatten.

In ihrer historischen und visuellen Analyse fokussiert Anne Peiter die fotografische Darstellung afrikanischer Lastenträger:innen, deren Arbeit angesichts schwach ausgebauter Wegenetze überhaupt erst die Voraussetzungen für den Transfer von Kolonialwaren ins deutsche Kaiserreich schufen. Dabei greift sie auf Fotosammlungen, Presse- und Werbematerialien zurück, wo bestimmte seriell auftretende Motive auffallen. Freilich suggerierten die in etablierter kolonialer Praxis und Sichtweise entstandenen Fotografien und Bilder des Transports über Bahnstationen, Flussquerungen und Anlegestellen hinweg eine deutsche Überlegenheit, die den tatsächlichen Abhängigkeitsverhältnissen vor Ort nicht entsprach. Schließlich waren die Kolonisor:innen auf das Wissen und die Erfahrung der Träger:innen angewiesen, die mit Gelände und Klima vertraut waren.

Leo Ryzcko untersucht die kolonialen und orientalistischen Motive in der Zeitschrift *Der Eigene*, der einzigen queeren Zeitschrift, die schon in der Kaiserzeit erschien. Die Analyse der an männerliebende Männer gerichteten Texte und Bilder zeigt, dass Kolonialismus und Orientalismus gesellschaftlich breit gestreut waren – auch in dieser weitgehend marginalisierten Gruppe. Kurzge-

schichten und andere Beiträge boten verschiedenste Bezüge zu den Kolonien, wie in der Projektion sexuellen Begehrens (»The Sexotic«) und orientalistischer Klischees auf die dort lebenden Menschen, in der Projektion von utopischen Ausbrüchen und Freiräumen auf die Kolonien, aber auch in der Konstruktion einer rassistisch definierten *weißen* Männlichkeit gegenüber den als »gefügig« imaginierten Männern in den Kolonien.

Von Exotismen durchtränkte Begehrlichkeit wirkte auch in Berlins wissenschaftlichen Einrichtungen, vor allem in Museen, die Unmengen an kulturellen Artefakten aus den Kolonien in ihren Besitz brachten. Die Beiträge dieses Blocks geben Einblick in die Rolle von Institutionen in Berlin und in den Kolonien, und nicht zuletzt die der Missionsgesellschaften. Sylvain Mbohou skizziert eine Geschichte der kolonialen Durchdringung Kameruns von dem ersten »Schutzvertrag« (1884) mit den an der Küste lebenden Douala über den Aufbau einer Infrastruktur mit Häfen, Eisenbahnlinien, Kolonialverwaltung und Militärposten bis hin zur Arbeitsausbeutung vor allem der ländlichen Bevölkerung und den Einsätzen der sog. deutschen »Schutztruppe« gegen bestimmte Ethnien im Landesinneren. Die Geschichte kulminiert in der bis heute umstrittenen »Überlassung« eines wertvollen Kultobjekts der Bamum: des reich verzierten Throns ihrer Fürsten, der bis heute im Besitz des Ethnologischen Museums Berlin ist, damals das *Königliche Museum für Völkerkunde*. Sie endet mit der ebenso fragwürdigen Aneignung des danach neu angefertigten Throns durch die nach 1918 folgende Kolonialmacht Frankreich. Er steht heute im *Musée du quai Branly* in Paris.

Den Verlust von kulturellen Objekten in Kamerun untersucht auch Richard Tsogang Fossi, mit einem Fokus auf der Rolle und der Position von Missionaren und Missionsgesellschaften zwischen den in dieser Hinsicht unersättlichen Museen in Berlin, der Kolonialverwaltung vor Ort, Offizieren der sog. »Schutztruppe« und anderen Protagonisten der Kolonialherrschaft. Die Methoden der Missionare zur Aneignung solcher Objekte reichten von religiöser Spaltung der Dorfgemeinschaften über wirtschaftlichen Druck und Sozialdisziplinierung bis zur öffentlichen Demütigung derjenigen, die sich wenig empfänglich zeigten für die christliche Heilslehre. Ungezählte Sakral- und Ritualgegenstände, für die man kein Interesse bei den Museen oder auf dem deutschen bzw. europäischen *Ethnographica*-Markt erwartete, vernichteten die Missionare systematisch, vorzugsweise auf Scheiterhaufen. Dieser stark gegen die religiös-rituelle Durchdringung des Alltags gerichtete Ikonoklasmus beschädigte die Kultur(en) in Kamerun bis in eine unabsehbare Zukunft hinein.

Julia Binter, Jan Hüsgen und Julia Richard gehen stärker auf die Beziehungen zwischen den Missionsgesellschaften und Berliner Museen ein und erweitern den Blick auch nach Neu-Guinea. Die Verflechtungen zwischen Mission und der Sammlungspolitik der Museen begann schon 1872, als Adolf Bastian, der Direktor des im Jahr darauf gegründeten Museums für Völkerkunde werden sollte, die Missionsgesellschaften um Überlassung geeigneter Objekte für einen Bestandsaufbau bat. Mit seiner 1879 erhobenen Forderung nach Kolonialisierung festigte Friedrich Fabri, Leiter der Rheinischen Missionsgesellschaft, die Symbiose zwischen kirchlichen und staatlichen Institutionen. Um die aus den Missionsgebieten nach Berlin kommenden Objekte, vor allem die mit sakral-religiöser Bedeutung, entstand eine regelrechte Konkurrenz zwischen dem Museum für Völkerkunde und dem Kolonialmuseum, das erst 1899 eröffnet wurde – unter anderem, um die vielen Exponate der Deutschen Kolonialausstellung von 1896 dauerhaft aufzunehmen.

Der letzte Beitrag thematisiert grundsätzlich, wie (post-)koloniale Stadtgeschichte heute museal dargestellt und problematisiert werden kann. Dazu entwickeln Ibou Diop, Frauke Miera und Lorraine Bluche ihre Gedanken zu einer Dekolonisierung des Stadtmuseums Berlin, das hier freilich auch exemplarisch steht für viele andere historische Museen. Das erfordert zunächst einen distanziert-kritischen Rückblick auf die Geschichte der Institutionen selbst, von denen viele in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, um über nationalistische, kolonialistische und rassistisch unterfütterte Geschichtserzählungen die Politiken *weißer* Vorherrschaft zu legitimieren. Das spiegelt sich auch in der rund 4,5 Millionen Objekte zählenden Sammlung des Hauses wider, von denen viele aus den Kolonialgebieten stammten. Die 2022 am Stadtmuseum eingerichtete Kompetenzstelle DeKolonisierung hat mit einer Neusichtung der Sammlung begonnen, um davon ausgehend ein alle Aspekte der Museumsarbeit umfassendes Konzept zu erarbeiten.

Allein dieser Blick auf das Stadtmuseum zeigt, wie sehr der gesamte Berliner Alltag besonders seit Mitte des 19. Jahrhunderts von kolonialistischen und rassistischen Stereotypen und Ideologemen durchzogen war – und in welchem Ausmaß sie bis heute wirksam sind.

Berlin, eine Reichshauptstadt und Kolonialmetropole

Akteure, Medien und Selbstdarstellungsmuster (1683–1918)

Albert Gouaffo

Obwohl Berlin als Residenz der brandenburgischen Kurfürsten, ab 1701 auch der preußischen Könige und später als Denkfabrik der wilhelminischen Weltmacht keine Hafenstadt wie Bremen und Hamburg war, war sie seit der Frühmoderne mit dem kolonialen Warenhandel und damit verbundenen überseeischen Warenströme verflochten. Koloniale Sehnsüchte der Stadt Berlin reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. In der postimperialen bzw. postkolonialen Gegenwart der Stadt wird dies aber kaum wahrgenommen. Verstärkt seit dem 18. Jahrhundert gelangten über Seehäfen Kolonialprodukte und Menschen aus Afrika und anderen außereuropäischen Regionen nach Berlin. Dies stimulierte auch Eroberungsprojekte des brandenburgisch-preußischen Staates, der damit die Binnenwirtschaft fördern und so auch zur Erholung von den demographischen Verlusten des Dreißigjährigen Krieges beitragen wollte. Allein in Berlin war die Bevölkerung infolge des Krieges und der damit verbundenen Epidemien von rund 20.000 auf nur 10.000 Einwohner geschrumpft.¹ Frühmoderne Wachstumsraten waren in der Regel sehr gering. Ein Mittel zur Steigerung war der Einstieg in ganz neue und deshalb schneller wachsende Sektoren der Wirtschaft, wie den transatlantischen Sklavenhandel.

Unter dem »Großen Kurfürsten« Friedrich Wilhelm (1620–1688) gründete der Reeder und preußische Generalmarinedirektor Benjamin Raule (1634–1707) 1682 die Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie (BAC), die

1 de Vries, Jan: *European Urbanization 1500–1800*, Cambridge MA: Harvard University Press 1984, S. 281.

1683 an der Goldküste Afrikas, heute Ghana, ihre eigene Festung »Großfriedrichsburg« anlegte.² Die BAC dürfte knapp 20.000 Menschen in die Karibik verschleppt haben,³ wo man sie zur Arbeit auf den Plantagen zwang. Im Vergleich mit anderen europäischen Konkurrenten wie England, Frankreich und Holland ist diese Zahl gering, aber es bleibt eine Unzahl von afrikanischen Betroffenen im transatlantischen Handel.⁴ Außerdem kaufte die BAC Elfenbein, Gold und das afrikanische Gum Arabikum. Da aber Brandenburg ein Binnenland war und nur in der entfernten Exklave Emden einen Seehafen hin zum Atlantik hatte, weil dem Land das erforderliche Kapital und eine Wirtschaft zur profitablen Verarbeitung und Vermarktung von Kolonialwaren fehlte, wurde die BAC 1711 aufgelöst und die Festung 1717 an die Niederländische Westindienkompanie verkauft, die im Sklavenhandel viel profitablere Konkurrentin der BAC. Damit waren die ersten Fundamente für koloniale Bestrebungen der Hohenzollern wieder verloren.

Spätestens in den 1850er Jahren, mit preußischen Initiativen für eine Handelsexpansion bis nach Japan und China⁵, wurde in Berlin wieder ein Drang nach Übersee wirksam, aber erst nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 wurde daraus ein Griff nach tatsächlicher Weltmacht. Die wachsende Großstadt verfügte zwar über keine koloniale Tradition mehr, auf die sie zurückgreifen konnte, aber Koloniallobbyisten und Nationalgeschichtsschreiber stilisierten nun das misslungene Abenteuer mit der BAC zu einer frühen kolonialen Geschichte in Afrika, um die nun angestrebten viel größeren »Erwerbungen« historisch zu legitimieren.⁶ Berlin war erst jetzt, durch die Industrialisierung, eine wirkliche Metropole geworden, mit gut 800.000 Einwoh-

2 Klosa, Sven: Die Brandenburgische-Africanische Compagnie in Emden: Eine Handelscompagnie des ausgehenden 17. Jahrhunderts zwischen Protektionismus und unternehmerischer Freiheit, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2011; Brauner, Christina: Kompanien, Könige und caboceers. Interkulturelle Diplomatie an der Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert, Köln: Böhlau 2015, S. 482–485.

3 Zeuske, Michael: Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin: De Gruyter 2013, S. 755. Eingeschifft wurden fast 24.000; über 4000 dürften die Fahrt nicht überlebt haben.

4 van der Heyden, Ulrich/Zeller, Joachim (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin: Berlin-Ed. 2002, S. 16.

5 Naranch, Bradley: Beyond the Fatherland: Colonial Visions, Overseas Expansion, and German Nationalism, 1848–1885, unveröffentlichte Dissertation, Baltimore: Johns Hopkins University 2006, S. 270–324.

6 van der Heyden, Ulrich: Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Großfriedrichsburg in Westafrika, Berlin: Slognow-Verlag 2001, S. 7.

nern um 1870 und knapp 1,9 Millionen um 1900. Unter Kaiser Wilhelm II. und Kanzler Otto von Bismarck wurde sie als Ort der Kongo-Konferenz von 1884/85 zu einem Zentrum der neuen imperialen Weltordnung, die den Wettlauf um Afrika (Scramble for Africa) zur Folge hatte. Dank der in Berlin entworfenen und implementierten Kolonialpolitik wurde das Deutsche Kaiserreich in Kürze zur drittgrößten Kolonialmacht nach England und Frankreich. Wie kam dieser Erfolg zustande? Hier wird argumentiert, dass Verarbeitung und Konsum von Kolonialprodukten (wie Kautschuk, Tabak, Kaffee und Elfenbein) in Berlin sowie die Anwesenheit von Menschen aus Afrika ein nicht nur unter den Eliten der Stadt verbreitetes Überlegenheitsgefühl geprägt und so eine wichtige Basis für die harte Kolonialpolitik im wilhelminischen Deutschland geschaffen haben. Wie wurde Berlin so plötzlich zu einem Knotenpunkt der europäischen Expansion? Welche Akteure standen hinter diesem Projekt? Welche Medien trugen zur Sichtbarkeit und zur Unterstützung der kolonialen Sache in der deutschen Öffentlichkeit bei?

Berlin als Kolonialmetropole im 18. Jahrhundert

Kolonialismus ist eine Politik, die darauf abzielt, ein fremdes Gebiet zu erobern und zum wirtschaftlichen und politischen Nutzen der Kolonialmacht auszubeuten. Diese braucht nicht nur Naturressourcen der Kolonie für die Mehrung und Erhaltung des eigenen Wohlstandes, sondern sie braucht auch die Arbeitskräfte, die bei der Extraktion der Ressourcen aus der Kolonie behilflich sein sollen. Es wurden aber auch Menschen von dort in die Kolonialmetropolen gebracht – nicht in erster Linie für wirtschaftliche Zwecke, sondern für Zwecke der Repräsentation. Seit der 1683 erfolgten Errichtung der Festung Großfriedrichsburg und des so gesicherten Handelsplatzes kamen Menschen afrikanischer Herkunft nach Berlin, die zunächst vornehmlich in der preußischen Armee, aber auch als sogenannte »Hofmohren« dienten.⁷

7 Martin, Peter: *Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen*, Hamburg: Hamburger Edition 2001; Theilig, Stephan: *Türken, Mohren und Tataren. Muslimische (Lebens-)Welten in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert (= Kulturen, Kommunikation, Kontakte, Bd. 16)*, Berlin: Frank & Timme 2013; Becker, Andreas: »Preußens schwarze Untertanen«, in: *Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte* 22 (2012), S. 1–32.

Der »Große Kurfürst« Friedrich Wilhelm von Brandenburg legte nicht nur den Grundstein zu brandenburgisch-preußischer Macht in Mitteleuropa, sondern er wurde wegen seines Engagements in Übersee auch als Vater der deutschen Kolonialpolitik bezeichnet.⁸ Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) wurde wegen seiner Stärkung der Armee Soldatenkönig genannt. Das Militär bildete nun das Rückgrat Preußens. Der preußische Militarismus, der bis in die wilhelminischen Kolonialtruppen wirkte, hatte hier einen wesentlichen Ursprung.

Berlin als Residenzstadt preußischer Könige hat die Bausteine für die Wahrnehmung von Afrika und von Afrikanern gelegt. Afrikaner, die im Kontext des brandenburgisch-preußischen Handels an der Goldküste nach Berlin kamen, wurden – wie an anderen Höfen in Europa – Mohren genannt. Man wertete den eigenen Hof auf, wenn die gekauften bzw. verschleppten Sklaven die Residenz als livrierte Diener und Objekte der Schaulust die Räume zierten. Der von den Eliten in ihren Salons konsumierte Zucker, der Kaffee und der Tabak waren eine, die Afrikaner die andere Seite derselben Medaille. Afrikaner standen nicht nur für die Regionen, aus denen sie ursprünglich kamen, sondern sie wurden zu Prototypen von Menschen gemacht, Leibeigenen, die in Afrika lebten. Im Jahr 1686 übernahm der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm das gesamte Eigentum der Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie und wurde so selbst zum großen Sklavenhändler.⁹ Die BAC kaufte an der Goldküste nicht nur versklavte Menschen, Gold und Elfenbein, sondern sie brachte im Gegenzug auf ihren Schiffen auch hochwertige Textilien, hochwertige Metallwaren, Glaswaren, Gewehre und andere Waffen dorthin. Um den damaligen Sklavenhandel zu legitimieren, wurden Afrikaner als Halbwilde eingeordnet und behandelt, die erst zum Menschen erzogen werden sollten und ihr Menschsein demnach ihren jeweiligen deutschen Herren und Herrinnen verdankten. Wenn sie in Berlin ankamen, wurden sie zunächst getauft, ihr eigentlicher Name wurde durch den Taufnamen ersetzt, und sie wurden als Eigentum und mit dem Namen des Herren nach dessen Vorstellungen regelrecht domestiziert.¹⁰

8 van der Heyden, Ulrich: »Das brandenburgische Kolonialabenteuer unter dem Großen Kurfürsten«, in: Ders./Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin: Berlin-Edition 2002, S. 15–18, hier S. 15.

9 U. van der Heyden: *Rote Adler*, S. 38.

10 Patterson, Orlando: *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge MA: Harvard University Press 1982, S. 1–14.

Rassistische Bilder der Berliner von Afrikanerinnen und Afrikanern, die vom Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts herreichen, sind insofern kolonial geprägt. Berliner träumten von weißer Suprematie, deren Gegenbild sie auf Afrikaner und Afrikanerinnen projizierten. Die Wahrnehmungen vom Afrikaner als tiernahem Menschen lässt sich an Figuren aus den Porzellanfabriken des 18. Jahrhunderts ablesen. Der Afrikaner wird als fortgeschrittener Affe dargestellt. Besonders betont ist seine dunkle Hautfarbe, und neben den in europäischer Mode auftretenden Deutschen wird er durch seine Kleidung exotisiert. Deutungsmuster des afrikanischen Fremden wurden somit den deutschen Betrachtern der Zeit eingeflößt und sedimentiert. Geert Hofstede, der holländische Sozialpsychologe und Theoretiker der interkulturellen Kommunikation, wird hier von »collective programming of the mind« sprechen.¹¹

Diese rassistischen Bilder existieren seit dem durch den transatlantischen Sklavenhandel geschaffenen ersten Kontakt Berlins mit Afrika und prägen in gewisser Hinsicht noch die Gegenwart. Die ersten Afrikaner und Afrikanerinnen, die über die BAC nach Berlin kamen, wurden als Arbeitskraft und als Statussymbol an den Höfen der Aristokratie ausgebeutet. Zwei Gemälde der preußischen Hofmaler Antoine Pesne (1683–1757) und Paul Carl Leygebe (1664–1730) spiegeln diese Fremdbilder der Berliner Kultur des späten 17. und 18. Jahrhunderts wider. In Leygebés Darstellung des »Tabakskollegiums« von König Friedrich I. müssen drei Afrikaner als Hofmohren dienen (Abb. 1), und wie der afrikanische Knabe, der auf Pesnes Gemälde dem kleinen Prinzen Friedrich Ludwig (1707–1708) Gesellschaft leisten musste, sind sie in den verschatteten Bereich des Bildes gerückt (Abb. 2).

11 Hofstede, Geert: *Cultures and Organizations: Software of the Mind*, New York u.a.: McGraw-Hill 2010.

Abbildung 1: Antoine Pesne, Prinz Friedrich Ludwig oder Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen im Gartenwagen mit Friedrich Ludwig (?)



© SPSG/Jörg P. Anders, <https://www.spsg.de/aktuelles/ausstellung/schlösser-preussen-kolonial>

Abb. 2: Paul Carl Leygebe, *Das Tabakskollegium König Friedrichs I. in Preußen (1657–1713) in der Drap d'or-Kammer des Berliner Schlosses*



© SPSPG/Gerhard Murza, <https://www.spspg.de/aktuelles/ausstellung/schloesser-preussen-kolonial>

Im heutigen Bezirk Mitte wurde bereits Ende des 17. Jahrhunderts ein unbefestigter Weg als Mohrenstraße bezeichnet. Bei der Anlage der Friedrichsstadt war er als Querverbindung zur Friedrichstraße entstanden. Den Namen hatte die nicht allzu lange Straße dem Umstand zu verdanken, dass eine afrikanische Delegation aus der damaligen brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg in einem Gasthaus vor den Toren Berlins einquartiert war. Die Delegation wollte gleich nach dem Abschluss von sogenannten Schutzverträgen dem Großen Kurfürsten einen Höflichkeitsbesuch abstatten. Die viermonatige Anwesenheit der Afrikaner bzw. Mohren, wie es damals hieß, rief viel Aufmerksamkeit in der Bevölkerung der Stadt hervor, sodass man die

Straße, auf der man die Fremden zu ihrer Unterkunft gehen und fahren sah, Mohrenstraße nannte.¹²

Berlin als Reichshauptstadt und Zentrum der kolonialen Expansion: Figuren, Institutionen, Vereine, Einrichtungen

Ende des 19. Jahrhunderts wurde Berlin zu einem Knotenpunkt europäischer kolonialer Bestrebungen. Dass Europäer es geschafft hatten, den afrikanischen Kontinent von mehr als 10 Millionen Quadratmeilen und über 100 Millionen Einwohnern damals in mehr als zwei Jahrzehnten unter ihre Herrschaft zu bringen, verdankten sie ihrem technologischen Vorsprung. Maschinengewehre, moderne Kanonen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen und die Erkenntnisse der Medizin (Chinin gegen Malaria) waren wirkungsvolle Werkzeuge für die Durchsetzung von Herrschaft.¹³

Als 1884 verstärkt Konflikte unter den europäischen Mächten, insbesondere Großbritannien, Portugal und Belgien um die Vorherrschaft im Kongo-Bekken auftraten, rief Reichskanzler Otto von Bismarck als Vermittler die Kontrahenten zu der erwähnten Konferenz nach Berlin. Die sogenannte Kongo-Konferenz, die vom 15. November 1884 bis zum 26. April 1885 währte und an der Vertreter von rund einem Dutzend europäischer Staaten sowie der USA und des Osmanischen Reichs teilgenommen hatten, sicherte diesen Vertragsstaaten freien Zugang für Handel und Mission in Afrika zu. Sie wird als Grundlage für die koloniale Erschließung des Kontinents gesehen. Afrikaner saßen nicht am Verhandlungstisch. In kolonialdiplomatischer Konvenienz legten die europäischen Mächte in Berlin wie mit einem Lineal gezogene Demarkationslinien in Afrika fest, die bis heute die Grenzlinien der 55 Staaten des afrikanischen Kontinents bilden. Das vorkoloniale Afrika wurde als herrenlos erklärt und nunmehr als Kronland bzw. als Eigentum europäischer Staaten an Kolonialgesellschaften, Konzessionäre und Siedler vergeben. Bismarck hatte die von der Koloniallobby propagierten Kolonialpläne ursprünglich als zu teuer und zu konfliktträchtig abgelehnt, stimmte aber dann aus verschiedenen innen- und außenpolitischen Gründen doch zu. Er nutzte die Berliner Afrika-Konferenz,

12 van der Heyden, Ulrich: »Die Mohrenstraße«, in: Ders./Zeller, Kolonialmetropole Berlin (2002), S. 188–189, hier S. 188.

13 Gründer, Horst: »Der ›Wettlauf‹ um Afrika und die Berliner Westafrika-Konferenz 1884/85«, in: van der Heyden/Zeller, Kolonialmetropole Berlin (2002), 19–22, hier S. 19.

um die Aktivitäten deutscher Handelshäuser an den afrikanischen und manchen anderen Küsten unter Reichsschutz zu stellen. Das deutsche Kaiserreich »erwarb« von 1884 bis 1885 – neben nicht-afrikanischen Gebieten wie Qingdao, Samoa oder Papua-Neuguinea – vier Kolonialgebiete in Afrika: Kamerun, Togo, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika. Die Kaiserstadt Berlin wurde somit zum Zentrum des deutschen Imperialismus.

Berlin wurde für drei Jahrzehnte eine Reichskolonialhauptstadt, in der alle Institutionen der Kolonialverwaltung und auch private Interessenverbände ihren Sitz hatten: die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, wissenschaftliche Institutionen zur Unterstützung der deutschen Kolonisation, Lobbyverbände wie die Deutsche Kolonialgesellschaft und ihre Propagandaorgane. Mit allen diesen Einrichtungen konnte Berlin als Zentrale der »Weltmacht« des deutschen Kaiserreiches auftreten.

Zentrum der Regierung und Verwaltung der deutschen Kolonien war bis 1890 die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes. Erst dann gründete Kanzler Leo Graf von Caprivi eine Kolonialabteilung, ebenfalls im Auswärtigen Amt angesiedelt, aber direkt dem Kanzler unterstellt. Ab 1896 gehörte auch das Kommando über die in den Kolonien stationierten »Schutztruppen« dazu.¹⁴ Die neue Behörde veröffentlichte das *Deutsche Kolonialblatt*, das *Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reiches*, in dem systematisch über die Aktivitäten in den Kolonien berichtet wurde. Die Aufwertung des Kolonialamts zum Reichskolonialamt erfolgte durch allerhöchsten Erlass vom 17. Mai 1907, mit Staatssekretär Bernhard Dernburg (1865–1937) als erstem Leiter dieser Behörde. Das Reichskolonialamt gliederte sich in vier Abteilungen: Die Abteilung für allgemeine sowie politische Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten, die Abteilung für Bau- und Verkehrswesen sowie technische Angelegenheiten und Finanzen, die Personalabteilung und schließlich das von einem General geleitete Kommando für die »Schutztruppen« in Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika und Kamerun.¹⁵

Die »Schutztruppe« war eine zentrale Institution kolonialer Großmacht sucht und wilhelminischen Überlegenheitsdenkens: Sie setzte das Gewaltmonopol des Kaiserreiches auch in den von ihm beanspruchten »Schutzgebieten« durch und sollte diese gegen die konkurrierenden Kolonialmächte verteidigen.

14 Canis, Konrad: »Bismarck als Kolonialpolitiker«, in: van der Heyden/Zeller, Kolonialmetropole Berlin (2002), S. 23–28; vgl. auch Sippel, Harald: »Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und das Reichskolonialamt«, in: Ebd., S. 29–32.

15 H. Sippel: Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, S. 31.

Zu ihrer Verstärkung wurden auch afrikanische Söldner angeworben. 1913 waren rund 430 Offiziere in die deutschen Kolonien abkommandiert, was etwa einem Prozent des Offizierskorps des Reichsheeres entsprach.¹⁶ Die »Schutztruppen« waren vor allem in den drei genannten afrikanischen Kolonien präsent, weil der Widerstand gegen die Kolonialherrschaft dort besonders stark war. Wenn der Widerstand militant wurde – weil Kolonialbehörden oder Plantagenbetreiber die »Schutzverträge« verletzten und keine Lösung in Aussicht war – war das ein Anlass für sogenannte »Strafexpeditionen«, mit vielen Opfern in der Zivilbevölkerung, und bis hin zum Völkermord im 1904 begonnenen Krieg gegen die OvaHerero und Nama in Deutsch-Südwestafrika.¹⁷ »Schutzverträge«, »Schutzgebiete«, »Strafexpeditionen«: Die Kolonialmacht hatte ihre eigene euphemistische Semantik entwickelt.

Als beratendes Gremium stand der Reichsregierung der Kolonialrat zu Rate. Er saß an der Nahtstelle zwischen Entscheidungsträgern in Berlin sowie wirtschaftlichen und politischen Kolonialinteressen und trat von 1891 bis 1907 und von 1911 bis 1913 regelmäßig zusammen. Als beratendes Gremium beeinflusste der Kolonialrat ein breites Spektrum kolonialpolitischer Entscheidungen. Er besaß das Vorschlagsrecht und beriet in der Regel Vorlagen des Reichskolonialamtes, um ihm zu sachgemäßen und den Interessen genehmen Entscheidung zu verhelfen.¹⁸ Ein oder zweimal pro Jahr wurde der Kolonialrat in Berlin von der Reichsregierung, d.h. vom Reichskanzler, einberufen. Ein Drittel der 20 Mitglieder verfügte über zumindest zweijährige Erfahrung in den Kolonien. Hinter den Mitgliedern standen Geldhäuser wie der *Schaaffhausen'sche Bankverein*, die *Disconto-Bank* oder die *Berliner Handelsgesellschaft*. Die beiden letzteren waren in Berlin ansässig, das ab 1870 Frankfurt a.M. sehr schnell als deutsches Finanzzentrum ablöste. Im Kolonialrat war der Einfluss der kolonialpropagandistischen Vereine wie der *Deutschen Kolonialgesellschaft* und des *Alldeutschen Verbandes* unbestreitbar, vor allem bei der Entscheidung

16 Zeller, Joachim: »Das Oberkommando der Schutztruppen – Zentrale des deutschen Kolonialmilitärs«, in: van der Heyden/Zeller, *Kolonialmetropole Berlin* (2002), S. 35–40, hier S. 38.

17 Kößler, Reinhart/Melber, Henning: »Völkermord – Anerkennung ohne Entschuldigung und Entschädigung? Verwicklung in verwobener Geschichte«, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.), *Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit*, Berlin: Metropol 2021, S. 223–242, siehe S. 225–230.

18 Pogge von Strandmann, Hartmut: »Der Kolonialrat«, in: van der Heyden/Zeller, *Kolonialmetropole Berlin* (2002), S. 32–24, hier S. 33.

über koloniale Großprojekte wie dem Eisenbahnbau, dem Missionswesen oder der Errichtung von Plantagengesellschaften und Seeverbindungen¹⁹.

Auch die Architektur prägte den Raum und das Selbstbild der Kolonialmetropole Berlin. Im Stadtteil Tiergarten herrschte das Afrikahaus als Eigentum und Sitz der *Deutschen Kolonialgesellschaft* (DKG), des größten und einflussreichsten Verbandes innerhalb der deutschen Kolonialbewegung. Sie war 1887 aus dem Zusammenschluss des *Deutschen Kolonialvereins* (gegründet 1882 in Frankfurt a.M.) und der *Gesellschaft für deutsche Kolonisation* (gegründet 1884) hervorgegangen. Laut Satzung bezweckte sie im Dienste des Vaterlandes die Erkenntnis von Gemeingut des deutschen Volkes zu befördern.²⁰ Als herausragender Koloniallobbyist betätigte sich die Gesellschaft auf vielen Gebieten, nicht zuletzt dem der Kolonialpropaganda. Die von ihr herausgegebenen Bücher, Flugschriften und Zeitschriften sollten den »Kolonialgedanken« im Volke festigen und andere Interessengruppen für das Kolonialabenteuer gewinnen. Die Gesellschaft stellte Material für die Lehrerschaft bereit, um die Schuljugend zu beeinflussen. Zu den Maßnahmen gehörten auch die Durchführung von Kolonialkongressen und die Organisation von Kolonialausstellungen. Ein besonderes Augenmerk galt der Förderung der Auswanderung in die deutschen Kolonialgebiete, aber auch der gezielten Lenkung von Auswanderern. In den oberen beiden Geschossen des Afrikahauses war die umfangreiche Kolonialbibliothek samt Bildarchiv untergebracht. Während sich im dritten Stock die von der Deutschen Kolonialgesellschaft betriebene halbamtliche *Zentralauskunftsstelle für Auswanderer* eingerichtet hatte, wurden die übrigen Büroräume vorzugsweise an koloniale Verbände und im Kolonialgeschäft tätige Firmen vermietet, darunter namhafte Unternehmen: die *Afrikanische Compagnie Aktiengesellschaft*, die *Lüderitzbucht-Gesellschaft*, die *Südwest-Afrikanische Schäferei-Gesellschaft* etc.²¹

Dem Auswärtigen Amt und der *Deutschen Kolonialgesellschaft* standen wissenschaftliche Einrichtungen als wichtige Akteure kolonialer Herrschaft zur Seite. Diese Einrichtungen waren Reservoirs für die koloniale Expertise und viele von ihnen hatten ihren Sitz in Berlin, wie das im Oktober 1887 feierlich eröffnete *Seminar für Orientalische Sprachen*. Seine wesentliche Aufgabe war die

19 Ebd. S. 34.

20 Ebd. S. 46.

21 Zeller, Joachim: »Stätte des deutschen kolonialen Wollens« – Das Afrika-Haus der Deutschen Kolonialgesellschaft (DKG), in: van der Heyden/Zeller, Kolonialmetropole Berlin (2002), S. 45–49, hier S. 45.

Vermittlung von Sprachen für den praktischen Gebrauch in den Kolonien. Es sollte zudem geeignete Dolmetscher ausbilden, die das Auswärtige Amt für das handelspolitische Engagement des Reiches in Asien und Afrika brauchte.

Mediale Selbstdarstellungsmuster Berlins als Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum der wilhelminischen Kolonialpolitik

Medien machten Berlins Rolle als Knotenpunkt der deutschen Kolonial- und Machtpolitik öffentlich sichtbar. Die Hauptstadt einer »verspäteten Nation« sollte sich nun auch als Zentrum einer neuen Weltmacht gegenüber den schon lange etablierten Metropolen wie London und Paris behaupten. Viele Medien standen zur Verfügung: Presse, Literatur, Gewerbeausstellungen, Völkerschauen, Lichtvorträge, koloniale Werbung, Fotografie, Architektur und Denkmäler. All das bildete ein Dispositiv, aus dem ich nur drei Formate auswählen und analysieren werde, die aus meiner Sicht massenwirksam waren und die Denkmuster der Berliner (und nicht nur der Berliner) im Hinblick auf den Kolonialismus besonders geprägt haben sollten. Es geht um Kolonialausstellungen bzw. Völkerschauen, koloniale Werbung und Kolonialliteratur aus der Feder Berliner Schriftsteller. Diese Medien vermittelten »Wissenswertes« über die Kolonien, und vor allem die Gestaltung der eigenen nationalen Identität im sozialen Raum. Es war die Aufgabe dieser Kolonialakteure, koloniales Handeln und koloniale Mentalitäten in der modernen Massengesellschaft zu vermitteln.

In der Öffentlichkeit waren Kolonialausstellungen und Völkerschauen als Freizeitangebote geeignet für die mentale Eroberung des kolonialen Fremden. Der Besucher sollte sich die afrikanische Fremde nicht nur imaginieren, sondern er sollte sie hautnah betrachten. Kolonialprodukte wie Kaffee, die er zu seinem alltäglichen Frühstück auf den Tisch bekam, wurden in einer inszenierten exotischen Umwelt mit Afrikanern selbst in Verbindung gebracht. Auch für die vielen auswärtigen Besucher wurde Berlin zur Projektionsfläche des kolonialen Anderen. Um möglichst große Wirkung zu erzielen, wurde die Kolonialausstellung von 1896 mit der Berliner Gewerbeausstellung kombiniert. Die Kolonialausstellung folgte dabei dem Programm von Weltausstellungen und gliederte sich in zwei Teile: einen ethnologischen Teil, in dem »Eingeborene« aus deutschen Kolonien mit ihren Handwerken in Gruppen und einzeln dargestellt wurden, und einen wissenschaftlich-kommerziellen Teil, in dem nicht nur die typischen Produkte der Kolonial-

wirtschaft, sondern auch die Agitationsverbände und Missionsgesellschaften vorgestellt wurden. Mit einer Ausstellungsfläche von 60.000 m² und über zwei Millionen Besuchern kann diese Kolonialausstellung mit Weltausstellungen anderer Kolonialmächte wie Frankreich und England nicht verglichen werden. Gegenüber diesen Nachbarn bestand für Deutschland als »verspätete Nation«²² (und für die Organisatoren der Kolonialausstellung) offenbar ein mehr als symbolischer Nachholbedarf. Die *Deutsche Kolonialzeitung* berichtete:

Die deutsche Kolonialpolitik hatte, als wir die erstbenannten Ausstellungen beschickten, wenige Jahre vorher eingesetzt, die Grundlagen wirtschaftlicher zukünftiger Blüte waren zum Teil eben erst untersucht, zum Teil war man sich noch gar nicht einig, wo man zuerst den Hebel ansetzen sollte. Das hat sich nun aber in den letzten Jahren ganz bedeutend geändert, und es war deshalb ein glücklicher Gedanke, im Anschluß an die Gewerbe-Ausstellung eine Kolonialausstellung zu veranstalten. Der Gegensatz zwischen der großartigen Entwicklung unserer Industrie und Technik und der Urwüchsigkeit der Erzeugnisse unserer Landsleute hat an sich etwas Fesselndes. An den Ufern des Karpfenteiches werden Eingeborene aus Neu-Pommern ihren heimischen Beschäftigungen nachgehen, welche eben erst aus der Steinzeit in die Eisenzeit gekommen sind; [...].²³

Die Zeit der Versuche oder des Ausprobierens war nun vorbei. Deutschland saß nun auch an den Hebeln und hatte sich schnell zur kolonialen Großmacht entwickelt. Wenn bisher die Festigung der inneren Stabilität des von Bismarck und den Hohenzollern mit militärischer Gewalt errichteten Nationalstaates im Mittelpunkt stand,²⁴ so galt es jetzt nicht nur, diese Stabilität nach außen zu tragen, sondern diesen neuen Nationalstaat um einige Kolonien reicher zu machen.

Die Ausstellung sprach verbreitete Vorstellungen von nationaler Zugehörigkeit an und reaktivierte ein allgemeines Vorwissen über die bzw. das Fremde, das wesentlich aus Stereotypen bestand und besteht. Die Ausstellungsstücke waren schon nach dem Publikumsgeschmack und den vorher-

22 Vgl. Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974.

23 o.A.: »Die deutsche Kolonialausstellung«, in: *Deutsche Kolonialzeitung* 18 (2. Mai 1896), S. 138.

24 Bendikowski, Tillmann: 1870/71: Der Mythos von der deutschen Einheit, München: Bertelsmann 2020.

sehbarer Erwartungen gestaltet, denn neue Sichtweisen, neue Erkenntnisse sollten erst gar nicht zustande kommen. Wohlfeile Unterhaltung wurde geboten und Schaulust befriedigt.²⁵ Es gab auch öffentliche Kritik an solchen völkerkundlich verbrämten Zurschaustellungen, aber die Veranstalter reagierten geschickt und grenzten sich selbst von den bisherigen, kommerziellen Völkerschauen ab:

Gegen die Schaustellung der Eingeborenen ist mancherlei geschrieben worden, und in der That kommt selten etwas Gutes dabei heraus. Aber wir glauben, daß die Klippe diesmal glücklich umschiffet werden wird, denn die Leute werden in der Zeit ihrer Anwesenheit sich nützlich beschäftigen, sie haben alles Material mitgebracht, um ihre Künste und Fertigkeiten zeigen zu können, sie sind also nicht, wie das vielfach bei solchen Ausstellungen der Fall war, zum Faulenzen herübergekommen, obwohl ihnen dazu auch noch genügend Zeit bleibt. Der Besucher soll einen Einblick in ihr ganzes Wesen gewinnen, um dasselbe besser verstehen zu lernen. Da es sich ferner hier um Völkerstämme handelt, welche in unseren Kolonien leben, so wird man ihnen mehr Interesse entgegenbringen als irgendwelchen anderen Stämmen, mit denen wir nicht in Berührung getreten sind.²⁶

Auch die Warenwerbung förderte die öffentliche Sichtbarkeit Berlins als Wirtschaftszentrum des Wilhelminischen Reiches und die Sichtbarkeit der Kolonialwaren. Kolonialwarenläden priesen die vormals seltenen und teuren tropischen Produkte, die nun immer breiteren Kreisen zugänglich wurden: Kaffee, Kakao, Bananen. Dies war eine Basis des Sozialimperialismus, der auch der Arbeiterklasse den Genuss solcher Güter versprach. Die Werbung wies auf die Qualität der Produkte hin: »Erzeugnisse aus den Deutschen Kolonien«. Großbuchstaben und Fettdruck hoben diese Herkunft hervor. Jede Kolonie hatte ihre Spezifität und das für sie typische Produkt, wie der Usambara-Kaffee aus Deutsch-Ostafrika oder der Kamerun-Kakao. Beworben wurden aber nicht nur Produkte, die direkt aus den Kolonien kamen, sondern auch in Deutschland aus kolonialen Rohstoffen hergestellte Fertigprodukte

25 Vgl. Riesz, János: »Kolonialwaren«. Die großen Kolonialausstellungen als »exotische Warenlager und Instrumente kolonialer Propaganda«, in: Robert Debusmann/Ders.: Kolonialausstellungen – Begegnungen mit Afrika?, Frankfurt a.M.: IKO-Verl. für Interkulturelle Kommunikation 1995, S. 162.

26 o.A.: Die deutsche Kolonialausstellung, S. 138.

oder die materielle Infrastruktur und neue Ausrüstungen für Leben und Reisen in den Kolonien: Kleidung, Zelte, Fertighäuser und Arbeitsgeräte für die Tropen.

Zur Konstruktion der Phantasie vom kolonialen Herrenmenschentum gehörte auch die Kolonialliteratur: Tagebücher, Reiseberichte, aber auch das Genre der Kolonialromane, die sowohl von deutschen Reisenden in die Kolonien geschaffen wurden als auch von Autoren, die sich nie dort aufgehalten hatten und von eben der Kolonialliteratur, Presseberichten, Museen und Kolonialausstellungen zehrten.

Zu den letzteren gehörte der Berliner Schriftsteller Jesco von Puttkamer, der 1908 seinen Roman »Das Duallamädchen« veröffentlichte.²⁷ Der Autor beschwört darin die Gefahr der Rassenmischung in den Kolonien und warnt vor den Folgen für die deutschen Kolonialherren. Der Protagonist Sven Beckmanns, der neue Faktoreileiter, kommt gerade aus Deutschland, um seinen verstorbenen Vorgänger zu ersetzen. Er stellt vor Ort fest, dass Kowa, der kamerunische Mitarbeiter der Faktorei – zuständig für den Ankauf der Rohprodukte (Elfenbein, Kautschuk) bei den Bakwiri und Bali im Hinterland – das Kapital der Faktorei nach dem Tod des Chefs veruntreut hat. Da der Schuldige Kowa nach Drohungen Beckmanns die entzogene Summe nicht in Naturalien (Rohstoffen) zurückbezahlen kann, verdingt er seine Tochter Nyámya als Wirtschaftlerin bei Beckmanns. Durch ihren Lohn bezahlt Nyámya die Schulden ihres Vaters. Für den in Kamerun unerfahrenen deutschen Faktoreileiter ist die Tochter Kowas gleichzeitig Mutter, Mitarbeiterin, Köchin und Freundin. Sie wird am Ende zu seiner Frau. Hier setzen die inneren Konflikte bei Beckmanns ein. Als Europäer verstößt er durch seine Heirat mit Nyámya gegen die Normen der kolonialen Ordnung, die weder Rassengleichheit duldet noch Rassenvermischung zulässt. In seiner kolonialen Umwelt ist der Protagonist Opfer von Verleumdungen, die zum Verlust seiner Arbeit führen. Arbeitslos geworden, will Beckmanns in seine Heimat zurück, um persönlich die Sache bei seinem Hamburger Arbeitgeber zu klären, aber dies ist der Moment der ewigen Trennung, weil seine schwarze Frau mit ihrer gemeinsamen Tochter ertrinkt, als sie versucht, mit einem Kanu an Bord des Dampfers nach Deutschland zu gelangen.

27 von Puttkamer, Jesco: Das Duallamädchen, Leipzig: Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung 1908.

Abschließende Bemerkungen

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Berlin als Kolonialmetropole und Reichshauptstadt ihren Anteil am globalen Extraktivismus Afrikas seit Ende des 17. Jahrhunderts hatte. Die Stadt hatte ihren Anteil zunächst im Kontext der Geschäfte der unter Kurfürst Friedrich Wilhelm gegründeten Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie: dem Import von Kolonialwaren wie Tabak und afrikanischen Rohstoffen wie Elfenbein sowie der Lieferung von Textilien, Metallwaren, Branntwein etc. für den Kauf von Sklaven über die damals einzige deutsche Kolonie Großfriedrichsburg. Straßennamen wie Mohrenstraße geben noch heute Auskunft über diese vergessene Geschichte der Stadt und des Landes. Die Malerei der Zeit reflektierte das Bild von Afrika als Reservoir von Rohstoffen und von Afrikanern als Objekte für den Adel und das Besitzbürgertum. Die Asymmetrien setzten sich in der dann einsetzenden Aufklärung fort. Trotz der von ihnen geschaffenen Rhetorik von Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Rationalität wollten nur wenige ihrer Vertreter das auch den Menschen außerhalb Europas zuerkennen, und zu allerletzt denen in Afrika. Diese Doppelmoral spiegelt sich auch in der Praxis des transatlantischen Sklavenhandels, der ausgerechnet im Jahrhundert der Aufklärung seinen Höchststand erreichte.²⁸

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und gerade nach der Reichsgründung von 1871 bewegten v.a. hansische Überseekaufleute und hinter ihnen stehende Industrielle den Reichskanzler Bismarck gegen seinen ursprünglichen Willen hin zu einer Kolonialpolitik, die den Industrien Rohstoffe und zugleich neue Absatzmärkte verschaffen sollte. Berlin stand nun im Zentrum der neuen Weltordnung, die unter anderem auf die dort zusammengerufene Kongo-Konferenz und die davon ausgehende Aufteilung Afrikas zurückging. Die Annexionen, Teilung von Territorien und die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen Afrikas wurden von einem Zivilisierungs- bzw. Entwicklungsdiskurs begleitet, mit dem Europäer ihre Politik legitimieren wollten. Der Diskurs bestand in der Aufwertung von Europäern als »weiße« Retter der Menschheit und der Afrikaner als schwarze, noch Zurückgebliebene, die erst zur Arbeit und zum Christentum erzogen werden sollten. Dieses Selbstbild der Eroberer machten sich die Berliner Akteure (Kolonialbeamte und -offiziere, Kolonialverbände, Missionsgesellschaften und andere Institutionen)

28 Copans, Jean: »Penser l'Afrique ou connaître les sociétés de l'Afrique«, in: Cahiers d'Études Africaines 233/1 (2019), S. 215–269.

zu eigen und schufen ein entsprechendes mediales Dispositiv, das bei der eigenen Bevölkerung das Bild von den wohlwollenden Absichten hinter der Kolonisierung verbreiten sollte. Dies geschah über massenwirksame Medien wie Völkerschauen und Kolonialausstellungen, Werbeanzeigen und Kolonialliteratur. Als Matrix wurden alte rassistische Bilder der früheren Kolonisation im 17. und 18. Jahrhundert re-aktualisiert.

Bis heute bestehen noch viele Einrichtungen dieses vormals kolonialen Apparats, wie das *Institut für Afrika- und Asienwissenschaften*, das aus dem *Seminar für Orientalische Sprachen* hervorging, der *Zoologische Garten*, der Tiere und Pflanzen aus afrikanischen und anderen Kolonien erhielt, der *Botanische Garten* mit seiner damaligen Botanischen Zentrale für die deutschen Kolonien, das *Ethnologische Museum* Berlin, das einmal *Königliches Museum für Völkerkunde* hieß und jetzt einen zusätzlichen Namen trägt: *Humboldt Forum*. Andere Orte der kolonialen Erinnerung in Berlin sind aufgrund der Amnesie der Berliner verschwunden oder bleiben unmarkiert. Was ist zum Beispiel aus dem damaligen Ort des Reichskolonialamts geworden, der Zentrale der deutschen Kolonisation?

Berlin in kolonialen Netzwerken der Frühmoderne

Von Yucatán nach Berlin

Amerikanische Farbstoffe in Preußen, c. 1720–1764

Jutta Wimpler

Die Auswirkungen der Globalisierung auf das frühneuzeitliche Europa werden bei einem Blick auf den Textilsektor eindrücklich sichtbar. Im Gefolge der sogenannten »europäischen Expansion« wurden nicht nur Stoffe in großen Mengen zwischen allen Kontinenten und in alle möglichen Richtungen gehandelt. Die Rohstoffe, die zur Produktion dieser Stoffe benötigt wurden – angefangen bei Textilfasern wie Baumwolle, Leinen oder Schafwolle – legten teils lange Strecken zurück und wurden zunehmend systematisch und oft unter Einsatz repressiver Arbeitsregimes weltweit produziert. In vielerlei Hinsicht waren Textilien, vom Rohstoff bis zum fertigen Produkt, das globalste Handelsgut der frühneuzeitlichen Welt. Die industrielle Revolution, die Ende des 18. Jahrhunderts Arbeit, Produktion und Konsum fundamental verwandeln sollte, hatte nicht ohne Grund ihren Ausgangspunkt im Textilsektor.¹

Dieser Sektor bietet daher auch einen fruchtbaren Ansatzpunkt, um sich den globalen Verflechtungen Preußens im 18. Jahrhundert zu nähern. Bevor Schlesien mit seiner gut entwickelten Leinenindustrie Mitte des Jahrhunderts preußisches Territorium wurde, war der einzig nennenswerte lokal verfügbare Rohstoff (neben Holz) Schafwolle, was auf den ersten Blick wenig

1 Einführend zu diesen Themen z.B. Riello, Giorgio/Roy, Tirthankar (Hg.): *How India Clothed the World. The World of South Asian Textiles, 1500–1850*, Leiden: Brill 2009; Riello, Giorgio/Parthasarathi, Prasanna (Hg.): *The Spinning World. A Global History of Cotton Textiles, 1200–1850*, New York: Oxford University Press 2009; Siebenhüner, Kim/Jordan, John/Schopf, Gabi (Hg.): *Cotton in Context. Manufacturing, Marketing, and Consuming Textiles in the German-Speaking World (1500–1900)*, Köln: Böhlau 2019; Mazzaoui, Maureen Fennell (Hg.): *Textiles. Production, Trade and Demand*, London: Ashgate Publishing 1998; Inikori, Joseph: *Africans and the Industrial Revolution in England. A Study in International Trade and Development*, Cambridge/New York: Cambridge University Press 2002.

»global« anmutet. Doch in der Verarbeitung dieses textilen Rohstoffs wandten sich Preußen und vor allem Berlin zunehmend globalen Märkten zu. Dies betraf nicht zuletzt eine Gruppe von Rohstoffen, die für die Produktion attraktiver und somit konkurrenzfähiger Stoffe unerlässlich war: Farbstoffe. Die Verfügbarkeit dieser Farbstoffe in Berlin – und somit auch für Berliner Manufakturen – wandelte sich grundlegend zwischen 1730 und 1750. Dieser Wandel ist Gegenstand des vorliegenden Beitrags.

Eine unterschätzte Produktgruppe

Bevor Textilfarben im Zuge des 19. Jahrhunderts chemisch produziert werden konnten, wurden bunte Stoffe für Kleidung und Möbel mit sogenannten natürlichen Farbstoffen generiert. Verschiedene Arten von Pflanzen – vom Färberkrapp über den Indigo bis zum Gallapfel – kamen dafür in Frage. Allerdings mussten die meisten dieser Pflanzen erst in einem komplexen Prozess mit sogenannten Beizstoffen (z.B. Salze oder Metalle) kombiniert werden, um auf unterschiedlichen Stoffarten ein gutes und haltbares Farbergebnis zu produzieren. Die Kombination mit Beizstoffen erweiterte außerdem die Farbpalette eines Farbstoffes, da verschiedene Beizstoffe in Verbindung mit einem Farbstoff unterschiedliche Farbtöne erzielten.² Was Färbetechniken angeht, hinkte Europa noch bis ins siebzehnte Jahrhundert deutlich hinterher, was den großen Erfolg bunter asiatischer Baumwollstoffe auf europäischen Märkten miterklärt. Vor allem durch Techniktransfers aus dem Mittelmeerraum konnten viele europäische Textilbetriebe und Färbereien den Einsatz von Beizen bzw. die Kombination von Beiz- und Farbstoffen ab Mitte des 17. Jahrhunderts deutlich verbessern.³ Der durchschlagende Erfolg dieser

2 Struckmeier, Sabine: Die Textilfärberei vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (14.-16. Jahrhundert). Eine naturwissenschaftlich-technische Analyse deutschsprachiger Quellen, Münster: Waxmann 2011, S. 268f.

3 Raveux, Oliver: »The Birth of a New European Industry. L'Indiennage in Seventeenth-Century Marseilles«, in: Riello/Parthasarathi, *The Spinning World* (2009), S. 291–306, hier S. 296, 300; Riello, Giorgio: »Asian Knowledge and the Development of Calico Printing in Europe in the Seventeenth and Eighteenth Centuries«, in: *Journal of Global History* 5 (2010), S. 1–28, hier S. 14f.; Siebenhüner, Kim: »The Art of Making Indienne. Knowing How to Dye in Eighteenth-Century Switzerland«, in: Siebenhüner/Jordan/Schopf, *Cotton in Context* (2019), S. 145–170, hier S. 151, 155.

technischen Verbesserungen wurde allerdings erst durch einen anderen Faktor massentauglich: die deutlich zunehmende Verfügbarkeit von Farbstoffen durch den Zugang zu Amerika.

Zwar gab es auch in Europa potente Farbstoffe, wie etwa den Blaufarbstoff Waid, die Gelbfarbstoffe Wau und Scharte, oder den Rotfarbstoff Krapp – aber seit dem späten 17. Jahrhundert kam kaum eine europäische Färberei ohne Alternativen, vor allem aus Amerika aus. In diesem Jahrhundert hatten europäische Siedler den systematischen Anbau von Farbstoffen auf Plantagen initiiert – zum Beispiel von bereits aus Asien bekanntem und auch in den Amerikas beheimateten Indigo. Vor allem auf den karibischen Inseln arbeiteten afrikanische Sklav:innen unter ausgesprochen repressiven Arbeitsregimes auf einer wachsenden Anzahl von Indigoplantagen. Allein auf den französischen Inseln stieg die Anzahl der Indigoplantagen innerhalb einiger Dekaden sprunghaft an: 1683 existierten 48 Werke auf allen Inseln zusammen; vier Jahre später zählte man alleine auf Saint Christophe bereits 171 Indigowerke; 1713 in Saint-Domingue 1200, und 1730 hatte sich diese Anzahl nochmals verdoppelt.⁴ Indigo und Waid enthalten chemisch betrachtet beide Indigotin, aber die Indigopflanzen waren deutlich potenter als Waid (enthielten also mehr Indigotin).

Auch amerikanische Farbhölzer wurden systematisch abgeholzt, unter Einbezug vor allem lokaler Arbeitskräfte und später afrikanischer Sklav:innen. Auf der Halbinsel Yucatán wurden so die Maya zunehmend von Teilen der Küste verdrängt, um dem Verlangen der europäischen Textilindustrien nach dem neuartigen und bisher gänzlich unbekanntem Blauholz (*Heamatoxylum Campechianum*, engl. *logwood*, fr. *bois de campêche*) nachzukommen – ein Holz, das verwirrenderweise rötlich aussieht und vor allem in der Schwarzfärberei eingesetzt wurde, ja diese sogar gänzlich revolutionierte.⁵ Bevor Blauholz die

4 Pritchard, James: *In Search of Empire. The French in the Americas, 1670–1730*, Cambridge: Cambridge University Press 2004, S. 125, 128. Siehe auch Voss, Karsten: *Sklaven als Ware und Kapital. Die Plantagenökonomie von Saint-Domingue als Entwicklungsprojekt 1697–1715*, München: C.H. Beck 2016.

5 Camille, Michael A./Espejo-Saavedra, Rafael: »Historical Geography of the Belizean Logwood Trade«, in: *Yearbook (Conference of Latin American Geographers)* 22 (1996), S. 77–85; Joseph, Gilbert M.: »British Loggers and Spanish Governors. The Logwood Trade and its Settlements in the Yucatan Peninsula: Part I«, in: *Caribbean Studies* 14 (1974), S. 7–37; Rossano, Geoffrey L.: »Down to the Bay: New York Shippers and the Central American Logwood Trade, 1748–1761«, in: *New York History* 70/3 (1989), S. 229–250, hier S. 238.

Bühne betrat, musste schwarze Farbe in einem mehrstufigen Prozess hergestellt werden, bei dem zunächst mit Waid (und im Idealfall Indigo) blau- und anschließend mit Galläpfeln schwarzgefärbt wurde. Durch den Einsatz von Blauholz entfiel der kostenintensive Zwischenschritt des Blaufärbens, und es konnte direkt schwarzgefärbt werden. Dadurch wurden schwarze Textilien sowohl günstiger in der Herstellung als auch qualitativ hochwertiger.⁶

Im Süden Amerikas war es hingegen das rotfärbende Brasilholz, den Europäern bereits aus Asien bekannt und namensgebend für das Land Brasilien, das systematisch nach Europa verschifft wurde. Bereits im Mittelalter wurde in Europa mit asiatischem Brasilholz gefärbt, doch in Amerika hatte man nun direkten (folglich auch günstigeren) Zugang zu einer deutlich größeren Menge dieses Farbholzes. Ebenfalls aus Amerika kam der luxuriöse Rotfarbstoff Cochenille, das Produkt einer Schildlaus. Es handelt sich hier um einen sehr leichten und hochpotenten Farbstoff, der zwar sehr teuer, aber im Vergleich mit existierenden Alternativen immer noch günstig war. Cochenille ersetzte daher relativ schnell das Vorgängerprodukt Kermes, aus einer im Mittelmeerraum verbreiteten Schildlaus, die den gleichnamigen Farbstoff erzeugte.⁷ Kurzum: Der Zugang zu Amerika brachte nicht nur neue Farbstoffe nach Europa, sondern erhöhte die Verfügbarkeit von bereits bekannten. Diese Farbstoffe waren deutlich erschwinglicher als ihre asiatischen Pendanten und machten auch europäischen Alternativen erfolgreich Konkurrenz. Gleichzeitig schuf der zunehmende Bedarf an farbprächtigen Stoffen ein generelles Interesse an jeglichen Farbstoffen und führte durchaus auch zu einer Art »Revival« für europäische Farbstoffe wie Waid oder Krapp.

Preußens Farbstoffproblem

Um den einzigen kommerziell verwertbaren Rohstoff – Schafwolle – wirtschaftlich produktiver zu machen, initiierte der preußische Staat im Jahr 1713 unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die Gründung des Königlichen

6 Cardon, Dominique: *Natural Dyes: Sources, Tradition, Technology and Science*, London: Archetype 2007, S. 270f.; Schneider, Jane: »Peacocks and Penguins. The Political Economy of European Cloth and Colors«, in: *American Ethnologist* 5 (1978), S. 413–447; L. Rossano: *Down to the Bay*.

7 D. Cardon: *Natural Dyes*, S. 625, 628, 642.

Lagerhauses Berlin. Hier sollte die Produktion der Uniformen für die wachsende Armee gebündelt werden.⁸ Wie hinlänglich bekannt, kam es im Zuge des 18. Jahrhunderts in Preußen zu einer Reorganisation und Ausweitung militärischer Strukturen – in allen Landesteilen wurde ein gewisser Prozentsatz an jungen Männern zur militärischen Ausbildung verpflichtet und für jeweils drei Monate im Jahr weitergebildet, um in Kriegszeiten rasch eingezogen und eingesetzt zu werden.⁹ Diese Armee musste selbstverständlich auch ausgestattet und gekleidet werden.

Das Königliche Lagerhaus wurde zwar auf staatliche Initiative, aber mit Privatkapital gegründet; 1723/24 ging der Betrieb an den König über. Dieser wiederum übergab ihn an das Militärwaisenhaus Potsdam, das neuer Eigentümer wurde. Zu dieser Zeit war noch nicht klar, wer das Färben der Stoffe übernehmen würde – und unter welchen Bedingungen. 1724 wurden ein Blau- und ein Scharlachfärber mit der Errichtung zweier Färbehäuser innerhalb des Lagerhauses betraut, mussten dies allerdings auf eigene Kosten und eigenes Risiko bewerkstelligen. Gleichzeitig machte das Lagerhaus als Vorgesetzter Vorgaben, die den Färbern ihre Arbeit erschwerten – dies betraf nicht zuletzt die Beschaffung von Farbstoffen.

Denn Preußen hatte ein Problem: Auf seinem eigenen Territorium wurde Anfang des 18. Jahrhunderts kein einziger Farbstoff kommerziell produziert. Eine preußische Uniform bestand in der Regel aus wollenen Stoffen in den

8 Hinrichs, Carl: »Das königliche Lagerhaus in Berlin«, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 44 (1932), S. 46–69; Hinrichs, Carl: »Die Wollindustrie in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. Darstellung mit Aktenbeilagen«, *Acta Borussica* Reihe 2, Abteilung E. Frankfurt a.M. 1987; Reissig, Harald: »Das Berliner Lagerhaus 1713–1816. Zum Einfluss von Regierung und Wirtschaft auf die Entwicklung einer altpreussischen Staatsmanufaktur«, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 29 (1980), S. 68–95; Wimpler, Jutta: »Troublemakers in a State-Run Enterprise. Conflict Management and the Limits of Social Disciplining in the Königliches Lagerhaus Berlin, c. 1720–1760«, in: Veronika Hyden-Hanscho/Werner Stangl (Hg.), *Formative Modernities in the Early Modern Atlantic and Beyond. Identities, Politics and Global Economies*, Singapore: Palgrave Macmillan, S. 173–196; Wimpler, Jutta: »Dyeing Woollens in Eighteenth-Century Berlin. The Königliches Lagerhaus and the Globalization of Prussia through Colouring Materials«, in: *Siebenhüner/Jordan/Schopf, Cotton in Context* (2019), S. 195–221; Neugebauer, Wolfgang: »Brandenburg-Preußen in der Frühen Neuzeit«, in: *Neugebauer, Das 17. und 18. Jahrhundert* (2009), S. 113–407, hier S. 285–296.

9 Wilson, Peter H.: »Social Militarization in Eighteenth-Century Germany«, in: *German History* 18 (2000), S. 1–39.

Farben rot, blau und paille (strohgelb). Um einheitliche, schöne und vor allem haltbare Farben zu kreieren, ist nicht nur ein ausgeklügeltes technisches Know-how gefragt, sondern auch die materielle Basis, um dieses Wissen für die Massenproduktion von Uniformen nutzbar machen zu können. Große Mengen qualitativ hochwertiger und möglichst kostengünstiger Farbstoffe mussten zur Verfügung stehen. Um die Armee adäquat uniformieren zu können, mussten also Bezugsquellen für Farbstoffe gefunden werden. Sehr früh produzierte das Lagerhaus neben Uniformen auch Stoffe für den privaten Konsum und den Verkauf auf Messen.¹⁰ Um konkurrenzfähig zu sein, musste auch dafür die Rohstoffbasis gesichert werden.

In den frühen Jahren, in denen das Lagerhaus dem Militärwaisenhaus Potsdam unterstand, den 1720er und 30ern, war die Versorgung des Lagerhauses mit Farbstoffen alles andere als unproblematisch.¹¹ Zwar sind Versuche belegt, Krapp, Waid und Wauplantagen in Preußen auf die Beine zu stellen; diese waren aber mäßig erfolgreich. D.h. selbst in Europa hergestellte Farbstoffe wie Waid oder Krapp konnte Preußen nur durch Handel erwerben. Europäische, asiatische, amerikanische und afrikanische Farbstoffe erreichten Preußen auf demselben Weg – und zwar über eine Art Kommissionshandel, dem Einkauf über Mittelsmänner.

Das Lagerhaus beauftragte zwei Individuen, sogenannte »Residenten«, für das Lagerhaus Farbstoffe (und andere benötigte Produkte wie Merinowolle) einzukaufen: Destinon in Hamburg und Warin in Amsterdam. Wenn Warin in Amsterdam Farbstoffe besorgte, schickte er diese zu Destinon, der sie wiederum von Hamburg per Schiff die Elbe hinauf nach Magdeburg und dann über die Havel nach Berlin versandte. Destinon kaufte allerdings auch selbst direkt in Hamburg Farbstoffe. Doch dieses System entpuppte sich schnell als ausgesprochen ineffizient. Zunächst ließen die Lieferungen oft lange auf sich warten.¹² Zweitens gab es massive Beschwerden von Seiten der Färber über die Qualität der gelieferten Farbstoffe.

So beklagten die Färber, dass die beiden Einkäufer in Hamburg und Amsterdam nicht ausreichend qualifiziert waren, um gute von schlechten Farbstoffen zu unterscheiden. Qualitätsprüfung war essentiell, da zur damaligen Zeit

10 H. Reissig: Das Berliner Lagerhaus 1713–1816, S. 73f.

11 Für die folgende Darstellung siehe J. Wimpler: Dyeing Woollens.

12 Siehe z.B. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (=GStA PK) I. HA Rep. 181, Nr. 43: 51ff.

Farbstoffe häufig gestreckt oder verfälscht wurden, was nur eine fachkundige Person tatsächlich erkennen konnte. Der Scharlachfärber des Lagerhauses bestand daher darauf, die Qualität vor dem Ankauf erst überprüfen zu dürfen: Warin und Destinon sollten ihm Proben zuschicken und erst nach seiner Zustimmung den Kauf abschließen.¹³ Dies hätte allerdings zu viel Zeit in Anspruch genommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das Produkt bis zum Eintreffen der Nachricht aus Berlin noch zum Verkauf stand, war eher gering.

Ein gutes Färbeergebnis war nicht nur essentiell für die Produktion von Uniformen und zur Bedienung inländischer Märkte: Destinon war außerdem beauftragt, weitere Käufer für die Produkte des Lagerhauses zu finden. Zu diesem Zweck präsentierte er seinen Kontakten in Hamburg Stoffproben, welche diese nach Cádiz und London versandten. Zumindest 1725 ließ der Erfolg zu wünschen übrig: Destinon musste den Verantwortlichen in Berlin mitteilen, dass die Textilien nicht den Erwartungen der Käufer entsprächen – sie hätten auch »keine neue modische couleur«.¹⁴ Es gibt sogar einen direkten, wenn auch zugegebenermaßen noch isolierten Hinweis darauf, dass Amerika als potenzieller Absatzmarkt ins Visier genommen wurde: Im Mai 1730 bestellte Destinon im Auftrag des französischen Händlers Bernard Lexier Stoffproben aus Berlin, die »nach Amerika« geschickt werden sollten.¹⁵ Derlei Spuren verlieren sich in späteren Jahren, eben weil man sich von diesem Kommissionshandel abwandte und die Lagerhaustextilien in erster Linie über Messen vertrieb (vor allem in Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Magdeburg und Leipzig). Es existieren allerdings vage Hinweise auf Lagerhaustextilien in den Niederlanden und sogar auf Exporte über Portugal nach »Indien«, womit sehr wahrscheinlich Westindien, also die Karibik gemeint ist.¹⁶ Die Ineffizienz des Kommissionsystems offenbarte sich übrigens nicht nur beim Farbstoffhandel, sondern darüber hinaus auch beim Einkauf von Merinowolle aus Portugal und Spanien, die auf demselben Weg nach Berlin kam und deren Qualität und Lieferzeiten ebenfalls bemängelt wurden.

13 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 135: 194. Tatsächlich scheint dies auch eine Zeitlang Praxis gewesen zu sein, bevor Warin und Destinon Erlaubnis erhielten, direkt (ohne das Zusenden von Proben) einzukaufen. Die Färber waren mit diesem Vorgang allerdings nicht einverstanden.

14 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 135: 283.

15 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 624: 5, 8, 9.

16 C. Hinrichs: Die Wollindustrie, S. 96f., 121.

Eine kleine Revolution: Materialwarenhändler

In den 1750er und 60er Jahren sah die Lage ganz anders aus, wie unter anderem aus einem Bericht des Lagerhausdirektors Carl Gottfried Bastineller aus dem Jahre 1764 hervorgeht. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde das Lagerhaus an Heinrich Schmitz, einen Unternehmer aus Aachen verpachtet und wechselte damit nochmals den Betreiber. Der Bericht ist das Resultat einer großangelegten Untersuchung über die Machenschaften des Lagerhauses, die Schmitz in die Wege leitete. Er wollte bei seiner Übernahme genauestens über jegliche Aspekte von Ankauf und Produktion unterrichtet werden und erstellte zu diesem Zweck einen Fragebogen mit insgesamt 74 Punkten, die Bastineller beantworten musste. Auf die Frage, woher die Cochenille käme, antwortete Bastineller:

[...] So haben S[eine] königl[iche] Maj[es]t[ät]. [...] beschlossen, daß die beym Hauß zur Consumption nöthigen farbe materialien, wie auch baumöle und fisch-leim, *von deren hiesigen kaufleuthen* genommen werden sollte; hierunter hat das Lagerhauß auch nicht gelitten, indem *sich erstmahls solche evements ergeben haben*, daß man alhier die farbe materialien baumöhl und leim, *wohlfeiler* erkaufft hat, *als selbiges in holland und Hamburg*, nach dasigen Preiß couranten hätten können erkaufft werden, folglich die Transport kosten gewonnen werden.¹⁷

Ein spezieller *Commis* namens Weinbeck erledigte die Einkäufe also in Berlin, und die Färber mussten dem Lagerhaus (in Person von Weinbeck) dann die benötigten Farbstoffe über ihr eigenes Budget abkaufen.¹⁸ Das muss bedeuten, dass zu dieser Zeit genügend Berliner Kaufleute existierten, die Farbstoffe verlässlich besorgen konnten bzw. auf Lager hatten. Das kann in den 1720er und 30er Jahren nicht der Fall gewesen sein, sonst hätte das Lagerhaus wohl kaum umständlich in Hamburg und Amsterdam eingekauft. Mit den »evements« meinte Bastineller offenkundig die Tatsache, dass Berliner Materialwarenhändler mittlerweile den Bedarf decken konnten. Sie hatten die Nachfrage nach Farbstoffen erkannt und Wege zu deren Beschaffung gefunden.

Das bestätigen auch die sogenannten Haupt-Cassen-Rechnungen, also die Buchhaltung des Lagerhauses.¹⁹ In diesen Büchern finden sich Angaben über

17 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 27. Hervorhebung durch die Autorin.

18 Siehe hierzu im Detail J. Wimpler: *Dyeing Woollens*, S. 216–217.

19 GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94–99.

die Mengen, Preise und Verkäufer von Farbstoffen pro Monat. Die Kassenbücher liegen leider nur für fünfeneinhalb Jahre vor; dennoch kann man aus diesen Jahrgängen durchaus Interessantes ablesen, so z.B. über die Palette von Farbstoffen und die eingekauften Mengen.

Abbildung 1: Farbstoffeinkäufe des Königlichen Lagerhauses Berlin, in Pfund.²⁰ Farbstoffe aus Übersee werden durch einen schwarzen Pfeil hervorgehoben.

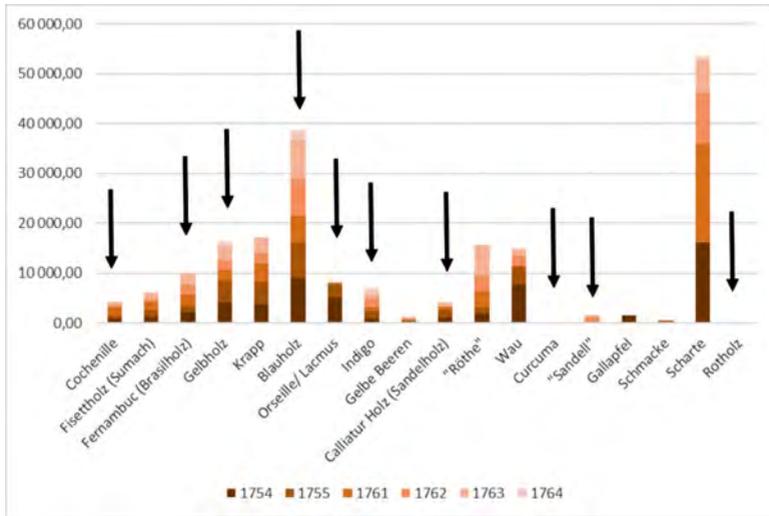


Abbildung 1 zeigt, dass das Lagerhaus eine ausgesprochen breite Palette von Farbstoffen einkaufte. Im Grunde wurde alles, was in der Wollfärberei zur damaligen Zeit im Einsatz war, auch im Lagerhaus genutzt – darunter auch eine ganze Reihe überseeseische Farbstoffe.²¹ An dieser Stelle muss nochmals dar-

20 Basierend auf einer Auswertung der Haupt-Cassen-Rechnungen des Königlichen Lagerhauses Berlin. GSTA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94–99.

21 »Schmacke« ist vermutlich identisch mit Fisettholz (Sumach). Die Bezeichnung »Rotholz« ist vage und könnte sich z.B. auf Brasilholz oder asiatisches rotes Sandelholz (Calliaturholz) beziehen; es könnte sich allerdings auch um verschiedene afrikanische Rothölzer handeln, die zur damaligen Zeit den Weg nach Europa fanden, z.B. afrikanisches Sandelholz (*Baphia nitida*, »camwood«) oder das *takula* genannte Rotholz *pteroocarpus soyauxi*, das von der Loangoküste Westzentralafrikas exportiert wurde. »Sandell« ist vermutlich gleichbedeutend mit Calliaturholz. Scharte ist ein Gelbfarbstoff, der che-

an erinnert werden, dass das Königliche Lagerhaus zu diesem Zeitpunkt nicht mehr nur für die Armee produzierte, sondern auch für den privaten Markt, d.h. die breite Palette erklärt sich auch dadurch, dass neben den blau-rot-gelben Uniformen verschiedenfarbige Stoffe für den privaten Markt hergestellt werden mussten. Es sei außerdem angemerkt, dass die Ankäufe des europäischen Blaufarbstoffs Waid nicht in der Grafik erscheinen, weil Waid nicht in Pfund, sondern in Fässern gemessen wurde und eine Umrechnung von Fässern in Pfund spekulativ wäre. Es muss also ergänzt werden, dass in den untersuchten fünfzehn Jahren 62 Fass Waid angekauft wurden.

Dieser Sachverhalt ist deshalb relevant, weil die Sekundärliteratur häufig einen schiefen Eindruck von frühneuzeitlichen Färbetechniken vermittelt, indem zum Beispiel suggeriert wird, dass Indigo in europäischen Färbereien den Waid ersetzt oder verdrängt hätte.²² Tatsächlich waren Färbeverfahren sehr komplex – es wurde nie mit nur einem einzigen Farbstoff gearbeitet.²³ Die Lagerhausquellen zeigen etwa, dass die Blauküpen – also die in Bottichen zubereitete blaue Farbe – nicht nur aus Indigo bestanden, sondern aus einer Mischung von Indigo, Waid und Krapp.²⁴ Auch in der Rotfärberei wurde so gut wie nie nur ein einziger Farbstoff für die Herstellung einer Farbe verwendet – de facto wurden Krapp und Cochenille (sowie häufig noch weitere Farbstoffe) gemischt. Nur eine kleine Portion Cochenille konnte die Qualität eines krappbasierten Rot deutlich verbessern.²⁵ Die Komplexität des Färbeprozesses hilft auch, die Rolle der anderen angegebenen Farbstoffe zu erklären, z.B. die Einkäufe von Sandelholz, Orseille, den Gelbhölzern, oder gar dem eigentlich eher »minderwertigen« Rotfarbstoff Brasilholz. Sie alle dienten vor allem einem Zweck: der Nuancierung.

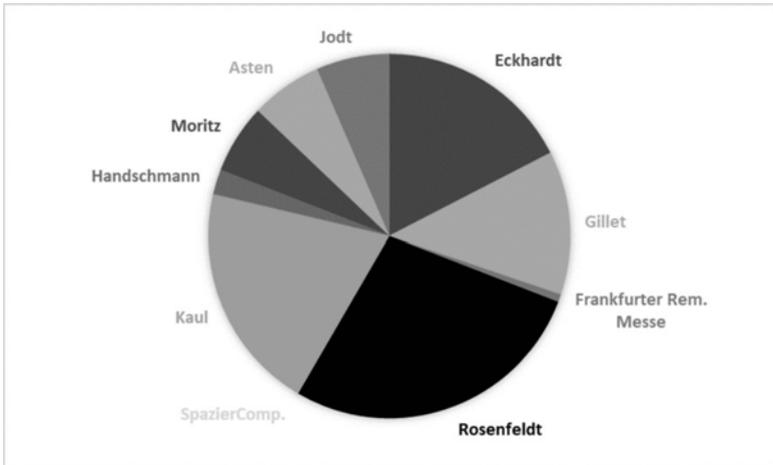
misch Wau gleicht und im Umfeld von Berlin produziert wurde. Detaillierter dazu J. Wimpler: *Dyeing Woollens*.

- 22 Auch in der neueren Literatur wird dies gerne noch behauptet, z.B. Kriger, Colleen E.: »Our indico designe«. *Planting & Processing Indigo for Export, Upper Guinea Coast, 1684–1702*«, in: Robin Law/Suzanne Schwartz/Silke Strickrodt (Hg.), *Commercial Agriculture, the Slave Trade, and Slavery in Atlantic Africa*, Woodbridge: James Currey 2013, S. 98–115, hier S. 100.
- 23 S. Struckmeier: *Die Textilfärberei*; D. Cardon: *Natural Dyes*.
- 24 Z.B. GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 44: 135; GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 106: 109ff. Siehe auch Jacobsson, Johann Carl Gottfried: *Schauplatz der Zeugmanufakturen in Deutschland*. Erster Band, Berlin: August Mylius 1773, S. 359–361; D. Cardon: *Natural Dyes*, S. 345, 371.
- 25 J.C.G. Jacobsson: *Schauplatz der Zeugmanufakturen*, S. 403, 411, 416; Cardon: *Natural Dyes*, S. 628.

Wir können anhand der Kassenbücher auch Bastinellers Aussage zumindest in Ansätzen bestätigen, dass vornehmlich von Berliner Materialwarenhändlern gekauft wurde. Ins Auge springt zunächst die große Anzahl an Materialwarenhändlern, die dem Lagerhaus Farbstoffe anbieten konnten, sowie der nicht weniger wichtige Umstand, dass sich keiner dieser Händler einzig auf Farbstoffe spezialisiert hatte. Auch andere für die Färb- und Textiltechnik wichtige Produkte (wie etwa Öle und Beizstoffe) kaufte das Lagerhaus von denselben Händlern. Der Berliner Materialwarenhandel um 1750 gehört nicht zu den bestbeforschten Themen in der preußischen Geschichte – doch einige Namen können eindeutig als Berliner identifiziert werden.²⁶ Abbildung 2 stellt beispielhaft die Bezugsquellen des Lagerhauses im Jahr 1754 dar; in anderen Jahren finden sich regelmäßig auch Namen wie Westphal, Lange, Nöbeling und viele mehr. Der Sachverhalt ist deutlich: der Berliner Materialwarenhandel hatte sich um 1750 auf die Nachfrage nach Farbstoffen eingestellt. Die offene Frage lautet nun: woher bezogen diese Händler ihre Produkte – und wieso waren diese, wenn wir Direktor Bastineller Glauben schenken wollen, in Berlin sogar günstiger als in Hamburg oder Amsterdam?

26 Siehe dazu vor allem Straubel, Rolf: Kaufleute und Manufakturunternehmer. Eine empirische Untersuchung über die sozialen Träger von Handel und Großgewerbe in den mittleren preußischen Provinzen (1763 bis 1815). Stuttgart: Franz Steiner 1995; Radtke, Wolfgang: Gewerbe und Handel in der Kurmark Brandenburg 1740 bis 1806. Zur Interdependenz von kameralistischer Staatswirtschaft und Privatwirtschaft (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Band 46), Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003; Rachel, Hugo/Wallich, Paul: Die Zeit des Merkantilismus (= Berliner Großkaufleute und Kapitalisten, Band 2), Berlin: De Gruyter 1967.

Abbildung 2: Die Farbstoff-Ankäufe des Lagerhauses im Jahr 1754: Bezugsquellen (prozentualer Anteil, berechnet nach gelieferten Mengen).²⁷



Infrastruktur, Zölle und die Rolle Stettins

Die Abbildung 2 beinhaltet auch den Posten »Frankfurter Rem. Messe«, der einen Hinweis auf die zentrale Bedeutung des Ostseehandels für die Versorgung Preußens mit Farbstoffen liefert. Gemeint ist hier die Remiscere Messe in Frankfurt an der Oder, die jährlich vor Ostern stattfand.²⁸ In der Tat ist dies nicht der einzige Hinweis in den Aufzeichnungen des Lagerhauses, dass Farbstoffe in Frankfurt an der Oder bzw. generell östlich von Berlin angekauft wurden. 1754 und 1755 kaufte das Lagerhaus Indigo in Frankfurt ein; 1755 schickte man zu diesem Zweck sogar den Leiter der Blaufärberei, Nöbeling, nach

27 Basierend auf einer Auswertung der Haupt-Cassen-Rechnung des Königlichen Lagerhauses Berlin für das Jahr 1754. GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94.

28 Zwei weitere Messen fanden im Juli (Margarethen-Messe) und November (Martini-Messe) statt. Siehe Dehne, Helmut Otto: Die Messe von Frankfurt an der Oder in der Zeit der merkantilistischen Wirtschaftspolitik Preussens im 18. Jahrhundert. Unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt a.M. 1925.

Frankfurt, vermutlich zur Qualitätsüberprüfung und generellen Einschätzung der Lage.²⁹

Es scheint zunächst kontraintuitiv, dass Farbstoffe – insbesondere solche aus Übersee – östlich von Berlin bezogen wurden. Ein Blick in die preußische Wirtschaftspolitik dieser Zeit beleuchtet diesen Sachverhalt.³⁰ 1720 erwarb der Soldatenkönig für 2 Millionen Reichsthaler den Ostseehafen Stettin und Westpommern von Schweden. Durch Infrastrukturmaßnahmen und Zollpolitik versuchte der preußische Staat in den folgenden Jahrzehnten, den preußischen Seehandel von Hamburg nach Stettin zu ziehen. Für den Import von Farbstoffen wurden in diesem Zusammenhang im ganzen Land extrem niedrige Zölle erhoben, teils bestand sogar Zollfreiheit. Für die Handelsschifffahrt auf der Elbe wurden Hürden eingerichtet, um den Handel über Hamburg generell zu erschweren. Gleichzeitig wurde massiv in die Infrastruktur des Stettiner Hafens und auf der Oder investiert. Die Oder wurde entschlammt und teilweise umgeleitet, alte Kanäle saniert und neue geschaffen; in Stettin wurde die Swine vertieft, um auch größeren Schiffen die Einfahrt in den Hafen zu ermöglichen. In der Sekundärliteratur wird normalerweise betont, dass eines der Hauptanliegen Friedrichs nicht erreicht wurde, nämlich den schlesischen Leinwandhandel über Stettin zu ziehen.³¹ Der schlesische Leinwandhandel blieb in der Tat immer aufs Engste mit Hamburg verbunden.³² Bei den Importen von Farbstoffen sieht die Angelegenheit allerdings anders aus.

29 Im Kassenbuch von 1754 finden sich Ausgaben für Nöbelings Reise nach Frankfurt unter »diverse Unkosten«. *GStA PK I. HA Rep. 181, Nr. 94.*

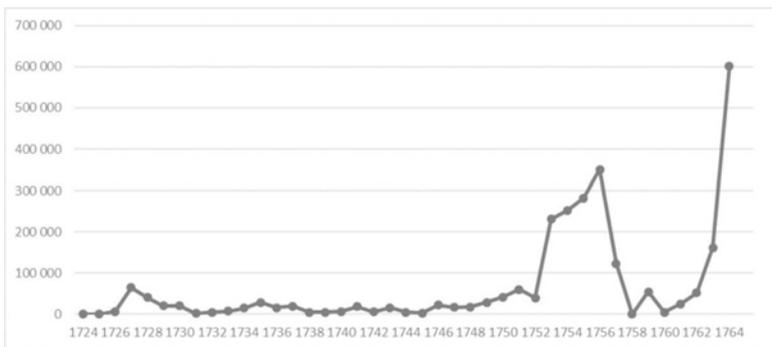
30 Für die folgende Darstellung siehe Wimmeler, Jutta: »Prussia's New Gate to the World. Stettin's Overseas Imports (1720–1770) and Prussia's Rise to Power«, in: Wimmeler/Weber, *Globalized Peripheries* (2020), S. 57–79.

31 Z.B. Schmidt, Theodor: »Beiträge zur Geschichte des Stettiner Handels. Der Handel unter Friedrich dem Großen«, in: *Baltische Studien* 20 (1864), S. 165–273; Beutin, Ludwig: *Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet bis zu den napoleonischen Kriegen*, Neumünster: Wachholtz 1933; Straubel, Rolf: »Stettin als Handelsplatz und wirtschaftlicher Vorort Pommerns im spätabolutistischen Preussen«, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 50 (2004), S. 131–189.

32 Auch dieser Handel ist übrigens ganz klar mit dem Atlantik verbunden, denn schlesische Leinen waren unter den wichtigsten Gütern im Westafrikahandel und wurden auch in großer Zahl nach Amerika gebracht. Siehe Steffen, Anka: »A Fierce Competition! Silesian Linens and Indian Cottons on the West African Coast in the Late Seventeenth and Early Eighteenth Centuries«, in: Wimmeler/Weber, *Globalized Peripheries* (2020), S. 37–56.

Zwar sind leider kaum noch Unterlagen zum Stettiner Handel dieser Zeit erhalten³³, aber indirekt kann man grobe Tendenzen durch eine Analyse der Sundzollregister ausmachen. Denn wer in der Frühen Neuzeit mit einem Handelsschiff in die Ostsee und ins Baltikum fahren wollte, musste notwendigerweise durch den Sund fahren und in Helsingör den sogenannten Sundzoll an Dänemark entrichten. Diese Register sind fast vollständig erhalten und wurden 2010 im Rahmen einer Datenbank online zugänglich gemacht.³⁴

Abbildung 3: Stettins Blauholz-Importe in pund³⁵ (laut Sundzollregistern).³⁶



- 33 Knitter, Michał: »Verifizierung von Schiffsstatistiken des Stettiner Hafens in der zweiten Hälfte des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts«, in: *Studia Maritima* 25 (2012), S. 23–50.
- 34 Sound Toll Registers Online, <http://dietrich.soundtoll.nl>
- 35 Gewichtsangaben in den Sundzollregistern sind mit einer gewissen Vorsicht zu genießen, da es im Europa der Frühen Neuzeit kein einheitliches System gab. Ein »Pfund« konnte – je nach Region – unterschiedlich schwer sein. Die Eintragungen in den Registern basierten auf den jeweiligen Schiffspapieren, die Produkte wurden in Helsingör nicht abgewogen. Farbhölzer wurden meistens in dänischen »pund« dargestellt. Vermutlich hat man, trotz der Differenzen, die Angaben aus den Papieren (zum Beispiel in englischen »pounds« oder französischen »livres«) einfach eins zu eins übernommen und in »pund« verwandelt. Die Unterschiede in den Gewichtssystemen sind allerdings nicht groß genug, um die Auswertung grundlegend zu verfälschen.
- 36 Basierend auf einer Auswertung der Sundzollregister: <http://dietrich.soundtoll.nl>. Aufgrund der unterschiedlichen Bezeichnungen und Schreibweisen für Farbstoffe wurden die Schiffslisten für diese Jahre einzeln ausgewertet und daraus eine Excel-Tabelle generiert. Blauholz firmiert unter den Namen »Stockfiskholt« und »Campeche-holt«.

Ziehen wir etwa den von der Menge her am stärksten importierten amerikanischen Farbstoff Blauholz heran, sehen wir einen deutlichen Anstieg der Importe ab 1752. Durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges brach dieser zwar wieder deutlich ein, erholte sich allerdings auch sehr schnell wieder. Indigo-Importe über Stettin (und die Weiterverschiffung über die Oder nach Frankfurt und Berlin) stiegen sogar noch deutlich früher an, was an der einfacheren Transportierbarkeit der sehr leichten, sogenannten Indigo-Kuchen gegenüber den schweren Farbhölzern liegt. Es verdichten sich also die Belege, dass die handelspolitischen und infrastrukturellen Maßnahmen in und um Stettin sowie an der Oder zumindest ein Faktor waren, der erklärt, wieso Anfang der 1750er plötzlich Farbstoffe in Berlin günstig zu bekommen waren. Zwischen 1730 und 1750 fand eine Durchdringung des Berliner Marktes mit Farbstoffen aus aller Welt statt, und damit auch eine zunehmende Einbindung in globale Warenströme.

Fazit

In der preußischen Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts gibt es einige Forschungsdesiderate. Um Preußens Aufstieg zu einer bestimmenden Kontinentalmacht³⁷ in diesem Jahrhundert zu verstehen, lohnt sich unbedingt ein Blick in Produktion, Vertrieb und Logistik sowie auf wirtschaftspolitische Maßnahmen. Die in diesem Beitrag fokussierten staatlich initiierten Infrastruktur- und Finanzmaßnahmen vor allem zum Ostseehandel müssen keineswegs der einzige Faktor gewesen sein; so verwies Ilja Mieck bereits 2009 darauf, dass auch der Handel Preußens mit Westeuropa erschreckend schlecht erforscht ist, und daran hat sich in den letzten Jahren auch wenig geändert.³⁸ Indem wir Brandenburg-Preußens Versuch, vom globalen Handel zu profitieren und seine eigenen Produkte sowohl intern als auch international konkurrenzfähig zu halten, in den Fokus rücken, können wir das verbreitete Verständnis vom Aufstieg Preußens als Ergebnis rein »interner« Kraftanstrengungen erweitern. Der Aufstieg war nicht nur ein Produkt

37 Für einen Überblick siehe W. Neugebauer: Brandenburg-Preußen in der Frühen Neuzeit, S. 314–333; Clark, Christopher: Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia, 1600–1947, London: Penguin Books 2007.

38 Mieck, Ilja: »Preußen und Westeuropa«, in: Neugebauer, Das 17. und 18. Jahrhundert (2009), S. 411–851.

»preußischer« Disziplin, Bürokratie und Diplomatie sowie des preußischen Militärs, sondern auch eng mit dem Zustrom von Rohstoffen aus kolonialen Räumen verbunden. Davon profitierte auch Berlin: als Handelsplatz und als Standort großer Gewerbebetriebe.

Die Preußische Seehandlung und die Rzeczpospolita

Eine wirtschaftsgeschichtliche Perspektive auf die
Teilung Polen-Litauens im späten 18. Jahrhundert

Markus Nesselrodt/Felix Töppel

Die postkoloniale Forschung nahm ihren Anfang in 1970/80er Jahren und führte zu einer Neubewertung des europäischen Kolonialismus in Übersee. Diese kritische Aufarbeitung der Geschichte der europäischen Mächte und die Dokumentation der Folgen und Wirkungen kolonialer Politik (sowohl für Kolonisierte als auch Kolonisatoren) bis in die Gegenwart waren zentrale Anliegen postkolonialer Ansätze. Eine wichtige Innovation stellte dabei der seit den 1990er Jahren in den Blick gerückte Binnenkolonialismus dar. Diese über den Kolonialismus in Übersee hinausgehende postkoloniale Ausweitung der Perspektiven hat zunächst die Vielfalt kolonialer Praktiken verdeutlicht und unser Wissen um empirische Befunde erweitert. Beide Formen des Kolonialismus bedingten sich wechselseitig und sollten daher nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Dieser Beitrag eröffnet eine Perspektive auf die Geschichte des preußischen Binnenkolonialismus.

Ein wichtiger Teilbereich ist die Geschichte von der deutschen »Ostkolonisation« im Mittelalter bis zu den ostwärts gerichteten Eroberungskriegen im 20. Jahrhundert.¹ Dabei wurde deutlich, dass in verschiedensten Textgenres – seien es Romane, Geschichtsbücher oder in Korrespondenzen auf ministerieller Ebene – »die Darstellungen Osteuropas und des Balkans seit der Aufklärung von ähnlichen Mustern durchzogen waren wie jene kolo-

1 Zur Begriffsgeschichte der deutschen Ostkolonisation siehe Belzyt, Jerzy C.: »Ostkolonisation. Zivilisation aus dem Westen?«, in: Hans Henning Hahn/Robert Traba (Hg.), *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte*, Bd. 2, Paderborn: Schöningh 2014, S. 227–246.

nisierter Übersee-Gebiete [...].² Die postkolonial informierte Forschung zum Binnenkolonialismus in Mittel- und Osteuropa ist daher ein sinnvoller Ausgangspunkt für diesen Beitrag zur preußischen Polenpolitik.

Zuletzt haben Felix Ackermann und Agnieszka Pufelska dieses Feld um den Fall Preußen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erweitert. Sie verweisen darauf, dass die bisherige Forschung zum deutschen Kolonialismus vorrangig seine »außereuropäische Dimension [...] in den Blick« genommen habe.³ Das von Ackermann und Pufelska initiierte Themenheft *Preußen postkolonial* hat das asymmetrische Verhältnis Deutschlands und Preußens zu Polen kritisch untersucht und die damit verbundenen »Aneignungs- und Modernisierungsprozesse« als Formen von innerer Kolonisation bezeichnet.⁴ Die Prozesse müssen im Kontext der mit der Aufklärung entwickelten Fortschrittsnarrative verstanden werden, auf die Pufelska schon in früheren Arbeiten verwiesen hat. Das negative Osteuropabild der Akteure (sei es bei Friedrich II., führenden preußischen Beamten oder bei Vertretern der deutschen Aufklärung) erscheint so in neuem Licht. Diese vielschichtigen Interessen müssen zunächst aufgedeckt werden:

Der [...] postkoloniale Ansatz bietet sich in diesem Zusammenhang als geeigneter methodischer Ansatz an, weil er wie kaum ein anderes Konzept den singular begriffenen Modernisierungsprozess kritisiert und die Verdichtung von Beziehungen auf unterschiedlichen Ebenen in den Vordergrund rückt.⁵

Ackermann und Pufelska lassen jedoch offen, inwiefern die gesamte Periode preußischer Herrschaft über Teile Polens von 1772 bis 1918 sinnvollerweise als binnenkolonial zu bezeichnen ist. Konsens besteht in der Forschung indes

2 Annus, Epp/Bobinac, Marijan/Göttsche, Dirk/Patrut, Iulia-Karin: »Europäischer Binnenkolonialismus in interdisziplinärer Perspektive«, in: Dirk Göttsche/Axel Dunker/Gabriele Dürbeck (Hg.), *Handbuch Postkolonialismus und Literatur*, Stuttgart: J. B. Metzler 2017, S. 87–96, hier S. 87.

3 Ackermann, Felix/Pufelska, Agnieszka: »Preußen postkolonial. Ansätze zu einer Geschichte polnisch-preußischer Asymmetrie«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 529–533, hier S. 529.

4 F. Ackermann/A. Pufelska: *Preußen postkolonial*, S. 530.

5 Pufelska, Agnieszka: »Das koloniale Verständnis von Osteuropa in der Zeit der Aufklärung – ein theoretischer und empirischer Erklärungsversuch«, in: Christoph Augustynowicz/Dies. (Hg.), *Konstruierte (Fremd-?) Bilder. Das östliche Europa im Diskurs der 18. Jahrhunderts*, Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2017, S. 121–142, hier S. 139.

über die Genese und Wirkmächtigkeit des preußisch-deutschen Negativstereotyps der polnischen Wirtschaft, wonach der polnische Staat und seine Bevölkerung in toto als rückständig und unzivilisiert diffamiert wurden. Ein solcher Diskurs kann durchaus als kolonial verstanden werden. Weniger eindeutig ist jedoch die Frage der Herrschaftspraxis über fast 150 Jahre preußischer Machtausübung in Polen. Hier bestehen insbesondere für die ersten Jahrzehnte bis zum Ende der Napoleonischen Kriege noch erhebliche Forschungslücken. Dabei ist nicht zu leugnen, dass hinter den moralischen Rechtfertigungen durch das Fortschrittsnarrativ zugleich handfeste wirtschaftliche Interessen Preußens sowie der anderen Teilungsmächte standen.⁶ Jedoch werden die ökonomischen Dimensionen kolonialer Praktiken – denen solche Fortschrittsnarrative in der Regel als Legitimation dienten – noch immer kaum berücksichtigt. Deshalb wird hier die ökonomische Dimension der preußischen Polenpolitik behandelt, und zwar anhand der Teilungen Polen-Litauens und der damit einhergehenden Gründung der Preußischen Seehandlung im Jahr 1772. Dass die in Berlin gegründete und von der Hauptstadt Preußens agierende Institution von der deutschen Geschichtsschreibung bisher nicht im Zusammenhang des Binnenkolonialismus untersucht wurde, hat mehrere Gründe. Zunächst hat der allgemein »hybrid[e] Charakter« der Seehandlung den Zugriff auf die Erforschung ihrer Geschichte erschwert. Gegründet wurde sie als königliches Institut zur Förderung des nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) in der Krise befindlichen Überseehandels. Im Laufe der Jahrzehnte wandelte sie sich allmählich zu einer Bank des Staates und trat vor allem ab 1820 auch als Förderin von Industrie und Gewerbe in Erscheinung.⁷ Dass sie auch ein Instrument der preußischen Expansion war, wurde in der polnischen Historiografie stärker ausgeleuchtet als auf deutsch-

6 Kaps, Klemens: »Zwischen Emanzipation und Exklusion: Fortschrittsdenken und die Wahrnehmung kultureller Differenz in der europäischen Aufklärung«, in: Thomas Ertl/Andrea Komlosy/Hans-Jürgen Puhle (Hg.), *Europa als Weltregion. Zentrum, Modell oder Provinz?*, Wien: New Academic Press 2014, S. 24–37, hier S. 26. Zu privaten und staatlichen Interessensgemeinschaften im Kontext der Teilungen siehe Ganzenmüller, Jörg/Tönsmeier, Tatjana: »Einleitung«, in: Dies. (Hg.), *Vom Vorrücken des Staates in die Fläche. Ein europäisches Phänomen des langen 19. Jahrhunderts*, Köln: Böhlau 2016, S. 7–31, hier S. 18.

7 Töppel, Felix: »Die Preußische Seehandlung und die Konsulate. Zugänge zu einer Globalgeschichte Preußens?«, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 32/1 (2022), S. 19–51, hier S. 24.

sprachiger Seite.⁸ Stellvertretend für erstere seien etwa die Arbeiten von Radosław Gaziński genannt, denen zufolge erst die Inbesitznahme der polnischen Gebiete die vollständige Umsetzung der friderizianischen Wirtschaftspolitik ermöglichte.⁹ In einschlägigen (auch neueren) deutschsprachigen Werken zur Wirtschaftsgeschichte Preußens und zur Seehandlung¹⁰ fehlen Verweise auf diese Arbeiten und auf die postkoloniale Forschung gänzlich.

Dieser Beitrag greift explizit die wirtschaftlichen und machtpolitischen Aspekte der preußischen Teilungspolitik auf und untersucht die Seehandlung als koloniales Instrument in Bezug auf den östlichen Nachbarn. Der Beitrag will die wirtschaftspolitische Praxis der preußischen Polenpolitik in den Dekaden seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur Epochenschwelle um 1800 am Beispiel der kurzlebigen Provinz Südpreußen mit ihrer Hauptstadt Warschau diskutieren. An der Niederlassung der Seehandlung in Warschau

-
- 8 Siehe für die polnische Forschung beispielsweise Szultka, Zygmunt: »Polityka gospodarcza państwa i rozwój ekonomiczny Prus«, in: Bogdan Wachowiak (Hg.), *Prusy w okresie monarchii absolutnej (1701–1806)*, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 2010, S. 469–551, hier S. 519–533; in deutscher Sprache vor allem Bömelburg, Hans-Jürgen: *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitensstaat: vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1806)*, München: Oldenbourg 1995, S. 305–307.
- 9 Gaziński, Radosław: *Prusy a handel solą w Rzeczpospolitej w latach 1772–1795*, Warschau: DiG 2007, S. 26, 28. Vgl. auch Ders.: *Handel morski Szczecina w latach 1720–1805*, Szczecin: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Szczecińskiego 2000.
- 10 Radtke, Wolfgang: *Die Preußische Seehandlung zwischen Staat und Wirtschaft in der Frühphase der Industrialisierung*, Berlin: Colloquium-Verlag 1981. Ders.: *Die preußische Seehandlung*, Berlin: Nicolai 1987. Spenkuch, Hartwin: *Preußen – eine besondere Geschichte. Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur 1648–1947*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. Straubel, Rolf: *Die Handelsstädte Königsberg und Memel in friderizianischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des ost- und gesamtpreußischen ›Commerciums‹ sowie seiner sozialen Träger (1763–1806/15)*, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2003. Ders.: *Friedrich Christoph von Goerne (1734–1817). Selbstherrlicher Minister König Friedrichs II. oder Spielball seiner Sekretäre und fremder Magnaten?*, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2014. Ebenfalls unberücksichtigt bleibt dies in den Beiträgen des jüngsten Sammelbandes zur Preußischen Seehandlung; vgl. Wienfort, Monika (Hg.): *Die Preußische Seehandlung zwischen Markt, Staat und Kultur – 40 Jahre Stiftung Preußische Seehandlung*, Potsdam: Universitätsverlag Potsdam 2023. Den »Landraub« thematisiert hat hingegen Luh, Jürgen: »Das Jahr 1772. Friedrich der Große, Polen, Spanien und die Seehandlung«, in: Wienfort, *Die Preußische Seehandlung zwischen Markt, Staat und Kultur – 40 Jahre Stiftung Preußische Seehandlung* (2023), S. 9–24, hier S. 10.

lässt sich beispielhaft zeigen, wie preußische territoriale Expansion und wirtschaftliche Interessen auf Kosten der Adelsrepublik verknüpft wurden.

Die Gebiete des Königreichs Preußen bildeten im 18. Jahrhundert einen Flickenteppich. Tobias Schenk hat dies treffend formuliert:

Dabei war das Alte Preußen nicht nur blau, sondern bunt. Von Kleve im Westen bis Memel im Osten vereinigte es Territorien, die nicht nur geographisch weit auseinander lagen, sondern die [...] über je eigene kulturelle Traditionen und regionale Bindungen verfügten.¹¹

Diese territoriale Zerstückelung war für die preußische Regierung eine stete Herausforderung. Sie erschwerte nicht nur die innere Verwaltung des Königreichs, sondern auch die Umsetzung einer merkantilen Wirtschaftspolitik, wie sie Friedrich II. seit seiner Thronbesteigung (1740) umzusetzen gedachte. Hinzukommt die allgemein schlechte wirtschaftliche Lage nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, die eine Reihe von wirtschaftspolitischen Maßnahmen zur Stärkung von Handel und Gewerbe erforderte – auch unter dem Begriff »Retablissement« bekannt. Dabei zielte Friedrich II. vornehmlich auf die Stärkung der heimischen Gewerbe im agrarisch geprägten Preußen – vor allem der exportorientierten Provinz Schlesien und dem Raum Berlin-Brandenburg – aber auch auf die Förderung des Außenhandels. Letzteres sollte durch protektionistische Maßnahmen und weitreichende Eingriffe in die Handelsstrukturen des Königreiches mittels der Vergabe von Monopolen gelingen.

Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als Element einer solchen Merkantilpolitik vollzogenen Teilungen Polen-Litauens wurden bisher weniger berücksichtigt.¹² Dabei waren die wirtschaftlichen und machtpoliti-

11 Schenk, Tobias: »Das Alte Preußen. Dynastie, Machtpolitik und Staatsstruktur«, in: Joachim Bahlcke/Anna Joisten (Hg.), Wortgewalten. Hans von Held. Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen, Potsdam: Deutsches Kulturforum Östliches Europa 2018, S. 37–60, hier S. 38. Diese Multiethnizität wurde im 19. Jahrhundert insbesondere vom Borussianismus – ganz im Sinne des sich verstärkenden Nationalismus – ausgeblendet. Vgl. auch Walser Smith, Helmut: »An Preußens Rändern oder: Die Welt, die dem Nationalismus verloren ging«, in: Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.), Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 149–169, S. 150.

12 Ausführlicher zu den ökonomischen Folgen der Teilungen am Beispiel des Ostseehandels: Ressel, Magnus: »The Impact of the Partitions of Poland on the Structure of Baltic Trade«, in: Jan Willem Veluwenkamp/Werner Scheltjens (Hg.), Early Modern Shipping

schen Aspekte der Außenpolitik des preußischen Königs eng miteinander verknüpft¹³ – dies untermauert auch unsere These vom preußischen Binnenkolonialismus und der Seehandlung als kolonialem Instrument. Dies wird im Folgenden noch verdeutlicht.

Die erste Teilung der Polnisch-Litauischen Adelsrepublik, die im Vertrag von St. Petersburg vom 5. August 1772 besiegelt wurde, ging vor allem auf die Initiative des Preußenkönigs zurück.¹⁴ Sie war das Ergebnis einer jahrzehntelangen »negativen Polenpolitik« (Klaus Zernack) der preußischen Monarchie.¹⁵ Bereits im Politischen Testament von 1752 hatte Friedrich II. sein Ziel der Annektierung polnischer Gebiete offengelegt – sobald die Gelegenheit dazu gegeben sei. Im Testament äußerte er sich wie folgt:

Polnisch-Preußen wird besser nicht durch Waffen erobert, sondern im Frieden verspeist, in der Weise einer Artischocke, Stück für Stück [...]. Preußen kann seine Neutralität in den polnischen Wirren verkaufen, indem es sich durch eine Stadt nach der andern, einen Distrikt nach dem andern bezahlen lässt, mit Danzig zuletzt, denn es wird als Emporium des Getreidehandels das größte Geschrei bei den Polen verursachen.¹⁶

Die Absichten Friedrichs II. waren also bereits zu diesem Zeitpunkt erkennbar und der Grundstein für das spätere Schicksal der Republik frühzeitig

and Trade. Novel Approaches Using Sound Toll Registers Online, Leiden/Boston: Brill 2018, S. 21–40; sowie Scheltjens, Werner: »Die krisenhaften Auswirkungen der polnischen Teilungen auf die Struktur der Ostseehandel, 1772–1846«, in: Dariusz Adamczyk/Stephan Lehnstädt (Hg.), Wirtschaftskrisen als Wendepunkte. Ursachen, Folgen und historische Einordnungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Osnabrück: fibre 2015, S. 215–232.

- 13 Kikuchi, Yuta: Hamburgs Ostsee- und Mitteleuropahandel 1600–1800. Warenaustausch und Hinterlandnetzwerke, Köln: Böhlau 2018, S. 263. Vgl. auch R. Gaziński: Prusy a handel solą. Ders.: Handel morski Szczecina. Hartwin Spenkuch hat darauf hingewiesen, dass Produktion und die Steuereinnahmen der preußischen Krone »vor allem rasch durch Territorialgewinne gesteigert werden« konnten; vgl. H. Spenkuch: Preußen, S. 49.
- 14 R. Gaziński: Prusy a handel solą, S. 26, 28.
- 15 Zernack, Klaus: »Das preußische Königtum und die polnische Republik im europäischen Mächtesystem des 18. Jahrhunderts (1701–1763)«, in: Ders. (Hg.), Polen und die polnische Frage in der Geschichte der Hohenzollernmonarchie 1701–1871, Berlin: Colloquium-Verlag 1982, S. 4–20, hier S. 14.
- 16 Volz, Gustav Berthold: Die Werke Friedrichs des Großen. Band 7: Antimachiavell und Testamente, Berlin: Hobbings 1913. S. 161.

gelegt. Die Legitimation dieses Gewaltaktes fußte hingegen – wie eingangs erwähnt – auf den zeitgenössischen Vorstellungen von Zivilisationsmission, die – so Klemens Kaps in Anlehnung an Edward Said – einer »Orientalisierung des Ostens« gleichkamen. Dies geschah vordergründig über den Rückgriff auf die aufklärerisch geprägte anthropologische Taxonomie, die wir auch bei Friedrich II. finden: die Betonung des »Barbarentums« und der fehlenden Zivilisiertheit der Bevölkerung, einer von Anarchie geprägten Herrschaft, die wirtschaftliche Rückständigkeit sowie die mangelnde Fähigkeit, diesen defizitären Zustand durch Fortschritt zu überwinden.¹⁷ Was hier als ein Akt der Selbstlosigkeit inszeniert wurde,¹⁸ beabsichtigt indes zu verschleiern, dass die Annexion dieser wirtschaftlich attraktiven Landesteile der eigenen Wirtschaftspolitik dienlich gemacht werden sollte. All dies verdeutlicht, dass die Bestrebungen des preußischen Wirtschafts imperialismus im Osten den Legitimationsmustern des überseeischen Kolonialismus sehr ähnelten.

Die 1569 entstandene Adelsrepublik gehörte bis zu den Teilungen (1772, 1793, 1795) zu den flächenmäßig größten Staaten auf dem europäischen Kontinent, war jedoch mit seinen etwa zehn bis elf Millionen Einwohnern eher dünn besiedelt. Ihre Gebiete boten fruchtbares Ackerland und reichhaltige Wälder sowie einen direkten Zugang zur Ostsee. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war Polen-Litauen die »Getreidekammer Europas« und ein bedeutender Holzexporteur. Über seinen wichtigsten Ostseehafen Danzig gelangten die heimischen Produkte auf die europäischen Märkte. Die Adelsrepublik war somit in die globale Ökonomie eingebunden. Immanuel Wallersteins (für die Forschung wirkmächtige) Einordnung Polens als Peripherie im europäischen Weltsystem hat Dariusz Adamczyk daher folgerichtig in Frage gestellt.¹⁹ Obwohl nicht direkt in den Großen Nordischen

17 K. Kaps: Zwischen Emanzipation und Exklusion, S. 32f. Vgl. auch Said, Edward: Orientalismus, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2009. A. Pufelska: Das koloniale Verständnis von Osteuropa, S. 131f. Was aus preußischer Sicht als Anarchie verstanden wurde, spiegelt in erster Linie die starke Stellung des polnischen Adels wieder. Dies muss für den preußischen König mit Blick auf das eigene Herrschaftsverständnis als unzumutbarer Zustand gegolten haben.

18 A. Pufelska: Das koloniale Verständnis von Osteuropa, S. 137. Pufelska verweist darauf, dass die negativen Berichte nach der letzten Teilung 1795 sogar noch zunahmen und die preußische Polenpolitik noch Jahrzehnte nach der ersten Teilung legitimieren sollten.

19 Damit wird einmal mehr deutlich, dass die in der Historiografie vollzogene Marginalisierung Polen-Litauens im Welthandel hinterfragt werden muss, denn die ökonomi-

Krieg (1700–1721) verwickelt und während des Siebenjährigen Krieges eine neutrale Macht geblieben, waren die Gebiete der Adelsrepublik von den Kriegsereignissen erschüttert worden. Erschwerend kam hinzu, dass der traditionelle polnische Getreide- und Holzhandel über die Ostsee seit dem frühen 18. Jahrhundert sukzessive zurückging. Dieser Rückgang war u.a. eine Folge der expandierenden britischen Kolonialwirtschaft: Großbritannien gehörte einst zu den wichtigsten Handelspartnern Polen-Litauens. Nachdem Großbritannien den heimischen Bedarf an Holz und Getreide nun durch Holz und Reis aus Britisch-Nordamerika wesentlich ergänzen konnte, nahm seine Abhängigkeit vom Ostseehandel ab. Die Republik ächzte in vielfacher Weise unter den Folgen des 1763 beendeten Krieges.²⁰

Im Jahr 1772 war schließlich der Moment Preußens gekommen, »to integrate this colonial zone as their own economic hinterland«.²¹ Akute Krisen in Übersee wie die sich anbahnende Rebellion in den englischen Kolonien, die Zerrüttung der Kolonialwirtschaft durch den Siebenjährigen Krieg und wiederholte tropische Unwetter (insbesondere in der Karibik) schwächten die westeuropäischen Mächte. Wie Bernhard Struck dargelegt hat, ermutigte all das die drei Kontinentalmächte Österreich, Russland und Preußen zu einem Vorgehen gegen Polen-Litauen:

The hands of the British Empire were tied due to rebellion in the colonies. Transatlantic trade was disrupted [...]. When the moment of partition came in 1772, Stanislaw August Poniatowski called for support from France and Britain. Given the tumultuous situation across the Atlantic, support for Poland, perhaps unsurprisingly, never came.²²

sche Basis der Republik macht sie für Preußen – neben der reinen Aussicht auf Territorialgewinne – überhaupt erst bedeutend. Die von Immanuel Wallerstein funktionale Einordnung Polens als Peripherie im europäischen Weltsystem hat Dariusz Adamczyk daher folgerichtig in Frage gestellt; vgl. dazu Adamczyk, Dariusz: Zur Stellung Polens im modernen Weltsystem der Frühen Neuzeit, Hamburg: Dr. Kovač 2001.

20 Struck, Bernhard: »Did Prussia have an Atlantic history? The partitions of Poland-Lithuania, the French colonization of Guiana, and climates in the Caribbean, c.1760s to 1780s«, in: Jutta Wimmler/Klaus Weber (Hg.), *Globalized peripheries. Central Europe and the Atlantic world, 1680–1860*, Woodbridge: Boydell & Brewer 2020, S. 19–36, hier S. 31f., 35.

21 B. Struck: *Did Prussia have an Atlantic History*, S. 32.

22 Ebd., S. 35.

Obwohl die Teilung die nach wie vor bestehenden wirtschaftlichen Interessen der westeuropäischen Mächte trafen – es gab eine starke britische Kaufmannskolonie in Danzig – blieb die Hilfe aus. Die Republik war nun von der Ostsee abgeschnitten, und Danzig, als ihr wichtigster verbliebener Hafen, wurde seines Hinterlandes beraubt, durch eine Zollschranke von ihrem Territorium getrennt und war so dem allmählichen Niedergang geweiht.²³ Die nun folgende, gegen Polen gerichtete preußische Wirtschaftspolitik sollte durch den Handelsvertrag vom März 1775 ihre rechtliche Grundlage erhalten: Dieser aufgezwungene Vertrag war der Versuch, die Adelsrepublik vollständig von ihrem stärkeren Nachbarn abhängig zu machen. Die Gefahr, in Polen eine Art preußische Kolonie zu schaffen, wurde konkret.²⁴ Der Vertrag bewirkte eine ausgesprochen negative Bilanz im polnisch-preußischen Handel und ermöglichte Preußen zugleich die Entwicklung der eigenen Industrie durch die billigen Rohstoffimporte. Daran wird deutlich, dass der (wirtschaftliche) Aufstieg Preußens – wie von Gaziński betont – eng an das Schicksal der Republik gekoppelt war.²⁵

Ferner verfügte Preußen durch die Gebietsgewinne nun erstmals über ein bis nach Ostpreußen reichendes geschlossenes Territorium – ein wichtiger Baustein der friderizianischen Merkantilpolitik. Die offensichtlichen Vorteile der preußischen Expansion auf Kosten Polens versuchte Friedrich II. in seiner Diplomatie kleinzureden. So ist zu erklären, warum der König die weit entwickelten Gebiete in Westpreußen wiederholt als sein Kanada, d.h. als sein koloniales Projekt, bezeichnete.²⁶ Trotzdem Friedrich einem Negativbild Polens so erheblichen Vorschub leistete, lagen die Vorteile der binnenkolonialistischen Expansion auf der Hand: Die polnischen Gebiete schienen für Preußen leichter kontrollier- und integrierbar als die weit entfernten Überseegebiete der Kolonialmächte.²⁷ Von diesem neuen ökonomischen Hinterland

23 R. Gaziński: Prusy a handel solą, 28f.; M. Ressel: Impact of the Partitions, S. 34.

24 R. Gaziński: Prusy a handel solą, S. 30f.

25 R. Gaziński: Handel morski Szczecina, S. 130. Zu dessen Feststellung den Aufstieg Preußens betreffend, vgl. Ders.: Prusy a handel solą, S. 18. Zu den Folgen des Handelsvertrags siehe auch Simsch, Adelheid: Die Wirtschaftspolitik des preußischen Staates in der Provinz Südpreußen 1793–1806/07, Berlin: Duncker & Humblot 1983, S. 122–125.

26 Thum, Gregor: »Die kulturelle Leere des Ostens. Legitimierung preußisch-deutscher Herrschaft im 19. Jahrhundert«, in: Ulrike Jureit (Hg.), Umkämpfte Räume. Raumbilder, Ordnungswille und Gewaltmobilisierung, Göttingen: Wallstein 2016, 263–286, hier S. 264f.

27 B. Struck: Did Prussia have an Atlantic History, S. 32f.

und den im Teilungsvertrag getroffenen Bestimmungen sollte nun die Seehandlung profitieren. Damit war die ökonomische Überlebensgrundlage für die junge staatliche Institution geschaffen, über die der preußische Staat in den vorangegangenen Jahrzehnten noch nicht verfügt hatte.

Die Preußische Seehandlung wurde am 14. Oktober 1772 in Berlin unter dem Namen *Generaldirektion der Seehandlungs-Sozietät* gegründet.²⁸ Das zunächst auf 20 Jahre befristete Patent hielt die Privilegien dieser Gesellschaft fest: Der preußische König gewährte ihr das alleinige Monopol für die Einfuhr von fremdländischem Salz, vor allem aus Spanien, Frankreich und England. Nach Spanien sollten Holz, Leinwand und Wachs exportiert werden. Für Wachs erhielt die Seehandlung ein Vorkaufsrecht in einem zehn Meilen breiten Korridor beiderseits des Weichsellaufs.²⁹ Ihr wurde zudem der Bau von eigenen Schiffen gewährt. Begünstigt wurde das durch die erleichterte Einfuhr von Holz aus Polen, das in zahlreichen neugeschaffenen Werften in den annektierten Gebieten verbaut wurde.³⁰

Diese Politik richtete sich in den frühen Jahren nach der Ersten Teilung auch gegen die Danziger Kaufmannschaft, die bis dato den auswärtigen Salzhandel Polens dominiert hatte.³¹ Der Ausfuhr- und Salzhandel Danzigs sollte sukzessive auf die Häfen von Elbing (Elbląg), Neufahrwasser (Nowy Port) und Stettin (Szczecin) umgeleitet werden – wo die Preußische Seehandlung Handelskontore unterhielt.³² Dem infolge der ersten Teilung preußisch gewordenen Elbing kam hierbei eine besondere Bedeutung zu, sollte doch ein Großteil des polnischen Exporthandels dorthin umgeleitet werden. Zu diesem Zweck förderte Friedrich II. auch den Ausbau des Elbinger Hafens.³³ Die Seehandlung sollte also von Beginn an den Außenhandel Polens kontrollieren und seine Gesamtwirtschaft zugunsten Preußens schwächen.³⁴

28 Siehe hier insbesondere die Arbeiten Wolfgang Radtkes in Fußnote 7.

29 F. Töppel: Die Preußische Seehandlung und die Konsulate, S. 26f. Dass ausgerechnet Spanien eine wichtige Rolle in diesen Plänen einnahm, ist nicht nur mit den Salinen des Landes zu erklären. Der spanische Monopolfhafen Cádiz war das Tor zum spanischen Kolonialhandel, an dem man teilhaben wollte, und ausschließlich dort war das Silber aus den spanischen Kolonien verfügbar.

30 J. Luh: Das Jahr 1772, S. 16.

31 H.-J. Bömelburg: Ständegesellschaft, S. 306.

32 Ebd., S. 306.

33 R. Gaziński: Prusy a handel solą, S. 36f.

34 Schrader, Paul: Die Geschichte der Königlichen Seehandlung, Berlin: Trenkel 1911, S. 1.

Von zentraler Bedeutung für die Seehandlung war jedoch der Salzhandel. Die südpolnischen Salinen von Bochnia und Wieliczka waren infolge der Teilung an das Habsburger Reich gefallen. Den Teilungsbestimmungen zufolge war der Salzhandel in den bei Polen-Litauen verbliebenen Gebieten aber frei, obwohl der polnische König seit dem Mittelalter das alleinige Monopol für den Salzhandel gehalten hatte. Nun glaubte man, diesen lukrativen Markt für die Seehandlung erschließen zu können. Die Einnahmen sollten die finanzielle Grundlage der Gesellschaft sichern. Zudem ermöglichten sie es, Rohstoffe in Polen günstig einzukaufen und über Elbing gewinnbringend im Ausland abzusetzen.³⁵

Dem Gründungspatent gemäß war nur Schiffen der Seehandlung – oder in ihrem Auftrag operierender Akteure – die Salzeinfuhr gestattet. Sie durften das Salz nur importieren, nicht aber in der Breite absetzen. Dies übernahm ein weiteres, eigens dafür gegründetes Unternehmen: die *Preußische Compagnie*, die das Salz in den preußischen Ostseehäfen kaufte, um es in Großpolen (poln. Wielkopolska) gewinnbringend abzusetzen. Damit war der Grundstein für die Aufnahme der Geschäfte gelegt, nicht ohne gleichzeitig den Kaufleuten in Memel und Königsberg einen gewaltigen Schlag zu versetzen. Das Monopol der Seehandlung traf sie besonders hart, hielten sie doch bisher den Salzhandel in ihren Händen. Trotz ihrer Proteste hielt Friedrich II. an diesem Unterfangen fest. Um die Kaufleute Ostpreußens zu beschwichtigen, gewährte er ihnen den Einkauf allen Garns sowie von Leinen, Pottasche, Hanf- und Leinsamen und Wachs aus dem Ermland. Diese Güter waren bis dato von polnischen Kaufleuten exportiert worden, nicht aber von preußischen.³⁶

Der Salzhandel bildete zwar die geschäftliche Basis der Gesellschaft, aber der preußische König beabsichtigte mit ihrer Gründung auch die Erweiterung der preußischen Handelsverbindungen mit den westeuropäischen Märkten – vor allem nach dem spanischen Cádiz. Die Hafenstadt war seit 1717 von der spanischen Krone mit einem Monopol für den Handel mit ihren amerikanischen Kolonien versehen. D.h. der Handel durfte nur von spanischen Untertanen betrieben werden. Obwohl das Monopol 1765 aufgehoben wurde und der spanische Kolonialhandel eine vorsichtige Liberalisierung erfuhr, blieben Ausländer von diesem Handel ausgeschlossen. Cádiz fungierte im 18. Jahrhundert deshalb auch als Umschlagplatz für europäische Handelswaren – darunter die in den Kolonien gefragte schlesische Leinwand –,

35 R. Gaziński: Handel morski Szczecina, S. 238.

36 J. Luh: Das Jahr 1772, S. 11, 13, 15.

da Spanien auf den Import ausländischer Gewerbe- und Agrarerzeugnisse angewiesen war, um die Versorgung seiner Kolonien zu sichern.³⁷ Seit der preußische König im Jahr 1740 Schlesien mitsamt seiner exportorientierten Leinenindustrie erobert hatte, war Cádiz für ihn ein handelsstrategisch besonders wichtiger Ort. Er erhoffte sich die Etablierung eines Direkthandels nach Spanien unter Ausschaltung des weitestgehend von Hamburger Häusern beherrschten Zwischenhandels.³⁸

Bereits in den 1760er Jahren hatte er einen ersten Versuch unternommen, den Leinenhandel in staatliche Hand zu überführen. Ein wichtiger Baustein hierfür war die 1765 gegründete Königliche Bank. Ihre vorrangige Aufgabe war zwar die Kapitalkonzentration in Berlin, aber sie trat auch als Handelsakteurin in Erscheinung. Zu diesem Zweck erfolgte die Gründung von Kommanditen in Amsterdam und Hamburg – eine weitere Kommandite sollte in Cádiz entstehen, wurde aber nicht realisiert. Die Kommandite war eine auf Gegenseitigkeit fußende Gesellschaft, d.h. die Bank ging in dieser Form als Kapitalgeberin eine Partnerschaft mit einem auswärtigen Handelshaus ein – die Kommandite war somit keine Zweigniederlassung der Bank.³⁹ Im Jahr 1771 folgte ein erneuter Versuch, über die Königliche Bank ein Handelshaus sowie eine Kompagnie in Cádiz zu etablieren. Vorgeschlagen wurde die Gründung einer Aktiengesellschaft und die Königliche Bank sollte den nötigen Kredit dafür geben.⁴⁰ Die Schlesier, die jeglichen staatlichen Eingriffen in ihren Handel ablehnend gegenüberstanden, opponierten gegen das Vorhaben und verweigerten die Abnahme der Aktien. Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert (1742–1815), damals Leiter der Bank, sprach sich ebenfalls gegen das Vorhaben aus. Dieser Plan wurde deshalb verworfen und erst 1772 in modifizierter Form mit Gründung der Seehandlung umgesetzt.⁴¹

37 Siehe dazu auch Steffen, Anka: »A cloth that binds: new perspectives on the eighteenth-century Prussian economy«, in: *Slavery & Abolition* 42/1 (2021), S. 105–129.

38 von den Driesch, Wilhelm: *Die ausländischen Kaufleute während des 18. Jahrhunderts in Spanien und ihre Beteiligung am Kolonialhandel*, Köln/Wien: Böhlau 1972, S. 424.

39 Büsch, Johann Georg: *Zusätze zu seiner theoretisch-praktischen Darstellung der Handlung in ihren mannigfaltigen Geschäften*, Hamburg: B.G. Hoffmann 1797, S. 275. Vgl. auch Rosenmöller, Bernhard: *Seehandlung und Bank unter Schulenburg-Kehner's Leitung*, Berlin 1914, S. 269.

40 GStA I. HA Rep. 95, Nr. 21, Copia: Berlin, den 10. August 1771. Friedrich II. an die Königliche Bank, unpag.

41 Fechner, Hermann: *Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit*, Breslau: S. Schottlaender 1907, S. 520.

Erster Chef der Seehandlung wurde der preußische Minister Julius August von der Horst, auf dessen Drängen hin das Projekt überhaupt erst realisiert wurde. Da sich die Geschäfte nicht wie erwartet entwickelten, trat er noch Ende 1774 von seinem Amt zurück und wurde am 4. Dezember 1774 durch Christoph Friedrich von Goerne ersetzt. Letzterer war eine durchaus ambivalente Figur in der Geschichte der Seehandlung, besorgte er doch einerseits erfolgreich die Zusammenlegung von Seehandlung und Preußischer Kompanie (24. Mai 1775). Andererseits trieb dessen Korruption die Gesellschaft beinahe in den Ruin.⁴² Zudem befand sich die Seehandlung bei seinem Amtsantritt in einem beklagenswerten Zustand: Weder hatten sich die Geschäfte wie erhofft entwickelt, noch konnte der Salzbedarf allein von preußischer Seite bestritten werden, auch weil die österreichische Konkurrenz, die nun in Besitz der Salinen Galiziens war, von Beginn an unterschätzt wurde.⁴³

Die Gründung des Warschauer Kontors

Der ausländische Handel spielte in den vielfältigen Aktivitäten der Seehandlung von Beginn an eine wesentliche Rolle.⁴⁴ Unter der Leitung von Goernes (1775–1782) hatte die Seehandlung sich hauptsächlich mit Waren- und Wechselgeschäften befasst. Unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert beteiligte sich die Seehandlung stärker am Getreide- und Pottascheeinkauf in Polen-Litauen. Mit den günstigen Importen aus dem östlichen Nachbarland sicherte die Seehandlung große Teile des preußischen Getreideeinkaufs zwischen 1773 und 1786.⁴⁵ Die günstigen Preise waren nur

42 D'Aprile, Iwan-Michelangelo: »Ökonomische Aufklärung und europäische Friedenspolitik. Carl August von Struensee als Seehandlungs-Direktor und preußischer Finanzpolitiker von internationalem Format«, in: Wienfort, Die Preußische Seehandlung (2024), S. 25–52, hier S. 26. Unter von Goerne hatte in Polen eine Politik des Güterraubs eingesetzt; die dieser aus Mitteln der Seehandlung betrieb. Diese Politik wurde in der Provinz Südpreußen unter dem Gouverneur von Hoym – zugleich Provinzialminister in Schlesien – in noch größerem Maßstab fortgesetzt; dieser verschenkte »zahllose sogenannte ›Gratialgüter‹ aus vormaligen Besitz des polnischen Adels sowie des Klerus an preußische Standesgenossen«; vgl. ebd., S. 46.

43 R. Straubel: Friedrich Christoph von Goerne, S. 96; J. Luh: Das Jahr 1772, S. 22.

44 Weber, Hans: Der Bankplatz Berlin, Köln u.a.: Westdeutscher Verlag 1957, S. 29.

45 H.-J. Bömelburg: Ständegesellschaft, S. 307; ausführlicher zum Getreidehandel A. Simsch: Die Wirtschaftspolitik des preußischen Staates, S. 121–122.

durch gezieltes Ausschalten der privaten Konkurrenten möglich, denen in der neuen Provinz Westpreußen nach der Ersten Teilung schlicht der Einkauf von Getreide verboten wurde.⁴⁶

Die Warschauer Niederlassung war die größte der Seehandlung im Ausland und fungierte als wichtigste Zwischenstelle für die Erlöse aus dem Salzhandel.⁴⁷ Die genaue Entstehungsgeschichte des Warschauer Kontors ist bislang noch wenig erforscht. Gesichert ist aber, dass es seit 1777 existierte.⁴⁸ Das Kontor durchlief bis zu seiner Schließung im Jahr 1817 zahlreiche Veränderungen. Von einem finanziell instabilen »Krämerladen«⁴⁹ verwandelte es sich in ein solides Standbein preußischer Wirtschaftspolitik an der Weichsel.

Die zentralen Aufgaben des Warschauer Kontors bestanden in den Jahren zwischen der Ersten Teilung und der Auflösung der Adelsrepublik zum einen in der Kontrolle der mehr als 15 Salzmagazine auf polnischem Territorium und zum anderen in der Verteilung der Gewinne aus dem Salzhandel an die anderen Niederlassungen der Seehandlung in den preußischen Ostseehäfen Danzig (seit 1793), Elbing und Königsberg.⁵⁰ Der erste Direktor des Warschauer Kontors war seit September 1779 der Beamte Georg von Schleicht.⁵¹

Daneben trat das Kontor in Warschau auch als Verkaufsstelle für preußische Waren in der Adelsrepublik auf. Einer Übersicht vom 11. Januar 1779 ist zu entnehmen, dass die Seehandlung in Warschau zwischen 1. Mai 1777 bis Ende 1778 Zucker, Kaffee, Wein und Branntwein, Eisen, Heringe und diverse andere, nicht näher bestimmte Waren in Warschau handelte.⁵² Im Jahr 1779 betrug der

46 H.-J. Bömelburg: Ständegesellschaft, S. 307.

47 B. Rosenmöller: Seehandlung, S. 284.

48 Eine Aufstellung in GStA I. HA Rep. 109 Seehandlung A, Tit. VI, Nr. 1, unpag. weist die Existenz des Warschauer Kontors seit dem 1. Mai 1777 nach. In einer Akte aus dem Jahr (nach 1785) [I. HA Rep. 96, Nr. 224 E – Angelegenheiten der Preußischen Seehandlung] heißt es, dass das Kontor unter Goerne eingerichtet wurde. Siehe dazu auch R. Straubel: Friedrich Christoph von Goerne, S. 164.

49 B. Rosenmöller: Seehandlung, S. 284.

50 In einem Bericht aus der Mitte der 1780er Jahre heißt es, das Warschauer Kontor nehme »alle durch den Saltz-Verkauf eingehende Gelder in Empfang, und so bald sich eine Summe von 8–10/m Ducaten anhäuft wird dieselbe nach Dantzig, Elbing, Königsberg zum Wechsel-Einkauf abgeschickt.« GStA I. HA Rep. 96, Nr. 224 E – Angelegenheiten der Preußischen Seehandlung, Bl. 7r.

51 Zu den Aufgaben des Kontors und ihrem Personal: R. Gaziński: Prusy a handel solą, S. 186–188.

52 GStA I. HA Red 109 Seehandlung A, Tit. VI, Nr. 1, unpag.

Umsatz der Warschauer Niederlassung 220.158 Rthl., wovon 36.207 Rthl. Gewinn erzielt wurden.⁵³ Ein weiteres Standbein neben den Salzgeschäften und dem Handel mit verschiedenen Lebensmitteln und Handwerksprodukten waren umfangreiche Kreditvergaben an polnische Adlige sowie ein Lombardgeschäft.⁵⁴ Die Aktivitäten des Warschauer Kontors waren also äußerst vielfältig. Einer Aufstellung vom 1. Oktober 1781 zufolge betragen die Gesamteinkünfte des Warschauer Kontors durch Handel mit Pfand- und Wechselbriefen, Salz, Pottasche, schlesischer Leinwand sowie Porzellan in Summe 593.000 Rthl. Damit erwirtschaftete die Warschauer Niederlassung die höchsten Einnahmen aller preußischer Kontore östlich von Berlin.⁵⁵ Aus der erwähnten Aufstellung vom Oktober 1781 gehen die Hauptposten des Warschauer Kontors hervor:⁵⁶

Tabelle 1

Art des Handels	Einnahmen in Reichsthalern
Gewürze, Zucker, Wein, Kaffee, Öl, Brantwein	130.000
Wechselbriefe	283.000
Steinsalz	147.000
Kronschatz Polens	141.000

53 GStA I. HA Rep. 109, Nr. 3206, S. 65.

54 Der Kredithandel mit der polnischen Aristokratie und den Großgrundbesitzern habe sich auch unter preußischer Herrschaft nicht verändert, so Kołodziejczyk, Ryszard: »Warschau und Berlin im 19. Jahrhundert: einige Anmerkungen zu den Beziehungen und wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen den beiden Hauptstädten«, in: Wolfgang Ribbe/Jürgen Schmäddecke (Hg.): Berlin im Europa der Neuzeit: ein Tagungsbericht, Berlin: W. de Gruyter 1990, S. S. 267–273, hier S. 268. »Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, neben dem Steinsalz dort auch Wechselbriefe zu verhandeln und Wertgegenstände zu lombardieren. Gefährlicher war es schon, einen Teil des polnischen Kronschatzes im Werte von 141000 Hr. als Pfand anzunehmen.« B. Rosenmüller: Seehandlung, S. 284. Zum Lombardgeschäft siehe von Poschinger, Heinrich: Bankwesen und Bankpolitik in Preußen. Band I: Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1846, Berlin: Julius Springer 1878, S. 145.

55 Die Gesamteinkünfte anderer Kontore in Rthl. zum Vergleich: Elbing: 56.000, Königsberg: 302.500, Memel: 140.000. Es ist davon auszugehen, dass die Zahlenangaben stark übertrieben sind. Beiträge gerundet, Grundlage ist: GStA I. HA Rep. 109, Nr. 3206, unpag.

56 Zitiert nach B. Rosenmüller: Seehandlung, S. 291.

Nach der Abberufung Goernes erwog sein Nachfolger Schulenburg-Kehnert die Schließung des »Krämerladens« und die Beschränkung der Warschauer Filiale auf das Lombardgeschäft.⁵⁷ In einem internen Bericht der Seehandlungsverwaltung aus der Mitte der 1780er Jahre heißt es kritisch über die Warschauer Filiale:

Wird durch Officianten verwaltet, ist schon unter der Administration des Herrn von Görne etablirt, und ist nur bey behalten, um die alten Sachen abzumachen. Die Situation davon ist sehr schlecht, welches theils von dem gegen alle Vernunft laufenden Operationen des Herrn v. Görne herrühret theils aber auch eine Folge von den widerschlechten Debitoren in Pohlen ist, welche zur Bezahlung anzuhalten, die mehren gesetzlichen Mittel in Pohlen fehlen.⁵⁸

Tatsächlich war die finanzielle Situation der Warschauer Filiale äußerst angespannt. Allein im Zeitraum zwischen 1782 und 1785 halbierte sich das verfügbare Kapital von rund 500.000 Rthl. Ein wichtiger Grund dafür waren die im Bericht erwähnten ausbleibenden Tilgungen polnischer Adliger. Die Rückzahlung konnte man mangels rechtlicher Instrumente nicht erwirken. Lediglich durch den Verkauf von Porzellan aus Berliner Manufakturen und aus dem Lombardgeschäft konnte die Seehandlung zwischen 1782 und 1785 stabile Gewinne von etwas mehr als 30.000 Rthl. erwirtschaften.⁵⁹ Die Kritik am Warschauer Kontor war auch Ausdruck einer Neuausrichtung unter Schulenburg-Kehnert. Der neue Direktor setzte seit 1782 verstärkt auf sogenannte Kommanditen, um den inländischen Handel zu stimulieren, wie er 1786 ausführte:

57 Das Lombardgeschäft brachte keine schlechten Summen ein: 1785 nahm es 45.600 Rthl. an Lombard- und Diskontozinsen sein. Der Salzhandel trug 142.00 Rthl. zum Gesamtgewinn des Jahres 1785 von 377.000 bei. Vgl. B. Rosenmöller: Seehandlung, S. 299, 317.

58 Ohne Jahresangabe, wahrscheinlich nach 1785. GStA I. HA Rep. 96, Nr. 224 E, Bl. 7.

59 Durch Zinsen im Lombardgeschäft nahm das Kontor über 12.700 Rthl. ein; der Verkauf Berliner Porzellans brachte in Summe rund 18.500 Rthl. ein. Ohne Jahresangabe, wahrscheinlich nach 1785. GStA I. HA Rep. 96, Nr. 224 E – Angelegenheiten der Preußischen Seehandlung, Bl. 7 und 7r.

Die Haupt Sache der Societaet mußte seyn, Geld in der Fremde zu gewinnen, und den Handel im Lande da zuführen, wo es noch an hinlänglichen Kaufleuten, und an hinlänglichen Vermögen fehlte. Die Societaet durfte sich daher nicht auf Berlin einschränken, sondern mußte auch darauf bedacht seyn in andern Handlungs-Plätzen Comtoirs anzulegen.⁶⁰

Der Grundgedanke der Kommanditen war, dass die Seehandlung nicht selbst mit dem An- und Verkauf der Waren beschäftigt war, sondern mit auswärtigen Handelshäusern kooperierte und diese mit Kredit versorgte. Die Seehandlung schickte lediglich einige wenige Beamte in die Städte, um die Zusammenarbeit zu kontrollieren.⁶¹ Auf diese Weise sollte der Eindruck erzeugt werden, die Seehandlung stehe nicht in Konkurrenz zur einheimischen Kaufmannschaft. Tatsächlich schienen die Aktivitäten des Warschauer Kontors diesen Anforderungen nicht zu entsprechen. Dennoch vermochte sich Schulenburg-Kehnert mit seinem Plan zur Schließung des Warschauer Kontors aus bislang unbekanntem Gründen letztlich nicht durchzusetzen. Im Gegenteil, denn im Jahr 1788 bezog die Warschauer Zweigstelle einen vom sächsischen Architekten Simon Gottlieb Zug entworfenen zweistöckigen Bau auf der Bielanskastraße.⁶² Der 1733 in Merseburg geborene Zug war seit seinem Umzug nach Polen (1756) eng mit Warschau verbunden. Als ihn der Auftrag für die Niederlassung der Seehandlung erreichte, gehörte er bereits dem polnischen Adel an und lebte recht luxuriös im Sächsischen Palais.⁶³ Die Wahl des prominenten Architekten und die zentrale Lage der neuen Niederlassung im Zentrum Warschaus unterstreichen die herausragende Bedeutung des Warschauer Kontors für den preußischen Handel in der Adelsrepublik.

60 GStA, I. HA Rep. 96, Nr. 224 E, Bl. 5.

61 B. Rosenmöller: Seehandlung, S. 299. Die Kommanditen befanden sich in Hamburg und Amsterdam. H. Poschinger: Bankwesen, S. 145.

62 Laut Zielinski, Jarosław: Atlas dawnej architektury ulic i placów Warszawy: śródmieście historyczne, Bd. 1, Warszawa: Towarzystwo Opieki nad Zabytkami 1995, S. 171 wurde das Gebäude 1788 errichtet. Es wurde 1944 im Warschauer Aufstand zerstört. Über die Wahl Zugs als Architekt des Gebäudes: Kwiatkowski, Marek: Szymon Bogumił Zug. Architekt polskiego oświecenia, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1971, S. 301f. In welchem Gebäude sich das Kontor der Seehandlung in Warschau in den 1770er und frühen 1780er Jahren befand, ist bislang noch nicht geklärt.

63 Beispielhaft sei auf die Evangelische Kirche und den evangelischen Friedhof hingewiesen, deren Entwürfe von Zug stammen; vgl. M. Kwiatkowski: Szymon Bogumił Zug, S. 10.

Im Vorfeld der zweiten Teilung Polen-Litauens erweiterte ein neuer Direktor die Aktivitäten der Seehandlung. Carl August von Struensee übernahm ihre Leitung am 1. Mai 1791 und betätigte sich aktiv darin, neue Geschäftsfelder für die Seehandlung zu finden. So sorgte er etwa für die Verlängerung des auf zwanzig Jahre ausgestellten Patents von 1772. Das neue Patent vom 4. März 1794 gestattete der Seehandlung, auch Wechselgeschäfte und kaufmännische Geschäfte zu tätigen, etwa im Bereich des Diskont- und Lombardgeschäfts.⁶⁴ Laut Artikel 23 des Patents wurde sie nun befähigt, sich aktiv auf dem »Gebiet des Handels, durch Import-, Export- und Transitgeschäfte, im bankenmäßigen Geldverkehr [zu betätigen] und mit der Berechtigung, Niederlassungen im In- und Ausland zu unterhalten und Schiffbau und Reederei« zu betreiben.⁶⁵ Das Kerngeschäft, d.h. der Handel mit ausländischem Salz, gehörte allerdings bis zur Dritten Teilung weiterhin zu den profitabelsten Erwerbszweigen der Seehandlung.⁶⁶ Auch Struensee spielte mit dem Gedanken, das Warschauer Kontor infolge schlechter Erfahrungen mit der Kommandite in Amsterdam zu schließen.⁶⁷ Dass es erneut nicht zur Schließung kam, ist vermutlich Ergebnis der Zweiten und Dritten Teilung Polen-Litauens.⁶⁸

64 Vogel, Werner: »Geschichte und Wirkungskreis der Preußischen Seehandlung (Staatsbank)«, in: Ders. (Hg.), *Die Seehandlung. Preußische Staatsbank. Handel, Verkehr, Industrie, Bankwesen; eine Ausstellung des Geheimes Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz und der Stiftung Preußische Seehandlung*, Berlin: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz 1993, S. 9–20, hier S. 12.

65 W. Radtke: *Preußische Seehandlung*, S. 11.

66 Straubel, Rolf: *Carl August von Struensee. Preußische Wirtschafts- und Finanzpolitik im ministeriellen Kräftespiel (1786–1804/06)*, Potsdam: Verl. für Berlin-Brandenburg 1999, S. 376.

67 Ebd., S. 382.

68 Gegen eine schnelle Schließung des Warschauer Kontors sprach zudem der Abschluss des preußisch-polnischen Handelsvertrags am 9. April 1794. Der Vertrag sollte insbesondere den veränderten Grenzverlauf nach der Zweiten Teilung Polen-Litauens Rechnung tragen, allerdings zum ökonomischen Nachteil der geschwächten Adelsrepublik. Zu einer Umsetzung des Vertrages kam es infolge des Kościuszko-Aufstandes und der wenig später realisierten Dritten Teilung jedoch nicht mehr. Der französische Originalwortlaut des Vertrages ist abgedruckt bei Kaździela, Łukasz: »Polsko-pruski traktat handlowy z 9 kwietnia 1794 r.«, in: *Przegląd Historyczny* 80/1 (1989), S. 119–126.

Nach 1795

Die 1795 erfolgte endgültige Teilung der alten Rzeczpospolita veränderte die wirtschaftspolitische Konstellation des Warschauer Kontors fundamental. Denn zwischen Januar 1796 und November 1806 war Warschau Hauptstadt der 1793 geschaffenen Provinz Südpreußen und somit aus preußischer Perspektive nicht mehr Ausland. Unmittelbar vor der dritten Teilung waren die Salzvorräte des Kontors im Zuge des Kościuszko-Aufstandes (1794) geplündert und verkauft worden.⁶⁹ Auch das lukrative Lombardgeschäft musste wegen des Aufstands geschlossen werden. Es wurde erst wieder eröffnet, nachdem sich der Chef der Seehandlung in einem Brief an Minister Goldbeck vom 10. März 1797 für eine Wiedereröffnung der Leihanstalt unter dem Dach der Seehandlung eingesetzt hatte, um dem »enormen Wuchergeist der wenigen Geld Besitzer zu entgegenen«.⁷⁰ Die Bilanzen des Warschauer Kontors in den Jahren der preußischen Herrschaft sind bislang nicht systematisch ausgewertet worden. Rolf Straubel zufolge trug die Niederlassung im Jahr 1796 rund 8 % des Gewinns (ohne Salzhandel) der Seehandlung bei.⁷¹ Über die Aktivitäten der Seehandlung bis zur Einnahme Warschaus durch französische Truppen am 28. November 1806 stehen noch Forschungen aus.

Zwischen der Seehandlung und Warschau existierte eine weitere Verbindung, die in der Historiografie kaum Erwähnung findet. Der 1778 in Niederschlesien geborene Christian Rother, später langjähriger Chef der Seehandlung, gelangte über mehrere Umwege in den preußischen Staatsdienst. Seine Zeit in Warschau zwischen 1796 und 1809 erwies sich als weichenstellend für Rother's spätere Karriere. Mit einem Schulabschluss ausgestattet, aber ohne einen Militärdienst geleistet und ein Studium absolviert zu haben, fand Rother zunächst eine Anstellung als *Eleve* beim Steueramt in Neumarkt. Wenig später arbeitete er in Neustadt, wo er die Bekanntschaft des Generalleutnants v. Mengden machte. Dessen Regiment wurde 1796 nach Warschau abkommandiert, zusammen mit Rother als Vertreter des Quartiersmeisters. Wenig später

69 Woyda, Karol: Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794, Zürich: Orell 1796, S. 93.

70 GStA I. HA Rep. 84, Abt. XIX Nr. 103, 10. März 1797, Brief von Struensee an Goldbeck, unpag.

71 Der Gewinn der Seehandlung betrug im Jahre 1796 (ohne den Salzhandel) insgesamt 76.678 Rthl. Davon entfielen auf Erträge aus Wechselgeschäften 60.650 Rthl. (od. 79,1 %), auf Gewinne aus dem Warschauer Kontor 6.194 (od. 8,1 %) und auf solche aus dem Verkehr mit Silber 5.338 Rthl. (od. 7,0 %); vgl. auch Straubel: Struensee, S. 376.

stieg Rother zum Privatsekretär v. Mengdens auf und wirkte in dieser Position ein Jahr lang bis zum Tod des Generalleutnants. Rother's Berufung nach Warschau war der »Ausgangspunkt für seine spätere Karriere«. ⁷² Unter den besonderen Bedingungen des Personal Mangels in Warschau konnte er sich mit seinen in der Praxis erworbenen Kenntnissen im Kassen- und Rechnungswesen bewähren, sodass er 1797 förmlich in den preußischen Staatsdienst aufgenommen wurde und bis zum Ende der preußischen Herrschaft über Warschau in verschiedenen Stellungen wirkte. ⁷³ Rother's Aufenthalt in der Stadt war auch deshalb so wichtig für seine spätere Karriere, weil er in jener Zeit das Vertrauen des preußischen Reformers Wilhelm Anton von Klewitz gewann. ⁷⁴ Von Klewitz veranlasste, dass Rother auch nach dem Zusammenbruch der preußischen Verwaltung in Warschau blieb und übertrug ihm die Aufgabe, an den Königsberger Verhandlungen zwischen Preußen und dem von Napoleon neu geschaffenen Herzogtum Warschau über die Regulierung der gegenseitigen Verhältnisse teilzunehmen. ⁷⁵

Rother hatte auch die Aufmerksamkeit der neuen französischen Machthaber auf sich gezogen, die ihm anboten, weiterhin als Beamter für die Warschauer Regierung zu arbeiten. Rother lehnte zunächst ab. Als er jedoch keine Anstellung im preußischen Staatsdienst fand, nahm er notgedrungen Anfang 1808 eine Stelle als Kalkulator beim Warschauer Justizministerium an. ⁷⁶ Vermittelt hatte ihm die Position Feliks Łubieński. Rother und der polnische Adlige hatten sich unter preußischer Herrschaft in Warschau angefreundet. Łubieński hatte sich nach 1795 durchaus aufgeschlossen für die neuen Machthaber gezeigt, setzte sich in Berlin jedoch zugleich wiederholt

72 W. Radtke: Preußische Seehandlung, S. 19.

73 Rother arbeitete zunächst als Assistent bei der Kriegs- und Domänenkammer, dann ab 1803 als Kalkulator, und später als Kanzleiinspektor und erster expedierender Sekretär im Stadt-Polizei-Magistrat; W. Radtke: Preußische Seehandlung, S. 20f.

74 Bereits im Oktober 1799 stellte Klewitz Rother ein positives Zeugnis aus. Darin lobt er dessen Fleiß, Zuverlässigkeit und Leistungen im Bereich des Rechenwesens und empfiehlt ihn für höhere Aufgaben. Attest für Christian Rother vom 26. Oktober 1799, GStA VI. HA NL Rother, Christian v. C. a. Nr. 1a, S. 17.

75 W. Radtke: Preußische Seehandlung, S. 21; »Christian von Rother. Nekrolog«, in: Schlesische Provinziell-Blätter, 1849, Bd. 130, S. 466–489, hier 468.

76 Thierfelder, Hildegard: »Rother als Finanzpolitiker unter Hardenberg 1778–1822«, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 46/1 (1934), S. 70–111, hier S. 71–72.

für polnische Autonomierechte unter preußischer Führung ein.⁷⁷ Nach der preußischen Niederlage im Krieg gegen Frankreich kehrte Łubieński im Dezember 1806 nach Warschau zurück. Er begeisterte sich für Napoleon und wurde 1807 zum Justizdirektor der Provisorischen Regierungskommission ernannt.⁷⁸ In dieser Funktion gelang es ihm, in den Verhandlungen mit Preußen die finanziellen Forderungen des Herzogtums gegenüber dem preußischen Fiskus schriftlich zu fixieren.⁷⁹ Nach der Auflösung der provisorischen Regierungskommission avancierte Łubieński schließlich zum Justizminister des Herzogtums Warschau.

In dieser Funktion setzte sich Łubieński 1809 für Rother ein, als dieser wegen einer verbotenen Korrespondenz mit dem preußischen Minister von Stein als vermeintlicher Spion zum Tode verurteilt werden sollte.⁸⁰ Sein Überleben verdankt Rother demnach dem Einsatz des »väterlichen Freund[es]«⁸¹ Feliks Łubieński. In einem Brief vom 13. Juli 1809 sicherte dieser dem inhaftierten Rother seine Unterstützung für dessen baldige Freilassung zu und sprach ihm seine Anerkennung für die Verdienste aus. Łubieński schrieb:

Die Achtung, welche ich Ihnen ununterbrochen bezeugt, hätte Sie überzeugen sollen, wie ich gegen Sie denke. Das Unangenehme, über welches Sie sich mit Recht beklagen, rührt nicht von mir her; dagegen habe ich nichts unterlassen, was zur Verkürzung und Abwendung des Sturmes, welcher Sie zufällig ergriff, beitragen könnte, ich kann Ihnen nicht verwehren in Ihr Vaterland zurückzukehren, indessen da Sie das hiesige, seit einer gewissen Zeit, als das Ihrige betrachtet, da Sie hier rechtschaffen gedient, so sollten Sie die erlittenen Unannehmlichkeiten den traurigen Folgen des Krieges zuschreiben und überzeugt sein, daß man immer etwas für das Land leiden muß, ich erfahre dieses an mir selbst, suche mit Standhaftigkeit die Widerwärtigkeiten bekämpfen und dieses allein bestimmt den wahren Verdienst. Ich habe

77 Noch 1806 warb er gemeinsam mit Antoni Radziwiłł in Berlin für die Schaffung eines polnischen Rumpfstaaes unter dem Zepter der Hohenzollern.

78 Polski Słownik Biograficzny, Bd. 18: Lubomirski Aleksander – Machowski Walenty, Kraków u.a.: Polska Akad. Umiejętności 1973 S. 479.

79 Ebd.

80 Als polnischer Staatsbediensteter war Rother ein solcher Kontakt mit der preußischen Regierung eigentlich verboten. Christian von Rother. Nekrolog, S. 468. Während der österreichischen Besatzung Warschau 1809 wurden einige preußische Beamte der Stadt verwiesen; Czuby, Jarosław: Warszawa 1806–1815. Miasto i ludzie, Warszawa: Neriton 1997, S. 15.

81 Christian von Rother. Nekrolog, S. 469.

Ihretwegen bereits an S.[eine] M.[ajestät] geschrieben, bedenken Sie sich, nach dem Regen folgt gewöhnlich Sonnenschein.⁸²

Tatsächlich erwirkte Lubiński Rother's Freilassung aus der Haft in Warschau.⁸³ Dieser verließ umgehend das Herzogtum und ließ sich mit Unterstützung seiner Warschauer Bekanntschaften, von Klewitz und Friedrich August von Stägemann in Königsberg nieder.⁸⁴ Dort übergab Rother seinen Günstlingen eine wirtschaftspolitische Denkschrift über das Verhältnis Preußens zum Herzogtum Warschau, die über Klewitz an den König gelangte.⁸⁵ Als Experte für polnische Angelegenheiten wurde Rother im Januar 1813 nach Elbing, Marienwerder, Königsberg, Thorn und Warschau gesandt, um das dortige Eigentum der Preußischen Seehandlung und der Salzadministration in Sicherheit zu bringen.⁸⁶ Im Jahr 1820 stieg Rother an die Spitze der Seehandlung auf, die er bis 1848 leitete. Wenngleich Rother nach derzeitigem Wissensstand keine Selbstzeugnisse über seine Zeit in Warschau hinterlassen hat, so lässt sich doch festhalten, dass sein Aufstieg an die Spitze der Seehandlung dort ihren Anfang nahm.⁸⁷

Aus Sicht der Seehandlung unter ihrem damaligen Direktor von Stein (1804–1807) stellte sich indes die Frage, was aus den Obligationen in den besetzten Gebieten werden würde. Die Franzosen verfügten als faktische Herrscher im Herzogtum Warschau über das verbriefte Vermögen der Seehandlung.⁸⁸ Grundlage war die Konvention von Bayonne zwischen Napoleon und dem als Herzog von Warschau (10. Mai 1808) eingesetzten sächsischen König, wonach sämtliche preußische Forderungen in Höhe von über 43 Mio. Francs an Kapital und 4 Mio. Francs an Zinsen dem sächsischen König übertragen wurden. Dieser hatte dafür Napoleon im Gegenzug 20 Mio. Francs

82 Zitiert nach der Übersetzung aus dem Polnischen in H. Thierfelder: Rother, S. 101.

83 Rother saß in der Festung Praga ein; W. Radtke: Die preußische Seehandlung, S. 23.

84 H. Thierfelder: Rother, S. 72.

85 Christian von Rother. Nekrolog, S. 469; W. Radtke: Die preußische Seehandlung, S. 23.

86 H. Thierfelder: Rother, S. 73.

87 Eine Recherche im Nachlass Rother's (GStA) ergab keine Ergebnisse bezüglich seiner Warschauer Zeit.

88 Der französische General Pierre Daru ließ im Februar 1808 in den Zeitungen des Herzogtums verkünden, dass sämtliche preußische Forderungen auf Güter im Herzogtum nur mit jeweiliger Zustimmung Napoleons gezahlt würden. Schleutker, Hermann: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Königlichen Seehandlung von 1772–1820, Tübingen: Schöningh 1920, S. 111.

bezahlt.⁸⁹ Der Krieg gegen Napoleon und die ausbleibenden Zinszahlungen schwächten die Seehandlung erheblich, sodass diese ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte.⁹⁰ Über das weitere Los des Warschauer Kontors im Herzogtum Warschau und im Königreich Polen (seit 1815) liegen bislang keine Studien vor. Feststeht indes, dass sich das Gebäude bis 1817 in Besitz des preußischen Königs befand, bevor es an den Warschauer Bankier Samuel Anton Fränkel verkauft wurde.⁹¹

Ausblick & Fazit

Postkoloniale Perspektiven sind in der Forschung zur preußischen Geschichte eine zielführende Ergänzung. Zwar wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Vergleich Preußens mit dem überseeischen Kolonialismus der westeuropäischen Mächte nur angerissen, aber schon das machte deutlich, dass eine bedeutende Gemeinsamkeit die Legitimation kolonialer Herrschaft durch eine vermeintliche Zivilisierungsmission war. Der bisherige Fokus auf diese diskursive Ebene ging jedoch in der Preußenforschung zuweilen zulasten der Ausleuchtung konkreter wirtschaftlicher Interessen. Durch die hier vorgenommene Verzahnung von politischer Geschichte und Handelsgeschichte wurde hingegen deutlich, dass die Praxis des Binnenkolonialismus ein wesentlicher Bestandteil der preußischen Merkantilpolitik unter Friedrich II. war. Es ist deshalb sinnvoll, auch künftig in diese Richtung zu forschen.

Hier muss nochmals betont werden, dass Polen-Litauen entgegen einer lange verbreiteten Auffassung im Welthandel keinesfalls eine periphere Position einnahm. Es waren vielmehr seine dichten Verflechtungen, von denen Preußen – neben den reinen Territorialgewinnen – profitieren wollte. Der Seehandlung kam im asymmetrischen Machtverhältnis Preußens und Polen-Litauens nach der Ersten Teilung eine wichtige Aufgabe zu. Im Zuge staatlich gesteuerter Umstrukturierung des preußischen Handels (z.B. Ostpreußens) und von Eingriffen in weite Teile des polnischen Außenhandels fiel ihr unter

89 Ebd., S. 112.

90 H. Poschinger: Bankwesen, S. 234.

91 Laut Barbara Grochulska fand die Transaktion zwischen Julius Schmidt, dem preußischen Generalkonsul in Warschau sowie dem Bevollmächtigten der Seehandlung und Fränkel statt. Grochulska, Barbara: »Dom« S.A.L. Fraenkel«, in: *Dzieje burżuazji w Polsce* 3 (1983), S. 42–63, hier S. 46.

Ausschaltung Danzigs die Aufgabe zu, den Salzhandel nach Polen zu übernehmen und gleichzeitig die eigenen Handelsverbindungen mit westlichen Märkten, insbesondere Spanien, zu erweitern.

Die Bedeutung des ausländischen Handels für die frühen Dekaden der Seehandlung lässt sich auch am Warschauer Kontor ablesen. Als Schaltzentrale sollte dieser einerseits den Handel mit ausländischem Salz überwachen und zum anderen polnische Ausfuhren in die preußischen Ostseehäfen lenken. Dies untermauert unsere These, wonach der Salzhandel und die Seehandlung im Allgemeinen das Ziel verfolgten, die ökonomische Basis der Republik zugunsten Preußens zu schwächen. Insofern ließe sie sich durchaus als Instrument preußischer Expansionsbestrebungen auf Kosten Polen-Litauens verstehen.

Dass weitere Forschung zur polnischen Dimension der Seehandlungsgeschichte nötig ist, hat das Beispiel des Warschauer Kontors gezeigt, wurden doch allenfalls Schlaglichter aufgezeigt. Insbesondere die biografischen Verbindungen Rotherers zu Polen könnten künftig wichtige Hinweise auf die Tätigkeit der Seehandlung im Nachbarland liefern. Dass der auswärtige Salzhandel unter Rotherers Leitung von 1820 bis 1848 weiterhin zu den Geschäftsfeldern des Handelsinstituts gehörte, wirft die Frage auf, ob das 1815 entstandene Königreich Polen (bzw. Kongresspolen) weiterhin zu ihren Absatzmärkten (neben West- und Ostpreußen) gehörte.⁹² Dies ist durchaus denkbar, denn das vom russischen Zaren Alexander I. bewusst so zugeschnittene Königreich Polen verfügte weder über die Salinen in Galizien noch über einen Zugang zur Ostsee. In jedem Fall werden am Salzhandel die langfristigen Nachwirkungen der friderizianischen Merkantilpolitik sichtbar.

92 GStA PK, VI. HA, NI Rother Er, Verhältnisse des Königlichen Seehandlungs-Instituts und dessen Geschäftsführung und industrielle Unternehmungen, S. 10.

›Lokalfloren‹ und ›exotische Gewächse‹

Carl Ludwig Willdenow und der Königliche Botanische Garten Berlin-Schöneberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Sophia Spielmann

Als Carl Ludwig Willdenow (1765–1812) im Sommer des Jahres 1801 zum Direktor des Königlichen Botanischen Gartens in Berlin-Schöneberg ernannt wurde,¹ war seine erste Bestandsaufnahme alles andere als vielversprechend. In einem Brief an seinen Freund, den dänischen Botaniker Martin Vahl (1749–1804), klagte er über den Zustand des Gartens: Wenig sei unter seinem Vorgänger ausgesät und dann auch erhalten worden; die Zahl der Gewächse betrug nur ungefähr 1300. Viele Pflanzen habe Willdenow außerdem falsch beschriftet, ungünstig untergebracht oder gar ungepflegt aufgefunden. »Sie können leicht denken«, schrieb er, »was für Zeit das Aufsuchen der Pflanzen die zerstreut in einem 23 Morgen großen Garten sind, kostete, der ganz einer Wildniß ähnlich war.« Ein Teil des Gartens war sogar »zu einem kleinen Walde aufgewachsen, den keine menschliche Seele betreten hatte«. Hier fand Willdenow allerdings zahlreiche hochgewachsene Exemplare von eingebürgerten Baumarten wie der Virginischen Zaubernuss, der Pennsylvanischen Esche, der Weichselkirsche aus dem Mittelmeergebiet und Klein- und Vorderasien und der Zirbelkiefer aus dem Alpenraum. Teilweise war der kleine Wald so zugewachsen, so Willdenow, »daß ich mich durchhauen mußte«.² In den folgenden Wochen

1 Urban, Ignaz: Geschichte des Königl. botanischen Gartens und des Königl. Herbariums zu Berlin, Dresden: C. Heinrich 1881; Timler, Friedrich Karl/Zepernick, Bernhard: Der Berliner Botanische Garten. Seine 300jährige Geschichte vom Hof- und Küchengarten des Großen Kurfürsten zur wissenschaftlichen Forschungsstätte, Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin 1978.

2 Willdenow, Carl: Brief an Martin Vahl vom 17. Oktober 1801, zitiert in: Wagenitz, Gerhard/Lack, Hans Walter: »Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen«, in: Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie (Hg.), *Annals of the*

und Monaten ordnete, bestimmte und beschriftete Willdenow also den vorliegenden Bestand der Pflanzen neu und begann die ambitionierte Aufgabe, den gesamten Garten samt seinen Gewächshäusern grundlegend umzugestalten.

Der Erfolg dieses Projekts in den folgenden Jahren bis zu Willdenows frühem Tod im Jahr 1812 wird bis heute hervorgehoben, ganz so »wunderbar«, wie er selbst eine künftige »Geschichte des Gartens« im selben Brief an Vahl auch vorausgesehen hatte.³ Zu Willdenows Leistungen zählt vor allem die beeindruckende Erweiterung der Pflanzenbestände des Gartens, für die er zahlreiche Anschaffungen unternahm und den Austausch mit anderen Gärten und Sammlern vorantrieb. 1810 war die Zahl von 1300 auf rund 7700 lebende Pflanzenarten angewachsen, dazu sein eigenes Herbarium mit über 20.000 Arten. Die Bestandspflanzen und Neuankömmlinge erfuhren eine systematische botanische Neuordnung und Inventarisierung nach den Klassifizierungsprinzipien von Carl von Linné (1707–1778),⁴ und Willdenows Herbarsammlungen enthalten zahlreiche Typusbelege für erstmals beschriebene Arten. Auch entwickelte sich der Garten unter Willdenow von den streng rechtwinkligen Formen früherer botanischer Gärten hin zu geschwungenen Linien nach dem Vorbild englischer Landschaftsgärten.⁵ Berlins Botanischer

History and Philosophy of Biology 17, Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2012, S. 1–290, hier S. 152.

- 3 Hierzu und zu Willdenows Leben, siehe Oehmigke, Ferdinand: »Dr. Carl Ludwig Willdenow«, in: Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften 16 (1814), S. 337–345; Anonym: »Leben des Ritters, D. Carl Ludw. Willdenow«, in: Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde 6 (1814), S. V–XVI. Zu Willdenows Beitrag zur Wissenschaft vgl. Jahn, Ilse: »Carl Ludwig Willdenow und die Biologie seiner Zeit«, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe 15 (1966), S. 803–812.
- 4 Mit der binären Nomenklatur und dem damit einhergehenden hierarchischen Klassifikationssystem schuf Carl von Linné die Grundlagen der modernen biologischen Taxonomie. Jeder Organismus erhält einen zweiteiligen wissenschaftlichen Namen, bestehend aus dem Gattungsnamen und dem Artnamen, zum Beispiel *Carapichea lpecacuanha*. Zu Linné, siehe Müller-Wille, Staffan: Botanik und weltweiter Handel. Zur Begründung eines natürlichen Systems der Pflanzen durch Carl von Linné (1707–78), Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung 1999.
- 5 Klemun, Marianne: »Der Botanische Garten«, in: vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte [IEG] (Hg.), Europäische Geschichte Online (2015), <http://ieg-ego.eu/de/threads/crossroads/wissensraeume/marianne-klemun-der-botanische-garten> vom 18. August 2023.

Garten wurde dadurch im frühen 19. Jahrhundert ein wichtiges Zentrum der Botanik und Naturgeschichte sowie der »kolonialen Botanik«.⁶

Auffallend an Willdenow ist besonders, dass er trotz seines fast unerschöpflichen wissenschaftlichen Interesses an und der Beschaffung von exotischen Pflanzen größtenteils ›lokal‹ blieb: Er reiste im Vergleich zu anderen Botanikern seiner Zeit nur wenig und in kleinerem Umfeld. Mehr beschäftigte ihn, wie er besagte Exotika in seinen Gärten und Gewächshäusern heimisch machen und dauerhaft anbauen konnte. So blieben über lange Jahre die pflanzlichen Landschaften Berlins und ihrer Umgebung sein Hauptfokus, während diese sich vor seinen Augen stark veränderten.

Der vorliegende Beitrag stellt Willdenows Werk und Wirken in Berlin in den Kontext damaliger kolonialer Expansion, zunehmend weltweiten Handels und botanischer Expeditionen und Netzwerke. Dabei sollen vor allem die Spannungen, welche zwischen dem ›Nahen‹ und ›Fernen‹, dem ›Lokalen‹ oder ›Fremden‹ auftraten, genauer beleuchtet werden. Denn diese waren bei Willdenow omnipräsent: Ob in seinem Frühwerk zur Flora Berlins, bei seinen Untersuchungen exotischer Arzneimittel, im Rahmen seines ausgiebigen Sammlungs- und Ordnungsdrangs, und nicht zuletzt bei der Umgestaltung des Botanischen Gartens selbst, immer wieder werden dabei komplexe und teils widersprüchliche Formen des Umgangs mit dem ›Exotischen‹ deutlich.

Zunächst soll auf Willdenows Verbundenheit mit der Stadt Berlin und ihrer Umgebung eingegangen werden, und wie sich diese in der Tradition der

6 Schiebinger, Londa/Swan, Claudia (Hg.): *Colonial botany. Science, commerce, and politics in the early modern world*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2007. Ein kritischer Blick ist vor allem aus postkolonialer Perspektive bereits auf Figuren wie Carl von Linné und Alexander von Humboldt geworfen worden, vgl. Koerner, Lisbet: *Linnaeus. Nature and nation*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1999; Müller-Wille, Staffan: »Walnuts at Hudson Bay, Coral Reefs in Gotland. The Colonialism of Linnaean Botany«, in: L. Schiebinger/C. Swan, *Colonial botany* (2007), S. 48–64; Clark, Rex/Lubrich, Oliver (Hg.): *Cosmos and Colonialism. Alexander von Humboldt in Cultural Criticism*, New York/Oxford: Berghahn 2012. Bezüglich einer kritischen Sichtweise auf botanische Gärten als Knotenpunkte kolonialer Netzwerke der Wissenserschaffung vgl. Brockway, Lucile: *Science and colonial expansion. The role of the British Royal Botanical Gardens*, New Haven/London: Academic Press 1979; Spary, Emma: *Utopia's Garden. French Natural History from Old Regime to Revolution*, Chicago: University of Chicago Press 2000; Klemun, Marianne: »Botanische Gärten und Pflanzengeographie als Herrschaftsrepräsentationen«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), S. 330–346.

sogenannten Lokalfloren schriftlich niederschlug. Als Zweites greift der Aufsatz Willdenows Umgang mit fremdländischen Heilmitteln in seiner Funktion als Apotheker auf. An dritter Stelle stehen Willdenows botanische und koloniale Korrespondenz- und Bezugsnetzwerke. Abschließend wird auch auf die Umstrukturierungen und Änderungen im Botanischen Garten in Berlin selbst eingegangen.

Willdenow und die Pflanzenwelt in Berlin

Willdenow war Sohn eines Apothekers und, nach dem Tod seines Vaters, zeitweise auch Eigentümer der Apotheke *Zum rothen Adler* an der Berliner Friedrichstraße. In seiner Jugend waren der Chemiker Martin Heinrich Klaproth (1743–1817) und der Botaniker Johann Gottlieb Gleditsch (1714–1786) seine Mentoren; letzterer war sein Onkel und einer seiner Vorgänger als Direktor des Botanischen Gartens. Nach einer Lehre in der Apothekerschule Langensalza zog er nach Halle, um dort Medizin zu studieren und zu promovieren. Während dieser Jahre unternahm er ausgedehnte Wanderungen, auf denen er Pflanzen sammelte und diese nach Linnéeschen Prinzipien bestimmte. So berichtete er beispielsweise dem Botaniker Carl Thunberg (1743–1828) von der Ausbeute seiner Wanderungen durch Thüringen, Franken, den Harz und Nordhessen.⁷

Später unternahm Willdenow nur noch wenige Reisen. Er besuchte u.a. Wien, Padua und Paris und die dortigen Botanischen Gärten. Dass er wenig reiste, lag vermutlich an seiner Gesundheit oder der seiner Gattin, oder auch an der hohen Arbeitsbelastung. Auch möglich ist, dass er das Reisen selbst nicht schätzte und sich lieber in der Natur seiner Umgebung aufhielt. Im Jahr 1800 erzählte er beispielsweise in einem Brief, wie glücklich er sich schätzte, seine Forschung ganz in der (nahen) Natur seiner Reichweite ausführen zu können, und »die Fülle der Freuden zu genießen [...], die tausende von Menschen nicht kennen und in den abgeschalteten Vergnügungen der großen Welt suchen«.⁸

Nach seiner Rückkehr nach Berlin wuchs sein Interesse an der lokalen Flora, was sich in weiteren »botanischen Spaziergängen« und Wanderungen

7 Brief an Carl Peter Thunberg vom 8. August 1787, in: G. Wagenitz/H.W. Lack: Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen, S. 21; Brief an Carl Peter Thunberg vom 3. März 1788, in: ebd., S. 23.

8 Brief an Gotthilf Heinrich Ernst Mühlenberg vom 8. April 1800, in: ebd., S. 127.

durch die Umgebung äußerte.⁹ Er fand Gleichgesinnte wie Christian Ludwig Krause, der einen botanischen Garten hatte, und den Botaniker Friedrich Gottfried Hayne (1763–1832), der botanische Wanderungen für Studierende und Interessierte organisierte.¹⁰ Ebenso wichtig war Willdenow seine Lehrtätigkeit in der Botanik und Naturgeschichte. Dazu verfasste er verschiedene Leitfäden und Lehrbücher.¹¹

1789 übernahm er für einige Jahre die Rothe-Adler-Apotheke seines Vaters, wo er ebenfalls viel mit Arzneipflanzen zu tun hatte. Bis zu seiner Ernennung zum Direktor des Botanischen Gartens konnte er den Garten eines Freundes nutzen, in dem er über 500 verschiedene Pflanzenarten anbaute, die nicht in Berlin und Umgebung heimisch waren,¹² ab 1791 auch seinen eigenen mit zwei klimatisierten Gewächshäusern.¹³

Im Jahr 1787 erschien zunächst sein Werk *Vorbote einer Flora Berlins – nach dem Linnéischen System* (Latein: *Florae Berolinensis prodromus – secundum systema Linneanum*), dessen Handexemplar er wohl auch während seiner Streifzüge bei sich führte und mit zahlreichen Anmerkungen versah.¹⁴ Wie man die Anbaumethoden sowohl einheimischer als auch fremder Pflanzen verbessern konnte, war für ihn ein beständiges Thema.¹⁵ Als Direktor des Botanischen Gartens

9 Anonym: *Leben des Ritters*, S. VIII.

10 Sukopp, Herbert: »Botanische Gärten und die Berliner Flora«, in: *Willdenowia* 36 (2006), S. 115–125; Kowarik, Ingo: »Christian Ludwig Krause (1706–1773) and his famous garden in Berlin. Nursery, botanical garden and hub in a natural history network«, in: *Studies in the History of Gardens & Designed Landscapes* 43 (2023), S. 23–33; Deutsche Biographie: »Hayne, Friedrich Gottlob«, Indexeintrag: *Deutsche Biographie*, <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116553774.html>

11 Siehe Willdenow, Carl Ludwig: *Grundriss der Kräuterkunde*. Zu Vorlesungen entworfen, Berlin: Haude und Spener 1792; Ders.: *Anleitung zum Selbststudium der Botanik*. Ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen, Berlin: F. Oehmigke 1804.

12 Brief an Olof Swartz vom 1. August 1801, in: G. Wagenitz/H. W. Lack: *Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen*, S. 149.

13 Brief an Carl Peter Thunberg vom 26. Februar 1791, in: ebd., S. 57f.

14 Willdenow, Carl Ludwig: *Florae Berolinensis prodromus: secundum systema Linneanum*, Berlin: Imprensus Wilhelmi Viewegii 1787; vgl. Böhme, Katrin/Müller-Wille, Stefan: »In der Jungfernheide hinterm Pulvermagazin frequens«. Das Handexemplar des *Florae Berolinensis Prodromus* (1787) von Carl Ludwig Willdenow«, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 21 (2013), S. 93–106.

15 Willdenow, Carl Ludwig: *Berlinische Baumzucht, oder Beschreibung, der in den Gärten um Berlin, im Freien ausdauernden Bäume und Sträucher für Gartenliebhaber und Freunde der Botanik*, Berlin: G. C. Nank 1796.

gab er dann von 1803 bis 1812 die Reihe *Hortus berlinensis* heraus. Das Werk beschrieb seltene Gewächse des Botanischen Gartens Berlin. Weiterhin enthielt die *Enumeratio plantarum Horti Regii Berolinensis* (1809) alle Pflanzenarten, die im Sommer 1808 im Botanischen Garten angebaut wurden, insgesamt 6351.¹⁶

Sogenannte Lokalfloren, Bücher über die Pflanzenwelt eines bestimmten Ortes oder einer Region, verbreiteten sich seit dem 17. Jahrhundert in weiten Teilen der Welt, vor allem auch im deutschsprachigen Raum. Die Titel verwendeten meist eine Variante der Bezeichnungen *Flora*, *Catalogus*, *Hortus*, *Index*, oder *Enumeratio*. Die Pflanzenlisten waren häufig alphabetisch geordnet und enthielten oft lediglich den Namen, meist auf Latein und in der Lokalsprache sowie die genaue Ortsbezeichnung. Sie waren dementsprechend komplementär zu anderen Kräuterbüchern und Herbarien. Genutzt wurden sie hauptsächlich von Studenten der Medizin, um zu lernen, wie man Heilpflanzen zuverlässig in der Natur erkennt und bestimmt. Alix Cooper hat hervorgehoben, welche Bedeutung die Beschreibungen der lokalen Flora für die Entwicklung einer Insistenz und Konzentration auf das Lokale und Einheimische gegenüber den exotischen und fremdländischen Gütern und Ideen hatten, die zu diesem Zeitpunkt nach Europa kamen.¹⁷

Direkte Vorgänger solcher Beschreibungen waren beispielsweise Johann Sigismund Elsholtz' (1623–1688) *Flora marchica* und Johann Gottlieb Gleditschs (1714–1786) *Index Plantarum* und *Catalogus Plantarum*.¹⁸ Vor allem Willdenows *Florae Berolinensis prodromus* mit ihrem Fokus auf *unsere* Pflanzen (»*florae nostrae*«)¹⁹ kann in dieser Linie verortet werden und er folgte auch hier explizit Linnés System. Dies ist bedeutend, da Linné selbst der Lokalfloren-Tradition kritisch gegenüberstand: Für seine Interessen im Bereich der universellen botanischen Klassifizierung konnte nur eine methodische und theoretische

16 Als Gesamtausgabe erschien Willdenow, Carl Ludwig/Link, Johann Heinrich Friedrich: *Hortus Berolinensis. Sive icones et descriptiones, plantarum rariorum vel minus cognitatarum, quae in Horto Regio botanico Berolinensi excoluntur*, Berlin: F. Schüppel 1816; Willdenow, Carl Ludwig: *Enumeratio Plantarum Horti Regii Botanici Berolinensis, continens descriptiones omnium Vegetabilium in Horto dicto cultorum*, Berlin: Realschulbuchhandlung 1809.

17 Cooper, Alix: *Inventing the indigenous. Local knowledge and natural history in early modern Europe*, Cambridge: Cambridge University Press 2007.

18 Siehe Breitfeld, Matthias/Hertel, Eduard/Baumann, Angelika: *Die Florenwerke Deutschlands*. München: Bayerische Botanische Gesellschaft München 2020.

19 C.L. Willdenow: *Florae Berolinensis prodromus*, S. 3.

Einheitlichkeit das Format der Floren brauchbar machen.²⁰ Auch die Ausgaben des *Hortus Berolinensis* stehen in dieser Tradition, allerdings fand hier eine klare Beschränkung auf den Botanischen Garten statt und eine Auswahl seltener und teils noch nicht beschriebener Arten – auch kamen detaillierte Beschreibungen und Kupferstiche hinzu. Diese Werke können also als Teil einer Neuorientierung dieser Tradition verstanden werden.

Bedeutend ist, dass die Lokalfloren sich zwar auf eine geographisch nahe Welt zu beschränken versuchte, diese aber schon im 17. Jahrhundert und in noch größerem Maß zu Willdenows Zeiten keineswegs intakte, abgeschlossene und vertraute Mikrokosmen waren. Über die vergangenen zweihundert Jahre hatte parallel ein komplexer Prozess der Pflanzenzirkulation und -ansiedlung stattgefunden. Dies galt besonders für die Botanischen Gärten, die die Kultivierung fremdländischer Gewächse und die Repräsentation der Pflanzenwelt auf kleiner Fläche zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht und dafür spezielle Technologien entwickelt hatten. Doch auch Berlin im weiteren Sinne war tief geprägt von Strömen hinzukommender Pflanzen, ob Zierpflanzen wie Tulpen, Dahlien und Magnolien, Gehölze wie der Schwarznussbaum, Grundnahrungsmittel wie Kartoffeln und Mais, und unzählige Arzneipflanzen, von der Kapuzinerkresse bis zur Passionsblume. Lokalfloren beschäftigten sich also schon unvermeidlich mit den Interaktionen von lokaler und fremder Flora in einer Welt des Wandels und der Verflechtung.

Ebenso ist das Beharren auf dem unmittelbar Greifbaren und Nahen bemerkenswert: Die Darstellung einer vermeintlich geografisch begrenzten Pflanzenwelt in den Lokalfloren bedeutete immer ein Vergleichen und Abgrenzen von anderen Orten, ob diese nun das nächste Dorf, eine benachbarte Region, ein anderes Land oder ein anderer Kontinent waren. Was konnte eine Region als typisch, heimisch und ihr Eigenes nennen? Dies schriftlich niederzulegen, bedeutete somit ein Abgleichen mit und ein Abgrenzen von einem ›Anderen‹. Zugleich verortete es die Flora der definierten Region innerhalb einer zunehmend globalen Geografie lokaler pflanzlicher Mikrokosmen. Eine Art, Lokalfloren zu lesen, ist auf sozialer Ebene: Die pflanzlichen und landschaftlichen Grenzen, die in den Lokalfloren gezogen wurden, trennten keine Räume unberührter Natur um ihrer selbst willen. Vor allem zogen sie Grenzen um menschliche Gemeinschaften, deren Identität durch die von ihnen belebte

20 A. Cooper: *Inventing the indigenous*. Linné hatte zuvor eine eigene Lokalfloren über die Pflanzenwelt Lapplands veröffentlicht, siehe Linné, Carl von: *Flora Lapponica*, Amsterdam: Salomon Schouten 1737.

und beeinflusste natürliche Welt durch die Lokalfloren mitdefiniert werden konnte.²¹

Willdenow als Apotheker

In Europa zirkulierten häufig pflanzliche Handelsprodukte in Medizin, Pharmazie und Botanik, deren getrocknete, pulverisierte oder anderweitig pharmazeutisch behandelten Bestandteile keinen konkreten Arten und geografischem Ursprung zugeordnet werden konnten.²² Grund war oft, dass die Pflanzenmaterialien über obskure Handelswege und geheimnistuerische Händler vermittelt wurden. Im Jahr 1795 veröffentlichte Willdenow dazu einen Artikel in der ersten Ausgabe des *Berlinischen Jahrbuch der Pharmacie* unter dem Titel *Bemerkungen über die Ipecacuanha Wurzel*.²³ Darin fasste er den Forschungsstand und die botanische Bestimmung jener Pflanzen bzw. Wurzeln zusammen, aus denen das im Handel vorkommende Brechmittel *Ipecacuanha* komponiert war. Es fehlte oft an Wissen zu den korrespondierenden vollständigen, lebenden oder auch getrockneten Pflanzenexemplaren oder auch an aufklärender Dokumentation über die Zusammensetzung oder Herkunft der Arzneimittel und -ingredienzen. Im Fall der *Ipecacuanha*-Varianten zählte Willdenow nicht weniger als sieben mögliche ›Stammpflanzen‹ aus weitgefächerten Regionen von Tranquebar (heute im Süden Indiens) bis Surinam als mögliche Kandidaten auf.²⁴

Als Botaniker sah Willdenow seine Aufgabe klar in der Tradition Linnés, also in der Artenbeschreibung und -bestimmung. Das Pflanzenmaterial, das ihm von anderen Botanischen Gärten, Botanikern und Sammlern zugeschickt wurde, war für Untersuchungen der morphologischen Eigenschaften der Pflanzen zur Vervollständigung von Linnés Systematik unentbehrlich. Als Apotheker und Mediziner war er im Umgang mit Pflanzenstoffen vertraut,

21 Vgl. Anderson, Benedict: *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism*, London: Verso 1983.

22 Cook, Harald John: »Time's Bodies. Crafting the Preservation and Conservation of Naturalia«, in: Pamela Smith/Paula Findlen (Hg.), *Merchants and Marvels. Commerce, Science, and Art in Early Modern Europe*, London: Routledge 2002, S. 223–247.

23 Willdenow, Carl Ludwig: »Bemerkungen über die Ipecacuanha Wurzel«, in: *Berlinisches Jahrbuch der Pharmacie* 1 (1795), S. 161–170. Ein zweiter Artikel folgte neun Jahre später: Ders.: »Von der Ipecacuanha und Augusturarinde«, in: ebd. 10 (1804), S. 73–82.

24 C.L. Willdenow: *Bemerkungen über die Ipecacuanha Wurzel*, S. 161–170.

nicht zuletzt hinsichtlich der Qualitätskontrolle und dem Erkennen von ›Fälschungen‹. Auf diese Problematik geht Jutta Wimpler im vorliegenden Sammelband in Bezug auf pflanzliche Farbstoffe ein.²⁵ Bei der Bestimmung von Arzneipflanzen trafen also botanische, pharmazeutische und wirtschaftliche Interessen unmittelbar aufeinander. Willdenow publizierte auch zu anderen Arzneimitteln, wie zum Beispiel der Augusturarinde, dem Balsam von Mecca, dem Aloeholz und anderen.²⁶ Auch diesen fügte er teilweise formelle botanische Beschreibungen und Abbildungen hinzu. Da es sich bei diesen meist um importierte pflanzliche Arzneien und Stoffe handelte, ist es umso interessanter, dass Willdenow sich diesbezüglich kritisch äußerte. In Bezug auf die *Ipecacuanha*-Wurzel schrieb er:

Es ist aber ein unverzeihlicher Fehler unserer Landsleute, daß sie auf Sachen die aus andern Ländern, aus fremden Welttheilen, oder übers Meer zu uns gebracht werden, einen weit größeren Werth, als auf einheimische Produkte legen, die man wohlfeiler, besser, und mit leichterer Mühe haben kann; nicht zu gedenken, daß wir durch einheimische Produkte mehrere Leute in Thätigkeit setzen, und das Geld dafür im Lande behalten.²⁷

Bei dieser Überlegung mischten sich Patriotismus und Kameralismus.²⁸ Dies war zu jenem Zeitpunkt keineswegs neu. Bereits im 16. und 17. Jahrhundert

25 Jutta Wimpler beschreibt in diesem Band die Herausforderungen des Handels mit außereuropäischen Farbstoffen in Europa: So unabhkömmlich fachkundliche Expertise und Inspektion der gehandelten Waren für Händler war, um Qualitätsunterschiede, wenn nicht sogar Fälschungen, zu erkennen, so schwierig war es doch, solch eine Qualitätskontrolle auf langen Handelswegen geltlich zu machen.

26 C.L. Willdenow: Von der Ipecacuanha und Augusturarinde; Ders.: »Ueber den Balsam von Mecca«, in: Berlinisches Jahrbuch der Pharmacie 1 (1795), S. 143–160; Ders.: »Vom Aloeholz«, in: ebd. 2 (1796), S. 109–119; Ders.: »Botanische Bestimmung, einiger in Apotheken gebräuchlichen Arzneimittel und Handelsartikel«, in: ebd., S. 120–144.

27 C.L. Willdenow: Bemerkungen über die Ipecacuanha Wurzel, S. 165f.

28 Kameralismus, häufig als deutsche Variante des Merkantilismus bezeichnet, war eine wirtschaftspolitische Strömung, die sich zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert entwickelte. Im Vordergrund standen dabei die Entwicklung der Landwirtschaft und das Wachstum der Bevölkerung im Kontext des Wiederaufbaus nach dem Dreißigjährigen Krieg. Siehe Seppel, Marten/Tribe, Keith (Hg.): *Cameralism in Practice. State Administration and Economy in Early Modern Europe*, Woodbridge/Rochester: The Bodley Press 2017.

hatte es in Europa mehrere Wellen der Ablehnung fremdländischer Produkte gegeben, denen lokale und einheimische Erzeugnisse gegenübergestellt wurden²⁹ und unmittelbar auch bei Willdenows Vorbild Carl von Linné.³⁰ Laut Willdenow könnte durch lokal gewonnene Pflanzenprodukte ein wirtschaftlicher Vorteil durch Anstellung und eine Verminderung der Ausgaben für externe Anschaffungen gewonnen werden. Seine Argumentation war in einer statischen und auch gottgegebenen Pflanzengeografie verwurzelt, wie sie auch bei Linné aufzufinden ist.³¹ So schrieb Willdenow: »Die wohlthätige Hand der Natur versah vom Nord bis zum Südpol jenes Klima mit brauchbaren Medicamenten, und nur die thörigte Liebe gegen alles was im Auslande erzeugt wird, kann uns blind gegen die Arzeneykräfte unserer Gewächse machen.«³²

Willdenows Gegenvorschlag war, die Exotika durch regional vorkommende Pflanzen zu ersetzen, wobei er bezüglich des geografischen Rahmens dieses Vorhabens (also was hier als einheimisch gelten konnte) ungenau blieb. Er skizzierte eine Forschungsagenda basierend auf den Untersuchungen des österreichischen Mediziners Anton von Störck (1731–1803). So könnten »geschickte Ärzte« botanische Kenntnisse verwenden, um Ersatzstoffe für importierte Drogen zu finden und zu testen.

Willdenow begann ab 1797 mit der kompletten Überarbeitung und fünften Auflage von Carl von Linnés *Species Plantarum*, ursprünglich aus dem Jahr 1753. Dies war eine gewaltige Aufgabe, denn die neue Ausgabe sollte den seither gewonnenen Wissensstand der Botanik widerspiegeln.³³ Seine anderen fachlichen Interessen, wie die Pflanzengeografie und die Untersuchung von Arznei-

29 Siehe hierzu A. Cooper: *Inventing the indigenous*.

30 L. Koerner, *Linnaeus*.

31 Vgl. Willdenow, Carl Ludwig: »Allgemeine Bemerkungen, über den Unterschied der Vegetation, auf der nördlichen und südlichen Halbkugel unserer Erde, in den außer den Tropen gelegenen Ländern«, in: *Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde* 5 (1811), S. 98–107.

32 C.L. Willdenow, *Bemerkungen über die Ipecacuanha Wurzel*, S. 167.

33 von Linné, Carl/Willdenow, Carl Ludwig: *Species plantarum. Exhibentes plantas rite cognitatas ad genera relatas, cum differentiis specificis, nominibus trivialibus, synonymis selectis, locis natalibus, secundum systema sexuale digestas*, Editio Quarta, Berlin: G.C. Nauk 1797, vgl. Müller-Wille, Staffan/Böhme, Katrin: »Jederzeit zu Diensten«. Karl Ludwig Willdenows und Carl Sigismund Kunths Beiträge zur Pflanzengeografie Alexander von Humboldts«, in: Ottmar Ette (Hg.), *edition humboldt digital*, Version 8 vom 11. Mai 2022, <https://edition-humboldt.de/v8/HO017685> vom 17. August 2023.

und anderen Nutzpflanzen, traten deutlich in den Hintergrund.³⁴ Während er noch 1795 in seinem Artikel die Einfuhr und Nutzung ausländischer und exotischer Heilpflanzen kritisch betrachtete, hing sein weiteres Werk jedoch zum großen Teil genau von diesen Warenströmen und den Forschungsexpeditionen ab.

Willdenows botanische Netzwerke

Willdenow konnte seine Pflanzensammlungen nur über ein weitgespanntes Netzwerk von Bekannten und Korrespondenten aufbauen. Von dieser Korrespondenz sind leider nur wenige Briefe erhalten.³⁵ Trotzdem lässt sich aufgrund der vorliegenden Materialien, größtenteils von ihm selbst verfasst, auf ein weitreichendes Netzwerk schließen, in dem Willdenow und der Botanische Garten Berlins einen wichtigen Knotenpunkt bildeten.³⁶ Dabei bot Berlin für seine Forschungen zunächst nicht unbedingt die besten Voraussetzungen. Der Botanische Garten besaß kein umfangreiches Herbarium und keine international beachtenswerte botanische Bibliothek mit Beständen aus der Zeit vor Willdenows Amtsantritt. Er selbst schilderte in einem Brief, »daß Berlin nicht der Ort ist, wo dergleichen Werk zu dem Grade der Vollkommenheit gedeihen kann, als in London, Paris, Upsala und jezo Copenhagen«. Doch seine Entschlossenheit, sein akademisches Lebenswerk im Bereich der Naturkunde zu verrichten, war davon nicht beeinträchtigt: »[...] aber sollte ich es darum nicht wagen, wenigstens einen Versuch zu machen, dasjenige in systematischer Ordnung aufzustellen, was wir jezo kennen?«³⁷ Seinen Briefen ist zu entnehmen, dass er als Direktor keine Mühen scheute, Gelder und Ressourcen für den Garten herbeizuschaffen.³⁸ Seine große Hoffnung war die Gründung einer Hochschule, an welche der Botanische Garten angebunden werden könnte. Tatsächlich trat dies zwar noch zu seinen Lebenszeiten ein, doch er verstarb wenige Jahre nach Beginn des Lehrbetriebs.

34 I. Jahn: Carl Ludwig Willdenow.

35 G. Wagenitz/H. W. Lack: Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen.

36 Vgl. Latour, Bruno, *Science in Action*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1987; Findlen, Paula (Hg.): *Empires of Knowledge. Scientific Networks in the Early Modern World*, London: Routledge 2018.

37 Brief an Martin Vahl vom 18. Juli 1797, in: G. Wagenitz/H. W. Lack: Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen, S. 91f.

38 Brief an Martin Vahl vom 17. Oktober 1801, in: Ebd., S. 152.

Willdenow war hochbemüht, neue Pflanzen und Samen in den Botanischen Garten zu integrieren. Dessen Bestand wuchs im Laufe von Willdenows Zeit als Direktor von 1200 auf über 7000 Arten an. In seinem Herbarium sammelte er über 20.260 Arten. Für einen Zuwachs in dieser Größenordnung war sein ausgedehntes, nahezu globales Netzwerk unabkömmlich. Seine Kontakte umfassten sowohl Universitäten und botanische Gärten wie auch Baumschulen, Handelsgärten und andere private Sammler. Spätere Direktoren des Botanischen Gartens profitierten von Willdenows institutionellen Beziehungen. Wie Gerhard Wagenitz und Hans Walter Lack 2012 beschrieben haben, gingen briefliche Korrespondenz und Pflanzentausch oft Hand in Hand. Willdenow übersandte potenziellen Tauschpartnern meist eine eigene Publikation und bat darum, in Kontakt und Austausch treten zu dürfen. Dem Botaniker Antonio José Cavanilles (1745–1804) bot er beispielsweise bereits 1788 Pflanzen aus den Willdenow zugänglichen Gärten und der Umgebung Berlins an, um an iberische und südamerikanische Pflanzen zu gelangen.³⁹ Als er seine Stelle als Direktor antrat, interessierten ihn Arten aus Mauritius, Madagaskar, von der Magellanstraße, aus Brasilien und besonders Peru: Dafür bot er Antoine Laurent de Jussieu (1748–1836) am Pariser Jardine de Plantes im Tausch alles an, was er in Herbar und Garten besaß.⁴⁰

Neben Korrespondenten an europäischen Institutionen hatte Willdenow auch direkte Kontakte in den Kolonialgebieten. Das waren Teilnehmer an früheren Reisen und Forschungsexpeditionen und auch interessierte Laien wie Beamte, Missionare sowie Militär- und Marineangehörige. Ein Schwerpunkt unter Willdenows Kontakten war natürlich Alexander von Humboldt (1769–1859), dessen Bekanntschaft Willdenow 1788 machte. Willdenow übte beträchtlichen Einfluss auf Humboldts botanische Interessen aus, und Humboldt widmete ihm 1793 seine *Florae fribergensis specimen, plantas cryptogamicas praesertim subterraneas exhibens* in Anlehnung an Willdenows *Florae Berlinensis prodromus*.⁴¹ Auch während Humboldts Reisen mit Aimé Bonpland (1773–1858)

39 Brief an Antonio José Cavanilles vom 22. August 1788, in: Ebd., S. 24f.

40 Brief an Antoine Laurent de Jussieu vom 1. Juni 1801, in: Ebd., S. 146f.

41 Über Willdenows Einfluss auf Humboldt vgl. Cötz, Carmen: »Linnés Normen, Willdenows Lehren und Bonplands Feldtagebuch. Die Pflanzenbeschreibungen in Alexander von Humboldts erstem amerikanischen Reisetagebuch«, in: Dies. (Hg.), Alexander von Humboldt. Tagebücher der amerikanischen Reise von Spanien nach Cumaná, Berlin/Heidelberg: Springer 2022, S. 43–75; Hesse, Volker: »Humboldt und Willdenow – Wissenschaft und Freundschaft«, Vortrag im Rahmen der Festveranstaltungen zum 200jährigen Bestehen der Berliner »Gesellschaft für Natur- und Heilkunde«,

blieben sie in stetigem Kontakt und Humboldt sandte ihm zahlreiche Materialien aus Süd- und Mittelamerika zur Bestimmung zu, zum Beispiel 1600 Herbarexemplare aus Kuba.⁴² Er versprach Willdenow weitere Sendungen und äußerte auch den Wunsch, Willdenow möge seine und Bonplands botanische Aufzeichnungen im Falle seines Todes edieren.⁴³ Humboldts Interesse an Pflanzengeografie war mit dem Willdenows eng verbunden, der bereits in seinem *Grundriss einer Kräuterkunde* wichtige Grundsteine für dieses Feld gelegt hatte.⁴⁴ 1811 bat Humboldt ihn schließlich, nach Paris zu kommen und an der Gesamtsammlung der Expeditionsmaterialien mitzuarbeiten. Doch Willdenows Gesundheitszustand sowie fachliche und persönliche Differenzen zwischen Willdenow und Bonpland bewirkten, dass er bald wieder nach Berlin zurückkreiste.⁴⁵ Durch Humboldts Vermittlung nahm Willdenow dann auch Kontakt zu einer direkteren Quelle in Südamerika auf, nämlich dem spanischen Botaniker José Celestino Mutis (1732–1808), der sich schon seit 1760 in Neugranada (heute Kolumbien) aufhielt – seit 1783 als Leiter der Königlich Botanischen Expedition. Humboldt hatte ihn 1801 in Bogotá besucht. Auch an Mutis schickte Willdenow ein Buch und Komplimente, und bat ihn um Samen und anderes Pflanzenmaterial.⁴⁶

Zu Willdenows Korrespondenten und Materialquellen in außereuropäischen Gebieten zählten außerdem der Botaniker Paul Erdmann Isert (1756–1789) in Oberguinea und Westindien; der Missionarsarzt Johan Gottfried Klein (1766–1821) und der Arzt und Botaniker Johann Gerhard König (1728–1785), beide in Tranquebar (heute Tharangambadi) in Südindien; der

10. Juni 2010, Botanisches Museum Berlin-Dahlem 2010, <https://www.avhumboldt.de/?p=8313> vom 16. August 2023.

42 Dobat, Klaus: »Alexander von Humboldt als Botaniker«, in: Wolfgang-Hagen Hein (Hg.), *Alexander von Humboldt. Leben und Werk*, Frankfurt a.M.: Weisbecker 1985, S. 167–193, hier S. 176.

43 »Ich bleibe meinem alten Versprechen getreu[,] daß alle[,] alle in dieser Reise gesammelten mir gehörigen Pflanzen Dein sind. Ich will nie, nie etwas besitzen.«, von Humboldt, Alexander: »Brief an Carl Ludwig Willdenow vom 21. Februar 1801«, in: Ulrich Päßler (Hg.), *edition humboldt digital*, Version 9 vom 4. Juli 2023, <https://edition-humboldt.de/v9/H0001181/1v> vom 16. August 2023.

44 C.L. Willdenow: *Grundriss der Kräuterkunde*.

45 S. Müller-Wille/K. Böhme: »Jederzeit zu Diensten«.

46 Brief an José Celestino Mutis vom 21. August 1801, Real Jardín Botánico Madrid, JBM03/0001/0001/464, S. 4f.

Botaniker Johann Centurius Hoffmannsegg (1766–1849) in Brasilien; Gottlieb Heinrich Ernst Mühlenberg (1753–1815) in Nordamerika und Carl Peter Thunberg (1743–1828) in Südafrika, Java und Japan.⁴⁷ Willdenows Herbar veranschaulicht die Dimensionen der Sendungen: Es umfasste zum Ende seines Lebens mehr als 20.260 Arten, davon etwa 3360 von Humboldts und Bonplands Expedition in Mittel- und Südamerika, 470 von Hoffmannsegg aus Portugal und Brasilien und 180 von der Expedition, die Hipólito Ruiz López (1754–1816) und José Antonio Pavón Jiménez (1754–1840) in Peru durchführten.⁴⁸

Die Periode gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war geprägt von den Spannungen und Konflikten zwischen den Kolonialmächten im Streit um Territorien und Handelswege, aber auch von Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien. Es ist leicht ersichtlich, dass Willdenows Sammlungen und die Verfügbarkeit der Materialien aus überseeischen Regionen im Wesentlichen von seiner Verankerung in Netzwerken von Gelehrten und Sammlern vor Ort abhingen. Auch wenn Preußen selbst zu diesem Zeitpunkt keine eigenen Kolonien besaß, nutzte er die Kolonialinfrastrukturen anderer europäischer Länder wie England, den Niederlanden, Dänemark und Spanien. Inwieweit diese kolonialen Zusammenhänge sich auch im Umgang mit den lebenden und getrockneten Exemplaren der Pflanzen zeigten, wird deutlich, wenn man diese in den Kontext seiner Umgestaltung des Botanischen Gartens stellt.

Der Botanische Garten Berlin-Schöneberg

Die koloniale Geschichte des Berliner Botanischen Gartens hatte bereits 1652 mit dem Bau eines Pomeranzhauses zur Kultivierung kälteempfindlicher tropischer Pflanzen begonnen.⁴⁹ Unter Willdenows Leitung nahm die Struktur

47 Hierzu G. Wagenitz/H. W. Lack: Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen.

48 Hiepko, Paul: »Einführung«, in: Ders. (Hg.), Herbarium Willdenow Alphabetical Index. Zug: Inter Documentation Company 1972, S. VII-IX; Lack, Hans-Walter: »Die süd-amerikanischen Sammlungen von H. Ruiz und Mitarbeitern im Botanischen Museum Berlin-Dahlem«, in: Willdenowia 9 (1979), S. 177–198.

49 Kreye, Lars: »Der Botanische Garten und das Botanische Museum in Berlin-Dahlem – Ein Schauplatz der kolonialen Umweltgeschichte?«, in: Bernd Hermann/Urte Stobbe (Hg.), Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte. Umwelthistorische Miscellen aus dem Graduiertenkolleg. Werkstattbericht, Göttingen: University Press 2009,

und Gestaltung des Gartens, der diese zahlreichen und vielfältigen Gewächse beherbergen und ordnen sollte, neue Formen und Dimensionen an. Aus Platzgründen kann hier nur auf einzelne Maßnahmen eingegangen werden.

Als Willdenow 1801 zum Direktor des Botanischen Gartens berufen wurde, war dieser, wie bereits beschrieben, seinen eigenen Angaben zufolge »ganz verwildert«. ⁵⁰ Willdenows eigenen Vorstellungen nach sollte der Garten in erster Linie zu botanischen Zwecken umgestaltet werden. Im Einklang mit der königlich bestätigten Kabinettsordre vom Juli 1801 sollte aber auch die »Anstellung von Versuchen mit ökonomisch, technologisch und medicinisch wertvollen Gewächsen« priorisiert werden. ⁵¹ Dazu gehörten der Erhalt der bereits existenten Obstbaumschule sowie Kultivierungsversuche mit landwirtschaftlich relevanten Pflanzen. Diese Umgestaltung fand in den Folgejahren statt und beinhaltete den Bau neuer Glashäuser wie auch, stark von Willdenow angetrieben, eine signifikante Erweiterung des Pflanzenbestandes.

Willdenows Reformen führten zu einer Neustrukturierung des Gartens und der Gewächshäuser und überstiegen das ihm gewährte Budget um das Doppelte. Diese Veränderungen sind in zwei Tafeln in Willdenows *Hortus Berolinensis*, welches unter Mitarbeit von seinem Nachfolger Heinrich Friedrich Link (1767–1851) erschien, am deutlichsten zu sehen. ⁵² Der Vergleich der beiden Gartenpläne von 1801 und 1812 (siehe Abbildung 1) zeigt die Abkehr von einem strengen, rechteckigen, geometrischen Raumkonzept hin zu einem von Rundwegen geprägten Landschaftsgarten nach englischem Vorbild und damit hin zu einem landschaftlich geprägten Raumkonzept, wie es auch im heutigen Botanischen Garten in Dahlem zu sehen ist. ⁵³

S. 127–143. Darüber hinaus ist die Literatur zu botanischen Gärten Europas kaum überschaubar, als Beispiele: Kästner, Ingrid/Kiefer, Jürgen (Hg.): *Botanische Gärten und botanische Forschungsreisen*. Beiträge der Tagung vom 7. bis 9. Mai 2010 an der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Aachen: Shaker 2011; M. Klemun: »Der Botanische Garten«; S. Müller-Wille: »Botanischer Garten«, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, https://referenceworks-brillonline-com.travelmagic.mpiwg-berlin.mpg.de/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/#-SIM_248538 vom 18. August 2023.

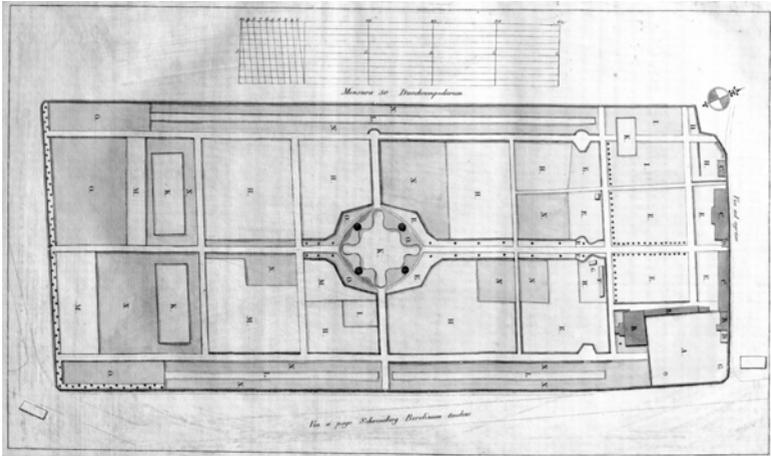
50 Brief an Olof Swartz vom 1. August 1801, in: G. Wagenitz/H.W. Lack: *Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen*, S. 149.

51 I. Urban: *Geschichte des Königl. botanischen Gartens*, S. 22–24.

52 C.L. Willdenow/J.H.F. Link: *Hortus Berolinensis*.

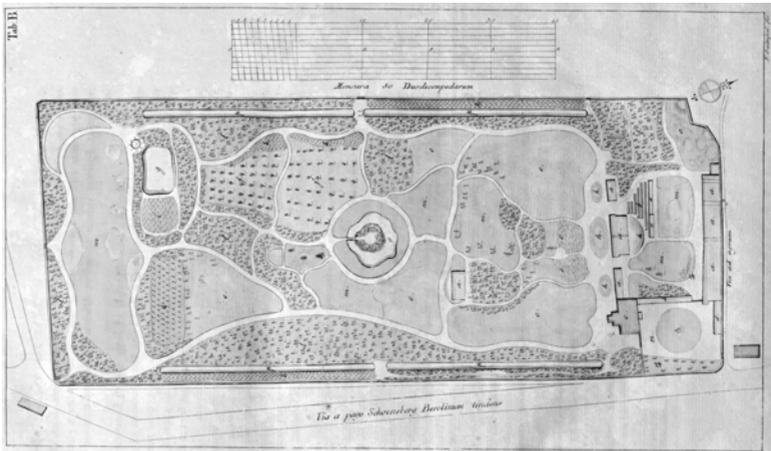
53 Siehe hierzu M. Klemun: *Der Botanische Garten*.

Abbildung 1: Plan des Königlichen Botanischen Gartens Berlin, 1801.



© C.L. Willdenow/J.H.F. Link, Hortus Berolinensis, <https://www.biodiversitylibrary.org/bibliography/95606>

Abbildung 2: Plan des Königlichen Botanischen Gartens Berlin, 1812.



© C.L. Willdenow/J.H.F. Link, Hortus Berolinensis, <https://www.biodiversitylibrary.org/bibliography/95606>

Auch Willdenows Verständnis der Pflanzengeografie fand Anwendung. Bereits im *Grundriss der Kräuterkunde* hatte Willdenow die Pflanzengeografie behandelt, zu welcher er »den Einfluss des Klimas auf die Vegetation, die Veränderungen der Pflanzenwelt selbst, die Ausbreitung der Pflanzen und letztlich ihre Verteilung über die Erde sowie den Einfluss des Menschen darauf« zählte.⁵⁴ Die Beschriftungen der Gartenpläne von 1801 und 1812 zeigen, dass Willdenows Vorstellungen über eine Unterscheidung zwischen dem ›Exotischen‹ und dem ›Einheimischen‹ hinausgingen. Auf dem Plan von 1801 sind »Gewächshäuser für exotische mehrjährige Pflanzen, Flächen für exotische Bäume« wie auch ein »[k]leiner Aprikosenhain aus Holz für jährliche exotische Pflanzen« ausgewiesen. Das Augenmerk lag deutlich auf der Abgrenzung dieser Exotika von anderen Teilen des Gartens. Auf dem Plan von 1812 verschwindet diese Abgrenzung. An ihre Stelle tritt eine Aufteilung nach Klimazonen und spezifischen Umgebungen wie z.B. einem »Bereich für immergrüne Pflanzen; einer [s]umpfige[n] Wiese« und einer »Grube für den Anbau von Wasserpflanzen«. ⁵⁵ Die Pflanzbereiche sollten nun ganz unterschiedliche klimatische Anforderungen abbilden, was zusätzlich durch Warmwasser- und Dampfbecken für das Wohlbefinden der Pflanzen unterstützt wurde.

Wie genau er die vermeintlichen Ursprungslandschaften der Pflanzen nachstellen wollte, zeigt ein langer Brief an den ungarischen Botaniker Pál Kitaibel (1757–1817) aus dem Jahr 1808. Darin beschrieb Willdenow genau, wie die Bauweise, Ausstattung und Verwendungsweise der verschiedenen neu erbauten Gewächshäuser es ihm erlaubten, die Klima-, Licht- und Bodenverhältnisse in unterschiedlichen Regionen der Welt zu reproduzieren und so die entsprechenden Pflanzen kultivieren zu können. Insgesamt beschrieb er fünf verschiedene Häuser für exotische Gewächse, die verschiedenen Klimazonen zugeordnet wurden.⁵⁶ Ein Haus war für Pflanzen aus »Südeuropa, Nordafrika, mittleres Asien, Carolina, Patagonien und Gebirgspflanzen von Chili« vorgesehen, ein zweites beherbergte Pflanzen aus Ländern in Tropennähe, wie »die vom Vorgebirge d. guten Hoffnung, den Canarischen Inseln, NeuHolland, Chili, Peru, und alle Gebirgspflanzen der warmen Zone«. ⁵⁷ Das

54 C.L. Willdenow: *Grundriss der Kräuterkunde*, S. 479.

55 C.L. Willdenow/J.H.F. Link: *Hortus Berolinensis, Praefatio*, o. S.

56 Brief an Pál Kitaibel vom 2. Januar 1808, in: G. Wagenitz/H. W. Lack: *Carl Ludwig Willdenow, ein Botanikerleben in Briefen*, S. 177.

57 Ebd., S. 180.

dritte Haus war für Tropenpflanzen bestimmt, und das vierte für im Winter blühende Gewächse. In allen Gewächshäusern war die Kontrolle der jeweils passenden Temperatur und des Lichteinfalls essenziell; zudem erhielten sie spezifisch geeignete Böden. Einen fünften Typ stellten kleine Glashäuser dar, die im Winter über empfindliche frei wachsende Pflanzen gestülpt werden konnten, um diese so zu schützen und auch zu beheizen.

Diese räumlichen und technischen Vorkehrungen erlaubten es ihm, die klimatischen Bedingungen verschiedenster Regionen der Welt nachzuahmen. Zur späteren Umgestaltung des Gartens in Dahlem durch Adolf Engler (1844–1930) gab es Kontinuitäten, aber auch Kontraste. Engler stellte in den Gewächshäusern wie auch auf bestimmten Freiflächen konkrete geografische Regionen nach.⁵⁸ So wie Willdenow seine Gewächshäuser beschrieb, waren sie nach abstrakteren Prinzipien eingeteilt: Er ordnete Pflanzen gemäß ihren gemeinsamen klimatischen und ökologischen Ansprüchen an, und nicht nach konkreter pflanzengeographischer Herkunft. Sein Verständnis der Pflanzengeografie zielte trotz der theoretischen Berücksichtigung menschlicher Einflüsse in erster Linie auf ein universelles Verständnis der Erdkugel und der Prinzipien ab, nach denen die Vegetation auf ihr verteilt ist. Die Gewächshäuser und der Garten selbst waren gleichzeitig Zeugnis der globalen Veränderungen dieser pflanzlichen Verteilung im Zuge der vergangenen Jahrhunderte der Kolonisation.

Schließlich ist es bemerkenswert, dass zu dieser Zeit auch der regelmäßige Einlass des Publikums begann, und der Garten somit stärker im Sinne eines öffentlichen Raums gesehen werden kann. Auch dieser Aspekt war wegweisend und prägend für den Garten. Es wurden Führungen veranstaltet, da Gäste nicht »nach eigenem Gutdünken umherwandeln sollten, theils um Schaden zu verhüten, theils wegen mehrerer giftiger Gewächse.« So mussten auch die Personalstellen und die Arbeitseinteilung geändert werden, um den Gärtnern die »grosse Last« dieser Führungen abzunehmen.⁵⁹

58 L. Kreye: Der Botanische Garten und das Botanische Museum. Zur Geschichte des Botanischen Gartens im Lauf des 19. Jahrhunderts, siehe F.K. Timler: Der Berliner Botanische Garten; Kaiser, Katja: Wirtschaft, Wissenschaft und Weltgeltung. Die Botanische Zentralstelle für die deutschen Kolonien am Botanischen Garten und Museum Berlin, Berlin/New York: Peter Lang 2021.

59 I. Urban: Geschichte des Königl. botanischen Gartens, S. 26.

Reflektionen

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Willdenow als Direktor des Königl. Botanischen Gartens in Schöneberg eine zentrale Rolle bei der Umgestaltung und Entwicklung des Gartens spielte. Er erweiterte die Sammlungen des Gartens erheblich im Austausch mit anderen Gärtnern und Sammlern im Kontext der europäischen kolonialen Expansion und innerhalb kolonialer Netzwerke, an denen er teilhatte und von denen seine Arbeit zu erheblichen Teilen abhing. Willdenow bewegte sich hauptsächlich in lokalen Kontexten, in denen er exotische Pflanzen eingliederte. Beleuchtet wurden hier vor allem die Spannungen, die dabei innerhalb seines Werks auftraten: So steht sein unermüdliches Bestreben, als Sammler exotische Pflanzen anzuhäufen und im Rahmen des größeren Projekts der botanischen Klassifizierung sowie im Botanischen Garten zu ordnen, seinen eher ablehnenden Denkweisen und Aussagen mit ökonomischem Hintergrund gegenüber. Es wird deutlich, dass es sich bei diesen Spannungen nicht nur um eine abstrakte Dichotomie handelte, sondern um Teile von interkulturell geprägten und kontinuierlichen Transformationsprozessen, in denen es nicht nur um eine Eingliederung des Neuen und Fremden ging, sondern auch um eine Neuordnung des Bestehenden und Lokalen. Willdenows Ambivalenz gegenüber importierten Arzneimitteln ist Teil einer langen Tradition ähnlicher Entwicklungen und Reaktionen auf exotische Pflanzen und Güter in den vorhergehenden Jahrzehnten und Jahrhunderten. Bei Willdenow scheint hauptsächlich kameralistische Denkweise im Vordergrund zu stehen: Anstatt pharmazeutische Pflanzen von Übersee zu importieren, plädierte er dafür, durch den Einsatz von heimischen Substituten vor Ort Arbeit und Wohlstand zu schaffen.

Willdenow richtete seinen Blick zwar in die Ferne, kehrte jedoch bald in das ihm Nahe zurück. Dieses ›Nahe‹ war jedoch nicht mehr unbedingt vertraut. Dies spiegelt sich bei Willdenow besonders in seinem Fokus auf Berlins lokale Flora wider und in der Frage, ob alle ihre Arten nun seit langem ›einheimisch‹, jüngst ›einheimisch geworden‹ oder gerade erst ›einheimisch werdend‹ sind. Stadt- und Landbild Berlins veränderten sich während Willdenows Lebenszeit erheblich. So können sein Werk und Wirken in seinen verschiedenen Rollen als Botaniker, Mediziner, Apotheker, Gartengestalter und Lehrer unter anderem auch als Versuche verstanden werden, die trügerischen Dichotomien des Vertrauten und Fremden zu überwinden.

Ähnlich und doch anders

Afrikanische Musiker in der preußischen Armee im 18. und im 20. Jahrhundert

Thomas Weißbrich

Im Oktober 1903 gastierte die Kapelle des preußischen Leib-Garde-Husaren-Regiments während einer Konzerttournee in Dortmund. Eine Attraktion schien hierbei der Auftritt des »schwarzen Paukers« zu sein, zumindest lenkte der Reporter einer Lokalzeitung die Aufmerksamkeit auf ihn.¹ Der Journalist assoziierte, dieser repräsentiere »zu Pferde, einem Schimmel, mit seiner roten Uniform und schwarzer Hautfarbe die deutschen Nationalfarben, schwarz, weiß, rot. Ein prächtiger Anblick [...]«. ²

Sorgte ein afrikanischer Kesselpauker – die Rede ist von dem aus Togo stammenden Arara – als »lebende Reichsflagge« damals für nationale Euphorie und Fantasie, betont heute ein online-Artikel über einen seiner Berufskollegen teilnahmsvoll und anklagend dessen »tragisches Schicksal« als Opfer einer strukturell rassistischen Gesellschaft.³ Beide Fälle überfrachten die Personen mit Projektionen, was auch deswegen so gut gelingen kann, da es von ihnen fast keine Selbstzeugnisse gibt.⁴

1 Anonym: »Fredenbaum«, in: Dortmunder Zeitung vom 10.10.1902, S. 6.

2 Ebd.

3 Kayser, Stephanie: »Kölns erster Schwarzer – Das tragische Schicksal von Elo Sambo«, in: <https://yeswe.koeln/koeln-erster-schwarzer-das-tragische-schicksal-von-elo-wilhelm/vom-19.09.2022>.

4 Angesichts der dünnen Quellenlage lassen sich Beobachtungen und Aussagen nur anhand textlicher oder bildlicher Darstellungen über afrikanische Musiker machen. In der Frühen Neuzeit können für sie nur biographische Fragmente ermittelt werden, für die Moderne zumeist rudimentäre Lebensläufe, vgl. van der Heyden, Ulrich: »Forschungen zur afrikanischen Diaspora und der Nutzen eines Briefwechsels – Einige einleitende Bemerkungen«, in: Ulrich van der Heyden/Horst Gnettnet (Hg.), Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland. Dargestellt in Briefen zweier

Afrikanische Militärmusiker waren indes nicht nur eine Erscheinung der Zeit von Imperialismus und Kolonialismus, sondern auch ein Phänomen mit historischer Tiefendimension. In der Frühmoderne waren sie Teil der höfisch-militärischen Repräsentationskultur. Sie dienten in fast allen europäischen Armeen, im 18. Jahrhundert vor allem als Trommler bei der Infanterie oder als Kesselpauker bei der Kavallerie.⁵ Um 1900 kam es in einem Land zu einem Revival: Im von Kaiser Wilhelm II. regierten Königreich Preußen.

Im Folgenden sei diesem besonderen preußischen Phänomen in seiner frühneuzeitlichen und modernen Variante vergleichend nachgegangen, wobei neben kultur- und militärgeschichtlichen Aspekten auch das Verhältnis zwischen den Königen und den afrikanischen Musikern in den Blick genommen wird. Die Reprise ist, so die These, eine sich des Historismus bedienende Reaktion des Hohenzollernschen Königshauses auf die von Konkurrenz geprägte imperialistische Hochphase um 1900 und somit eine Strecke auf »Berlins Weg in die Moderne«.⁶

1713-1806: Janitscharenmusik und Riesengarde

Preußen war im frühen 18. Jahrhundert ein Aufsteiger in der Runde der Monarchien in Europa, denn erst 1701 war aus dem randständigen Kurfürstentum Brandenburg durch die Selbstkrönung Friedrichs I. ein Königreich geworden.

deutscher Afrikaforscher, Berlin: trafo 2008, S. 7–36, hier S. 7–8 und S. 10–11. Eine Ausnahme bildet die Biografie Gustav Sabac el Chers, vgl. Pieken, Gorch/Kruse, Cornelia: Preußisches Liebesglück. Eine deutsche Familie aus Afrika, Berlin: Propyläen 2007.

- 5 Vgl. Kuhlmann-Smirnov, Anne: Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration, Hof (= Transkulturelle Perspektiven, Bd. 11), Göttingen: V & R unipress 2013, S. 122–128; Martin, Peter: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen, Hamburg: Hamburger Edition 2001, S. 113–128.
- 6 Vgl. hingegen die Behauptung einer vom 18. bis ins 20. Jahrhundert reichenden Kontinuität afrikanischer Musiker in der preußischen Armee, die die Vorzeichen des Imperialismus und Kolonialismus außer Acht lässt, z.B. Theilig, Stephan: Türken, Mohren und Tataren. Muslimische (Lebens-)Welten in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert (= Kulturen, Kommunikation, Kontakte, Bd. 16), Berlin: Frank & Timme 2013, S. 168–169; Becker, Andreas: »Preußens schwarze Untertanen«, in: Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte 22 (2012), S. 1–32, hier S. 11; Rischmann, M.: »Mohren als Spielleute und Musiker in der preußischen Armee«, in: Zeitschrift für Heereskunde 51 (1936), S. 82–84.

Um von den bereits seit Jahrhunderten etablierten Mächten wie der habsburgischen, französischen oder schwedischen ernstgenommen zu werden, legte der erste König großen Wert auf Repräsentation und griff die Gepflogenheiten der anderen Herrscher auf.⁷

Zu den fürstlichen Höfen der Frühen Neuzeit gehörten Afrikaner und, in geringerer Zahl, Afrikanerinnen.⁸ Aus dem Sklavenhandel waren sie nominell freigekauft und nach Europa gebracht worden, wo sie durch die öffentlichkeitswirksam vollzogene christliche Taufe Aufnahme in die ständische Gesellschaft fanden; Adelige übernahmen Taufpatenschaften.⁹ Die Afrikaner erhielten eine neue kulturelle Identität, die ihre bisherige weitgehend überschrieb. Mit deutschen Namen versehen, gehörten sie zur Familie der Paten und zählten zu deren abhängigen Gesinde, erhielten Unterkunft, Verpflegung und Lohn.¹⁰ Als Bedienstete waren sie auch Teil der um den Herrscher kreisenden, international-interkulturell und funktional differenzierten Gesellschaft.¹¹ Afrikaner sollten durch die Kombination von äußerer Exotik und hervorgehobener Position die weitreichenden Verbindungen des Hofes symbolisch repräsentieren.

Die damals im deutschsprachigen Bereich übliche Benennung »Mohr« erfasste Menschen mit dunklerer Hautfarbe, also Männer, Frauen und Kinder aus dem afrikanischen Raum ebenso wie die aus dem amerikanischen und asiatischen.¹² Ihre äußerliche Exotik schlug sich auch in der präzisieren-

7 Vgl. A. Becker: Untertanen, S. 9.

8 Vgl. A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 120.

9 Kloosterhuis, Jürgen (Bearb.): Legendäre ›lange Kerls‹. Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelms I. 1713–1740, Berlin: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz 2003, S. 160f., Q 252; zu den Taufen vgl. A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 124 und S. 126; zur Diskussion, ob es im Heiligen Römischen Reich Sklaverei gegeben habe oder nicht vgl. Donath, Matthias: »Zwei ›amerikanische Printzen‹ am Dresdner Hof«, in: Sächsische Heimatblätter 70 (2024), S. 14–19, hier S. 19; von Mallinckrodt, Rebekka: »There are No Slaves in Prussia?«, in: Felix Brahm/Eve Rosenhaft (Hg.), Slavery Hinterland. Transatlantic Slavery and Continental Europe, 1680–1850, Woodbridge: The Boydell Press 2016, S. 109–131.

10 Vgl. zum Rechtsstatus A. Becker: Untertanen, S. 13–16; und zum Abhängigkeitsverhältnis U. van der Heyden: Forschungen, S. 8.

11 A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 117–132 und S. 191–203, zu den Musikern speziell S. 124–125; die hier erörterten afrikanischen Musiker waren ab 1713 Angehörige der preußischen Armee, sie gehörten keiner Zunft an.

12 Vgl. Donath, Matthias: »Schwarze in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert«, in: André Thieme/Matthias Donath (Hg.), Augusts Afrika. Afrika in Sachsen, Sachsen in Afrika

den Bezeichnung »Kammermohr« oder »Kammermohrin« nieder, analog zu Benennungen wie »Kammerhaiduk« oder »Kammertürke«.¹³

Dem höfischen Exotismus lag eine ›curiositas‹ des Adels zu Grunde, eine Faszination am Ungewöhnlichen.¹⁴ Während Printmedien dieses Interesse generell intellektuell wecken und auch befriedigen konnten, wobei sie mehr mit Kolportagen als mit belegbaren Fakten arbeiteten, zielten die Versuche der Aneignung oder Nachahmung des Ungewöhnlichen auf sinnliche Erfahrbarkeit ab.¹⁵ Als authentisch galt, was den bereits vorhandenen Vorstellungen entsprach. Besondere Aufmerksamkeit zog das Osmanische Reich auf sich, ein Kulturraum, mit dem die Afrikaner oft in Verbindung gebracht wurden. Die Haltung ihm gegenüber war allerdings ambivalent:¹⁶ Bestimmte zunächst die Furcht vor dem »Erzfeind der Christenheit« und dessen Grausamkeit die Wahrnehmung, so traten infolge der Niederlagen des osmanischen Heeres im Großen Türkenkrieg um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert Darstellungen des besiegten Gegners und die Bewunderung für orientalische Pracht, insbesondere für prunkvolle Kleidung, in den Vordergrund.

Am Berliner Hof des frisch gekrönten Friedrich I. dienten zu Beginn des 18. Jahrhunderts nachweislich mehrere Afrikaner in verschiedenen Bereichen.¹⁷

im 18. Jahrhundert, Königsbrück: Via Regia 2022, S. 42–79, hier S. 43, 47; A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 80–84.

- 13 Vgl. A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 122–128. Zum frühneuzeitlichen Exotismus, der nicht mit dem modernen Rassismus gleichgesetzt werden sollte, vgl. U. van der Heyden: Forschungen, S. 8.
- 14 Vgl. Walther, Gerrit: »Neugier«, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler 2009, S. 132–136.
- 15 Vgl. Schilling, Michael: »Aspekte des Türkenbildes in Literatur und Publizistik der frühen Neuzeit«, in: Stefan Krimm/Dieter Zerlin (Hg.), Die Begegnung mit dem islamischen Kulturraum in Geschichte und Gegenwart, München: Bayerischer Schulbuch-Verlag 1991, S. 42–59.
- 16 Vgl. Kammel, Frank Matthias: »Gefährliche Heiden und gezähmte Exoten: Bemerkungen zum europäischen Türkenbild im 17. und frühen 18. Jahrhundert«, in: Ronald G. Asch (Hg.), Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt (= Der Frieden, Bd. 2), München: Wilhelm Fink 2001, S. 503–525.
- 17 Vgl. A. Becker: Untertanen, S. 7–12 und A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 122–128; vgl. das Gemälde von Paul Carl Leygebe, Das Tabakskollegium Friedrichs I. in der Drap d'Or-Kammer des Berliner Schlosses, um 1710, in: Deutsches Historisches Museum/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.), Preußen 1701. Eine europäische Geschichte, Katalog, Berlin: Henschel 2001, S. 181–182, Kat.-Nr. VII. 21. Es ist in diesem Band wiedergegeben auf S. 29.

Sie stammten hauptsächlich aus der Umgebung des 1683 eingerichteten kleinen, an der westafrikanischen Küste (im heutigen Ghana) gelegenen brandenburgischen Handelsstützpunktes Großfriedrichsburg.¹⁸ Weiterführende Herrschaftsansprüche oder gar Eroberungspläne verbanden sich mit dieser Festungsanlage, die rund 2300 Quadratmeter maß, nicht.¹⁹

1713 brachte der Regierungswechsel in Preußen größere Veränderungen: Der neue König Friedrich Wilhelm I. löste die prunkvolle Hofhaltung seines Vaters auf. Die bislang als Diener und Musiker in gehobenen Stellungen beschäftigten Afrikaner, die in diesen Funktionen jetzt nicht mehr gebraucht wurden, versetzte er in sein in hohem Ansehen stehendes Leibregiment, die sogenannte Potsdamer Riesengarde, die als »Palastgarde und Kampftruppe« fungierte.²⁰ Dort dienten sie fortan als Pfeifer, je sechs Mann pro Kompanie, insgesamt also 30 Afrikaner.²¹ Bei der Kavallerie waren Afrikaner Kesselpauker, etwa im Dragonerregiment Nr. 6.²²

Trotz vieler Sparmaßnahmen bemühte sich Friedrich Wilhelm I. in den folgenden Jahren, weitere Afrikaner für Hof und Armee zu erwerben.²³ Das Vorhaben, bis zu 170 von ihnen auf einen Schlag zu kaufen, scheiterte, nicht zuletzt aufgrund seiner Realitätsferne.²⁴ Beim Verkauf des nicht einträglichen Stütz-

18 Zum brandenburgischen Handelsstützpunkt Großfriedrichsburg vgl. Luh, Jürgen: »Kurfürst, Flotte, Kolonie in der historischen Wahrnehmung«, in: Schiff und Zeit. Panorama maritim 2023 (Beiheft 4), Vision Seemacht. Olfert de Vrijs Marinestück für den Großen Kurfürsten: Restaurierung, Technik, Kontext, S. 82–95; Zaugg, Roberto: »Großfriedrichsburg. The First German Colony in Africa? Brandenburg-Prussia, Atlantic Entanglements and National Memory«, in: John Kwadwo Osei-Tutu/Victoria Ellen Smith (Hg.), *Shadows of Empire in West Africa. New Perspectives on European Fortifications*, Cham: Palgrave Macmillan 2018, S. 33–73.

19 Vgl. J. Luh: Kurfürst, S. 82–95.

20 Kloosterhuis, Jürgen: Einleitung. Klischees und Konturen des Königsregiments, in: Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), *Legendäre »lange Kerls«. Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelms I. 1713–1740*, Berlin: Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz 2003, S. VII–XLVI, hier S. XXII–XXIX. Am württembergischen Herzogshof gab es im 17. und 18. Jahrhundert ebenfalls afrikanische Pauker und Trompeter, doch scheinen sie überwiegend nicht-militärisch eingesetzt worden zu sein, vgl. Firla, Monika: »Afrikanische Pauker und Trompeter am württembergischen Herzogshof im 17. und 18. Jahrhundert«, in: *Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 1996*, Bd. 3, S. 11–41.

21 Vgl. M. Rischmann: *Mohren*, S. 82.

22 Vgl. J. Kloosterhuis: *Kerls*, S. 118, Q 309; A. Becker: *Untertanen*, S. 22–23.

23 Vgl. M. Rischmann: *Mohren*, S. 83.

24 Vgl. P. Martin: *Teufel*, S. 123.

punktes Großfriedrichsburg an die Niederländisch-Westindische Compagnie (1717–1720) bat sich der König noch zwölf junge Afrikaner aus, die nach Berlin geschickt werden sollten. Für die Jahre 1717 und 1722 lassen sich Ankäufe von Sklaven in London, Amsterdam und Den Haag nachweisen.²⁵ In diesen beiden Jahren gab es auch in der Potsdamer Garnisonkirche zwei bzw. sieben »Mohrentaufen«, vergeben wurden hierbei die Namen Adrian Pamphiloff und Wilhelm Mercurius sowie Wilhelm Kurt Hildebrand, Hans Jürgen Adam, Adam Christoph Jürgen, Jochen Conrad, Peter Wunderlich, Christian August, Christian Heinrich.²⁶ Die Jungen wurden in Potsdam an der 1724 gegründeten Musikschule am Militär-Waisenhaus ausgebildet und traten dann in den Dienst am Hofe.²⁷ Wie bei den Soldaten möglich und üblich, heirateten manche von ihnen und gründeten Familien.²⁸ Zum Schließen der Ehe benötigten sie, so wie alle anderen Angehörigen des Gesindes, die Zustimmung ihres Herren.²⁹

Einer der Gründe für das Interesse Friedrich Wilhelms I. an afrikanischen Musikern dürfte in einer Modeerscheinung und seinem persönlichen Geschmack liegen: Der Janitscharenmusik.³⁰ Diese durch Schlaginstrumente stark rhythmisierte und in schnellem Tempo gespielte Musik stammte aus dem Osmanischen Reich. Sie unterschied sich als Militärmusik wesentlich von der damals bekannten westlichen; zu ihrer Aufführung dienten verschiedene Trommeln, Pauken und Pfeifen. Durch den Großen Türkenkrieg (1683–1699) waren diese martialisch klingenden Rhythmen in Europa bekannt geworden und machten seither an den Höfen Karriere.³¹ Hier ahmten Musikgruppen, teilweise aus osmanischen Kriegsgefangenen gebildet, die Klänge der Mehterhâne nach, der türkischen Militärkapellen.

25 Vgl. J. Kloosterhuis: Kerls, S. 161–162, Q 253, Q 254, Q 255.

26 Vgl. J. Kloosterhuis: Kerls, S. 160–161, Q 252.

27 Vgl. zur Ausbildung S. Theilig: Türken, S. 155–156; zum Militär-Waisenhaus vgl. Schmitz, Frank: Großes Waisenhaus zu Potsdam, Berlin: Stadtwandel 2006.

28 Vgl. Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.), Schlösser. Preußen. Kolonial. Orte, Biografien und Sammlungen, Dresden: Sandstein 2023, S. 86–87. Zu dieser Publikation und ihren eklatanten wissenschaftlichen Defiziten vgl. van der Heyden, Ulrich: »Alternative Fakten zur Demontage eines selbsterfundnen Popanzes. Eine Analyse des Ausstellungskatalogs ›Schlösser Preußen Kolonial‹«, in: Museum aktuell 293 (2023), S. 11–16.

29 Vgl. A. Becker: Untertanen, S. 29–30.

30 Vgl. S. Theilig: Türken, S. 131–136.

31 Vgl. Rempe, Martin: »Cultural Brokers in Uniform: The Global Rise of Military Musicians and Their Music«, in: Itinerario. Journal of Imperial and Global Interactions 41 (2017), S. 327–352, hier S. 329–331.

Für die Vorliebe für Janitscharenmusik bekannt war auch der sächsische Kurfürst und polnische König August der Starke.³² Am Dresdner Hof gab es von 1719 bis 1733 eine entsprechende Musikgruppe, die bis zu 25 Mitglieder zählte und aus Afrikanern bestand.³³ Diese waren nicht nur aufgrund der ihnen zugeschriebenen Musikalität begehrt, sondern galten auch als unentbehrlich für die europäische Vorstellung von »Türkischer Musik«.³⁴

Der prächtige sächsische Hof dürfte vom aufstrebenden preußischen als Vorbild angesehen worden sein. Angesichts des sehr begrenzten Angebots von als Sklaven nach Europa gebrachten Afrikanern konkurrierten die beiden Herrscher zeitweise: 1728 ließ König Friedrich Wilhelm I. in England nach jungen Afrikanern suchen,³⁵ 1729 August der Starke in England und Portugal.³⁶

Dem musikalischen Wettbewerb entsprach ein künstlerischer, denn beide Herrscher nutzen auch die gleichen Repräsentationen und Inszenierungen auf Gemälden.³⁷ Um 1736 ließ sich König Friedrich Wilhelm I. von seinem Hofmaler Friedrich Wilhelm Weidemann als Feldherr darstellen. Im Hintergrund des großformatigen Gemäldes ist einer der afrikanischen Pfeifer in der Uniform des »Königsregiments« zu sehen, er hält einen Helm in den Händen.³⁸ Bereits einige Jahre zuvor hatte sich der sächsische Kurfürst August der Starke antikisierend und hoch zu Ross als Feldherr auf einem Gemälde von Louis de Silvestre mit einem seiner afrikanischen Diener, der einen Helm mit Lorbeerkranz trägt, porträtieren lassen (1728).³⁹ Vom gleichen Künstler stammt ein Gemälde von 1732, das August als polnischen König im Hermelinmantel zeigt, den ein »Kammermohr« vorsichtig trägt.⁴⁰ Ein Gemälde von Antoine Pesne zeigt

32 Die sächsische Janitscharenmusik war durch ihre Teilnahme am Zelthainer Lager 1730 europaweit bekannt geworden – vgl. das Gemälde »Zelthainer Lager« (1730) von Johann Alexander Thiele, Dresden, 1731, Gemäldegalerie Alter Meister, Gal. Nr. 3723, Staatliche Kunstsammlungen Dresden.

33 Vgl. M. Donath: Schwarze in Sachsen, hier S. 52; Müller, Reinhold: Die Armee Augusts des Starken. Das sächsische Heer von 1730 bis 1733, Berlin (Ost): Militärverlag 1984, S. 110–113.

34 A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 130.

35 J. Kloosterhuis: Kerls, S. 161–162, Q 253, Q 254, Q 255.

36 Vgl. M. Donath: Schwarze in Sachsen, S. 46f.

37 Vgl. A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer, S. 203–217.

38 Vgl. Abbildung in: Bleckwenn, Hans: Unter dem Preußen-Adler, München: C. Bertelsmann 1978, S. 59.

39 Vgl. Abbildung in: M. Donath: Schwarze in Sachsen, S. 61f.

40 Vgl. Abbildung in: Ebd., S. 2 und S. 61.

eine vergleichbare Komposition, ist jedoch mit einem Reitergefecht im Hintergrund kriegerisch konnotiert.⁴¹

Abbildung 1: »König Friedrich Wilhelm I. als Feldherr«, Friedrich Wilhelm Weidemann, um 1736.



Privatbesitz; Abb. in: H. Bleckwenn: Unter dem Preußen-Adler, S. 59

Unter König Friedrich Wilhelm I. scheinen die Aufgaben der afrikanischen Musiker je nach Bedarf gewechselt zu haben: Bei festlichen Anlässen oder zur Tafel spielten sie zur Unterhaltung der höfischen Gesellschaft, etwa bei Geburtstagen von Adeligen, »und zwar nach Mohrischer und Türkischer Art, Ja-

41 Vgl. Abbildung in: Ebd., S. 42 und S. 62.

nitscharen-Music mit Becken (...), wobey auch Paucken zu hören gewesen und allerhand Instrumente, auf welchen geblasen worden (...).⁴² In militärischen Kontexten hingegen waren sie als Pfeifer, zusammen mit den Trommlern, für die Signal- und Feldmusik des Königsregiments zuständig. Einen zeitgenössischen Hinweis darauf gibt das 1727 erschienene Gelegenheitsgedicht »Das Itzt-Blühende Potsdam« von George Belitz: In der Garnisonstadt »befinden sich auch schwartz-gebrandte Mohren, die zur Feld-Music besonders tüchtig seyn«.⁴³

Im Königreich Preußen brachte 1740 der nächste Herrscherwechsel wiederum Veränderungen: König Friedrich II. löste die berühmte Riesengarde seines Vaters auf. 16 Afrikaner versetzte er von dort zur Artillerie und schuf so eine nach seinen Vorstellungen »richtige« Janitscharenmusik.⁴⁴ Ob die Musiker auch weiterhin noch zwischen höfischen und militärischen Bereichen wechselten, ist unklar. Nachweisbar sind ihre Auftritte während der Schlesischen Kriege, beispielsweise beim Einzug preußischer Truppen 1744 in Prag, wobei ein von vier weißen Pferden gezogener Paukenwagen die Wirkung noch steigerte.⁴⁵ 1787 ersetzte Friedrich II. die Artilleriemusik durch eine Hautboisten-Kapelle, unklar ist, was mit den Musikern der aufgelösten Formation geschah.⁴⁶ Anekdotisch sei angemerkt, dass 1763 der osmanische Gesandte Ahmed Resmi Effendi in Berlin Friedrich dem Großen erklärte, dass dessen Janitscharenmusik überhaupt »nicht »türkisch«« klinge.⁴⁷

Dem in vielen Bereichen anzutreffenden Veränderungswillen zum Trotz behielt König Friedrich II. die afrikanischen Pfeifer in seinem nach Regierungsantritt geschaffenen Regiment Garde, dem Infanterie-Regiment No 15;

42 Zitiert nach: A. Becker: Untertanen, S. 25.

43 Zitiert nach: Deisenroth, Karlheinz: »Militärmusikalischer Tagesdienst und Zeremoniell in der Kgl. Preußischen Armee«, in: Zeitschrift für Heereskunde 375 (1995), S. 29–35, hier S. 29.

44 Vgl. S. Theilig: Türken, S. 162. Während die osmanischen Musiker der Mehterhâne mit in die Schlacht zog und ihre Kämpfer musikalisch unterstützte, waren die preußischen Janitscharen der Artillerie nicht mit im Felde, vgl. Nicolle, David: The Janissaris (= Elite, Bd. 58), Oxford: Osprey Publishing 1995, S. 57–58.

45 Vgl. A. Becker: Untertanen, S. 23–24.

46 Vgl. Ebenda, S. 22.

47 S. Theilig: Türken, S. 164. Die Beziehungen zwischen Preußen und dem Osmanischen Reich beleuchtet auch der Beitrag von Saimaiti Maimaitiming in diesem Sammelband.

1741 waren es »16 Mohren«. ⁴⁸ Im Gegensatz zu seinem Vater ließ er sich zwar als Kronprinz, möglicherweise auf Veranlassung des ›Soldatenkönigs‹, aber nicht mehr als König mit einem afrikanischen Musiker oder Diener malen. ⁴⁹ Ein dem Hofmaler Antoine Pesne zugeschriebenes, um 1740 entstandenes Gemälde zeigt ihn in fast gleicher Weise, wie Friedrich Wilhelm Weidemann Friedrich Wilhelm I. dargestellt hatte, doch ersetzte hier ein Leibhusar den Musiker. ⁵⁰

Außer im Regiment Garde dienten Afrikaner vermutlich noch in drei weiteren preußischen Regimentern. ⁵¹ War ihr Einsatz hier nur temporär, so war er bei der Garde auf Dauer. Entsprechende Nachbesetzungen führten die Nachfolger Friedrichs, König Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., bis zum Ende der ›alten‹ preußischen Armee in den Napoleonischen Kriegen fort. ⁵²

Im 18. und frühen 19. Jahrhundert gab es, wie eingangs erwähnt, auch in anderen deutschen, nicht-preußischen Regimentern afrikanische Musiker. Ein Beispiel bietet das Tambourkorps des hessen-kasselischen Garderegiments, das im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf britischer Seite stand, oder in den Napoleonischen Kriegen ein Grenadier-Trommler im Herzoglich Oldenburgischen Truppenkontingent des Rheinsbunds (1808–1810). ⁵³ Eine überwiegend aus Farbigen bestehende, viele hundert Mann zählende Einheit, so wie das 7. Infanterieregiment des Königreichs Neapel mit ihren aus der Karibik stammenden Soldaten (1811–1814), gab es hierzulande aufgrund des erheblichen Mangels an Männern solcher Herkunft freilich nie. ⁵⁴

Für das Königreich Preußen sei festgehalten, dass im 18. Jahrhundert aus Afrika stammende Musiker in mehreren Regimentern dienten. Mit Namen

48 Vgl. von Malinowski, Louis/von Bonin, Robert: Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Bd. 1, Berlin: Duncker & Humblot 1840, S. 37.

49 Vgl. Georg Wenzelaus von Knobelsdorff, Friedrich II. als Kronprinz, 1735, Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, GK I 1203.

50 Vgl. Abbildung in: Dollinger, Hans: Friedrich II. von Preußen. Sein Bild im Wandel von zwei Jahrhunderten, München: Paul List 1986, S. 25.

51 Vgl. S. Theilig: Türken, S. 155.

52 Vgl. M. Rischmann: Mohren, S. 83.

53 Vgl. Woringer, R.: »Mohren als Musiker und Spielleute«, in: Zeitschrift für Heereskunde 97 (1937), S. 27; und Knötel, Richard: Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwicklung der militärischen Tracht in Deutschland, Rathenow: Max Babenzien 1891, Nr. 32.

54 Für den Hinweis danke ich Markus Gärtner.

nachweisbar sind aus dieser Zeit bislang neun von ihnen,⁵⁵ ihre Gesamtzahl dürfte sich schätzungsweise auf 40 belaufen.⁵⁶ Die Armee Friedrichs des Großen zählte 1763 ungefähr 150.000 Mann.⁵⁷ Von besonderer Bedeutung waren die afrikanischen Musiker in der von den Königen geführten Leibgarde. Insbesondere der ›Soldatenkönig‹ Friedrich Wilhelm I. kümmerte sich persönlich um die Stellenbesetzungen. Während die Afrikaner in der konkurrierenden sächsischen Armee nur eine zeitlich sehr begrenzte Erscheinung waren, bildeten sich in der preußischen Armee Kontinuitäten über fast hundert Jahre.

1901–1918: Armeemärsche und Leib-Garde-Husaren

Die Ordnung des Ancien Régime und seine Repräsentationskultur ging mit der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen unter; die europäischen Staaten und Gesellschaften veränderten sich grundlegend. Die Idee der Nation kam auf und verbreitete sich; mit ihr die Politisierung breiter Massen. Nach der vernichtenden Niederlage der preußischen Armee gegen die französischen Truppen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806 wurden Staat und Armee ›neu erfunden‹.⁵⁸

Um diese Zeit kam die rund hundert Jahre lang in Europa weit verbreitete Indienstnahme von Afrikanern für Militärmusik zu ihrem Ende. Das hing hauptsächlich mit einem Transformationsprozess zusammen, dem Wandel von transnationalen Söldnerheeren zu homogenen Nationalarmeen. Die im frühen 19. Jahrhundert allmählich eingeführte allgemeine Wehrpflicht – im Königreich Preußen trat das entsprechende Gesetz am 3. September 1814 in Kraft – bewirkte, dass nur noch Staatsbürger in die Armee eingezogen wurden, als ›Ausländer‹ blieben Afrikaner zwangsläufig ausgeschlossen.⁵⁹

Hinzu kam, in globaler Perspektive, eine zunehmende ethisch-moralische Kritik am Handel mit Sklaven. Diesen ächtete der Wiener Kongress 1815, be-

55 Vgl. J. Kloosterhuis: Kerls, S. 160–161, Q 252.

56 Vgl. A. Becker: Untertanen, S. 21–22.

57 Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Handbuch der preußischen Geschichte, Bd. 3, Vom Kaiserreich zum 20. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preußens, Berlin: de Gruyter 2000, S. 361.

58 Vgl. Haffner, Sebastian: ›Preußens kurze Geschichte‹, in: Ders. (Hg.), Im Schatten der Geschichte. Historisch-politische Variationen, Stuttgart: DVA 1985, S. 27–41.

59 Vgl. Frevert, Ute: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München: C. H. Beck 2001, S. 18–33.

reits 1807 hatte Großbritannien den Sklavenhandel verboten, 1848 Frankreich und 1884 die Berliner Kongo-Konferenz; eine solche Entwicklung gab es im islamischen Kulturraum nicht.⁶⁰

Zwar dienten nach den Napoleonischen Kriegen in der königlich preußischen Leibgarde keine afrikanischen Musiker mehr, aber eine Ausnahme gab es im Heer Preußens doch: Im Infanterie-Regiment »von Horn« (3. Rheinisches) Nr. 29 befanden sich zeitweise drei afrikanische Musiker, die der Regimentschef Großherzog Leopold von Baden seiner Einheit »geschenkt« haben soll.⁶¹ Die drei desertierten nach und nach, der letzte ergriff 1848 während des Einsatzes gegen die badischen Aufständischen in Mannheim die Gelegenheit zur Flucht.

Das Königreich Preußen stieg im Laufe des 19. Jahrhunderts zur hegemonialen Macht in Deutschland auf, 1871 riefen die deutschen Fürsten in Versailles das zweite Kaiserreich aus, der preußische König Wilhelm I. wurde zum Kaiser proklamiert. Sein Enkel, der seit 1888 regierende Wilhelm II., betrieb imperialistische Politik und bemühte sich, nicht ohne persönlichen Geltungsdrang, mit den anderen europäischen Großmächten gleichzuziehen. Als knapp Zehnjähriger hätte der Kronprinz übrigens fast einen gleichaltrigen afrikanischen Spielgefährten namens Henry Noël bekommen.⁶²

Hinsichtlich der Kolonien bestand für Kaiser Wilhelm II. Nachholbedarf. Der den Kurs lange Zeit prägende Reichskanzler Bismarck hatte sich wegen den damit verbundenen politischen und finanziellen Risiken bis 1884 immer wieder gegen ihren Erwerb ausgesprochen. Daraus ergaben sich nun verstärkte Bemühungen um den Besitz solcher Territorien. Hanseatische Kaufleute und Reeder und eine kleine, aber einflussreiche Kolonialbewegung setzten sich dafür ein, zu deren wirtschaftlichen Interessen kam ein Missions- und Weltverbesserungsgedanke. Zwischen 1884 und 1899 brachte das deutsche Kaiser-

60 Vgl. Meissner, Jochen/Mücke, Ulrich/Weber, Klaus: Schwarzes Amerika. Eine Geschichte der Sklaverei, München: C. H. Beck 2008, S. 161–204; Flaig, Egon: Weltgeschichte der Sklaverei, München: C. H. Beck 2009, S. 83–123.

61 M. Rischmann: Mohren, S. 83f.

62 Vgl. Zeller, Joachim: »Abd el Faradj alias Henry Noël. Befreiter Sklave und »Mohr von Berlin«, in: Ulrich van der Heyden/Ders. (Hg.), »...Macht und Anteil an der Welt-herrschaft«. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Münster: Unrast-Verlag 2005, S. 223–229, hier S. 223f.

reich bedeutende Gebiete in Afrika und Asien unter seine Kontrolle und stieg innerhalb weniger Jahre zur flächenmäßig viertgrößten Kolonialmacht auf.⁶³

Diese imperiale Politik bedurfte nicht nur der außen- und innenpolitischen Absicherung, etwa mit der Flottenpolitik, sondern auch der historischen Legitimierung, weshalb Politiker und Historiker sich eine koloniale Vergangenheit erdichteten.⁶⁴ Der Kaiser versuchte, die ihm und seinem Reich im Vergleich zu den anderen europäischen Mächten fehlende imperiale Tradition »durch Erfindung oder Wiederherstellung von alt scheinenden Gebräuchen« auszugleichen.⁶⁵ Dieses Bemühen schlug sich in zahlreichen kleinen und großen Ideen und deren Umsetzungen nieder. So schuf er beispielsweise 1904 für seinen Hof die Stelle der »Palastdame«, eine Position, die es an den alten europäischen Höfen schon lange gab.⁶⁶

In der preußischen Armee sah Kaiser Wilhelm II. mehr als ein Machtmittel. Er war sich ihrer Geschichte und Bedeutung bewusst, mit ihr fühlte sich der Kaiser als Oberster Kriegsherr tief verbunden.⁶⁷ In dieser Funktion konnte er Einfluss auf die Besetzung von Stellen nehmen – und tat das zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrmals: Die Premiere war beim Leib-Garde-Husaren-Regiment in Potsdam, einer in der militärischen Hierarchie hoch oben stehenden Einheit, deren Chef Wilhelm II. selbst war. Hier besetzte er 1901 die Stelle des Kesselpaukers mit Arara, einem »frühere[n] Diener eines Gutsbesitzers, den dieser als Knaben aus Afrika mitgebracht hatte.«⁶⁸ Auf Vorschlag des Regimentskommandeurs der Leib-Garde-Husaren habe der Kaiser ihn zum Pauker ausbilden und dann zum Regiment versetzen lassen. Nachdem Arara 1907 das Regiment aus Krankheitsgründen verlassen hatte und nach Togo

63 Vgl. Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, 4. Auflage, München: C.H. Beck 2019, S. 22.

64 Vgl. Ebd., S. 18–19. Vgl. J. Luh: Kurfürst, S. 82–95.

65 Hull, Isabel V.: »Der kaiserliche Hof als Herrschaftsinstrument«, in: Hans Wilderotter/Klaus-D. Pohl (Hg.), Der letzte Kaiser. Wilhelm II. im Exil, Gütersloh/München: Bertelsmann 1991, S. 19–30, hier S. 28.

66 I. Hull: Der kaiserliche Hof, S. 28.

67 Vgl. Rogasch, Wilfried: »Mit Anstand untergehen...« Wilhelm II. als »Oberster Kriegsherr«, in: Hans Wilderotter/Klaus-D. Pohl (Hg.), Der letzte Kaiser. Wilhelm II. im Exil, Gütersloh/München: Bertelsmann 1991, S. 95–104.

68 Vgl. Anonymus: »Tagesgeschichte«, in: Weißeritz-Zeitung vom 25.09.1900, S. 6. Zu einem anderen aus Afrika nach Deutschland gebrachten Waisen vgl. van der Heyden, Ulrich/Gnethner, Horst (Hg.): Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland. Dargestellt in Briefen zweier deutscher Afrikaforscher, Berlin: trafo 2008.

zurückgekehrt war, wurde die Stelle mit Elo Wilhelm Sambo nachbesetzt, einem Kameruner, der 1891 als »Boy« von einem Offizier der Schutztruppe nach Deutschland gebracht und im Potsdamer Militärwaisenhaus erzogen worden sein soll. Angeblich habe Kaiser Wilhelm II. seine Taufpatenschaft übernommen.⁶⁹ 1905 war Sambo in die preußische Armee eingetreten und wurde zwei Jahre später, möglicherweise auf Veranlassung des Kaisers, vom Eisenbahn-Regiment Nr. 1 zu den Leib-Garde-Husaren versetzt.

Für die Besetzung der Stelle des Kesselpaukers im Grenadier-Regiment zu Pferde »Freiherr von Derfflinger« (Neumärkisches) Nr. 3 war ein historisches Datum entscheidend: Im Dezember 1904 bestand die in Bromberg stationierte Einheit seit 200 Jahren, was mit Geburtstagsfeierlichkeiten einherging. Aus diesem Anlass schenkte Wilhelm II. silberne Kesselpauken – und dazu passend erhielt das Regiment eine neue Stelle und einen afrikanischen Pauker, Josef Mambo.⁷⁰ Dieser stammte aus Deutsch-Ostafrika und war, eigenen Angaben zufolge, als Kind 1897 von einem Freiherrn von Elsaß mit nach Dresden genommen worden und dort als Pflegekind aufgewachsen.⁷¹

1905 besetzte Kaiser Wilhelm II. schließlich im prestigeträchtigen 1. Garderegiment zu Fuß – das als Nachfolger der früheren königlichen Garderegimenter fungierte und dessen Chef Wilhelm II. ebenfalls war – die Stelle des Schellenbaumträgers mit dem aus Marokko stammenden Ben Aissa.⁷² Dieser hochgewachsene Marokkaner, aus einer vornehmen und wohlhabenden Familie stammend, hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers bei dessen Besuch in Tan-

-
- 69 Vgl. Schlegel, Klaus: Köln und seine preußischen Soldaten. Die Geschichte der Garnison und Festung Köln von 1814 bis 1914, Köln: J.P. Bachem 1979, S. 155–156. Zur angeblichen Taufpatenschaft Kaiser Wilhelms II. vgl. Bechhaus-Gerst, Marianne: »Wilhelm Elo Sambo – Patenkind des Kaisers in Blauer Funke«, in: Dies./Anne-Kathrin Horstmann (Hg.), Köln und der deutsche Kolonialismus. Eine Spurensuche, Köln u.a.: Böhlau 2013, S. 175–177, hier S. 175. Einen Quellennachweis führt Bechhaus-Gerst für ihre Angabe nicht an. Eine Recherche des Verfassers im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz blieb ergebnislos.
- 70 Dies ist jedoch in der Regimentsgeschichte nicht erwähnt, vgl. Zipfel, Ernst: Geschichte des Grenadier-Regiments zu Pferde Freiherr von Derfflinger (Neumärkisches) Nr. 3, Oldenburg i.O./Berlin: Gerhard Stalling 1929.
- 71 Vgl. Lewerenz, Susann: Die Deutsche Afrika Schau (1935–1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzung im nationalsozialistischen Deutschland (= Afrika und Europa. Koloniale und Postkoloniale Begegnungen, Bd. 3), Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2006, S. 120.
- 72 Anonym: »Ein Marokkaner als Schellenbaumträger des 1. Garderegiments«, in: Lüdenscheider Tageblatt vom 08.05.1905, S. 3.

ger auf sich gezogen. In der Repräsentationslogik des Heeres fungierte er als Pendant zum Kesselpauker der Leib-Garde-Husaren.

Der als »einziger schwarzer Kapellmeister, den die deutsche Armee besitzt« bekannt gewordene Gustav Sabac el Cher bildete eine Ausnahme, da er nicht durch kaiserliche Stellenpolitik, sondern in den Jahren von 1895 bis 1909 aus eigenem Antrieb und durch große Begabung Karriere beim Militär gemacht hat.⁷³

Sabac el Cher war von Geburt preußischer Staatsbürger, Sambo und Mambo könnten es durch Adoption geworden sein, bei Arara ist der Status unklar.⁷⁴ Als Staatsbürger besaßen sie das Wahlrecht und unterlagen der Wehrpflicht; Eheschließungen waren grundsätzlich möglich, wobei sogenannte Mischehen auf gesellschaftliche Vorbehalte stoßen konnten.⁷⁵ Ben Aissa trat als Marokkaner vermutlich mit einer Sondergenehmigung des Kaisers in die preußische Armee ein.⁷⁶

Die Janitscharenmusik der Frühen Neuzeit hat die sich seit dem 18. Jahrhundert ausbildende Militärmusik stark geprägt – und diese war mittlerweile nicht nur unverzichtbarer Bestandteil von Paraden geworden. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war sie öffentlich präsenter als zuvor. Platzkonzerte und Konzerttourneen schufen eine Verbindung von Armee und Gesellschaft. International traten Militärkapellen in einen musikalischen Wettbewerb. So gab es während der Weltausstellung in Paris 1867 einen Wettbewerb von Regimentskapellen, der rund 30.000 Zuhörer fand, und in dem es natürlich um nationales Prestige ging.⁷⁷ Besonderes Lob erfuhr bei anderer Gelegenheit die Kapelle der Leib-Garde-Husaren, deren Programm 20 Stücke zählte, darunter die »Jubil-Ouverture von Bach, Walzer aus der Operette ›Lysistrata‹, von Lincke, Fantasie aus der Oper ›Margarethe‹, von Gounod [...]. Die Glanznummer des Programms werden die mittelalterlichen Trompeten und Pauken bilden, wobei der schwarze Pauker Arara in den Vordergrund tritt, [...].«⁷⁸ Während gleich zwei preußische Garderegimenter Musiker afrikanischer Herkunft

73 Vgl. G. Pieken/C. Kruse: Liebesglück, S. 91–123, Zitat S. 103.

74 Vgl. ebd., S. 88.

75 Gustav Sabac el Cher heiratet 1901 Gertrud Perling, vgl. G. Pieken/C. Kruse: Liebesglück, S. 106–109. Über Ehen der anderen afrikanischen Musiker ist bislang nichts bekannt.

76 Zur Sondergenehmigung für Ausländer vgl. Weber, Thomas: Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Berlin: Propyläen 2011, S. 25–26.

77 Vgl. M. Rempe: Brokers, S. 327–352.

78 Anonym: »Fredenbaum«, in: Dortmunder Zeitung vom 10.10.1902, S. 6.

aufwiesen, gab es Vergleichbares weder bei ihren sächsischen, württembergischen und bayerischen Pendanten noch in den Militärkapellen anderer europäischer Nationalstaaten.

Abbildung 2: »Kgl. Musikdirektor Möller mit dem marokkanischen Schellenbaumträger beim 1. Garde-Rgt. Z. F.«.



Postkarte, gelaufen 1909, Privatsammlung.

Zeitungsberichte lenkten die Aufmerksamkeit auf die afrikanischen Musiker und berichteten immer wieder über sie. Postkarten trugen zu ihrer Popularität bei, so kursierten vom Kesselpauker Elo Wilhelm Sambo mindestens vier verschiedene Bildpostkarten, die ihn im Kreise seiner Kameraden oder hervorgehoben an der Spitze des Trompeterkorps reitend zeigten. Eine solche öffent-

liche Bekanntheit hatten ihre Vorgänger im 18. Jahrhundert nicht genossen. Im Gegenzug wurden sie medial aber nicht mehr in direkte Beziehung zum preußischen König gesetzt, wie das früher auf den Ölgemälden geschehen war.

Über das Leben der afrikanischen Musiker in Armee und Gesellschaft lassen sich mangels Egodokumenten nur wenig konkrete Aussagen treffen. Presseberichten zufolge machten sie im militärischen Kontext positive Erfahrungen. Über den Schellenbaumträger Ben Aissa hieß es: »Er ist mit Leib und Seele Soldat und erfreut sich bei Vorgesetzten und Kameraden allgemeiner Beliebtheit«, von dem Kapellmeister Gustav Sabac el Cher: »[...] nach allem, was wir wissen, war er, auch und gerade in der Armee, voll und ganz integriert, mitnichten also schlechter gestellt als die Kameraden.«⁷⁹ Andererseits gab es auch Erfahrungen mit scharfen rassistischen Äußerungen, die einem (Garde-)Soldaten im Unteroffiziersrang gegenüber wohl nicht direkt ausgesprochen wurden, aber in der Presse kursierten.⁸⁰ So nahmen völkische Journalisten 1909 ein Dienstvergehen des Kesselpaukers Mambo – er hatte sich ohne Erlaubnis vom Dienst entfernt – zum Anlass, um empört die Frage aufzuwerfen, »wer eigentlich unsern Soldaten und Offizieren zumutet, mit einem Neger zusammen zu dienen. Wir halten diese Zumutung einfach für entwürdigend.«⁸¹ Ein anderer Artikel gipfelte in der Forderung nach »Abschaffung der schwarzen Musiker in der Armee«.⁸²

Der militärische Historismus Kaiser Wilhelms II. und die mit ihm eng verbundene populäre Militärmusik hatten zwei Zielgruppen: Zunächst die Untertanen, unter denen die afrikanischen Kesselpauker und Schellenbaumträger die Vorstellung verbreiten sollten, dass das im Kaiserreich aufgegangene Preußen eine koloniale Traditionen habe. Erwartungsgemäß zogen diese Musiker, die bei Paraden an Spitzenpositionen standen oder bei Konzertreisen auftraten, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich.

79 Anonym: »Dem schwarzen Schellenbaumträger«, in: Bensberger Volkszeitung vom 15.08.1907, S. 2; G. Pieken/C. Kruse: Liebesglück, S. 97.

80 Vgl. U. van der Heyden: Forschungen, S. 12.

81 Anonym: »Der Neger als Paukenschläger«, in: Dortmunder Zeitung vom 23.04.1909, S. 2.

82 Anonym: »Abschaffung der schwarzen Musiker in der Armee«, in: Dresdner Nachrichten vom 15.05.1909, S. 10–11. Kurz zuvor, am 16. März 1909, äußerte sich der preußische Offizier und Reichstagsabgeordnete Eduard von Liebert in einer Rede mit Bezug auf den Obermusikmeister Gustav Sabac el Cher ähnlich, vgl. M. Rempe: Brokers, S. 327–328 und S. 344–345.

Das andere Zielpublikum waren die befreundeten oder konkurrierenden europäischen Monarchen und Militärs, denen die afrikanischen Musiker bei Staatsbesuchen oder anlässlich der Frühjahrs- und Herbstparaden in Berlin und Potsdam präsentiert wurden. So berichtete eine Tageszeitung im Juni 1901: »Der schwarze Pauker des Leib-Gardehusaren-Regiments, Arara, [...] hat [...] am Sonnabend an der Spitze seines Regiments die große Parade mitgemacht, wobei er die besondere Aufmerksamkeit der Königin Wilhelmina von Holland erregte«. ⁸³ Ob die Monarchin den afrikanischen Musiker jedoch tatsächlich besonders beachtete oder ob das dem Wahrnehmungswunsch des Journalisten entsprach, muss dahin gestellt bleiben.

Während im deutschen Kaiserreich mit Hilfe von vier afrikanischen Musikern die imperialen Traditionen konstruiert werden sollten, taten das in den benachbarten Kolonialmächten ganze Einheiten: In Frankreich nahmen Kolonialtruppen an der großen Militärparade zum Nationalfeiertag teil, so am 14. Juli 1899 die senegalesischen Schützen. ⁸⁴ Vergleichbare Demonstrationen gab es auch in Großbritannien, wo 1897 anlässlich des diamantenen Jubiläums von Queen Victoria indische Einheiten paradierten. ⁸⁵

Turban und Retro-Grenadiermütze – Exotisierung und textile Integration

Kleidung gilt als ›zweite Haut‹. Sie ist Ausdruck von historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und wichtiger Bestandteil des äußeren Erscheinungsbildes, dessen Wahrnehmung sie positiv oder negativ beeinflussen kann. ⁸⁶

83 Anonym: »Neues aus aller Welt«, in: Bielefelder General-Anzeiger vom 04.06.1901, S. 7.

84 Vgl. <https://www.rfi.fr/fr/tirailleurs/20140518-premiere-guerre-mondiale-france-histoire-tirailleurs-chronologie>

85 Vgl. <https://historicengland.org.uk/images-books/photos/item/CC97/01155> Parade indischer und anderer Kolonialtruppen 1902: <https://player.bfi.org.uk/free/film/watch-the-indian-review-grand-march-past-of-the-forty-indian-regiments-1902-online>

86 Vgl. Hackspiel-Mikosch, Elisabeth: »Die Theorie der Uniform. Zur symbolischen Kommunikation einer männlichen Bekleidungsform am Beginn der Moderne«, in: André Holenstein/Sara Margarita Zwahlen/Ruth Meyer Schweizer/Tristan Weddigen (Hg.), *Zweite Haut. Zur Kulturgeschichte der Kleidung* (= Berner Universitätsschriften, Bd. 54), Bern u.a.: Haupt 2010, S. 65–89, hier S. 84.

Im frühen 18. Jahrhundert trugen die afrikanischen Musiker in der preußischen Armee Uniformen, die sich von denen der anderen Soldaten in markanten Details unterschieden. Die Pfeifer im Königsregiment Friedrich Wilhelms I. trugen einen mit Tressen, insbesondere an den Ärmeln, reich geschmückten Uniformrock. Besondere Kennzeichen waren ihre silbernen Halsringe, (Perlen-)Ohringe und ein weißer Turban mit Federschmuck – wobei der Turban von der osmanischen Mode inspiriert war und »türkischer Bund« oder »Türkenbund« hieß.⁸⁷ Diese Kleidungsstücke waren nicht ausschließlich militärisch konnotiert, sondern fanden sich zeitgleich in der höfischen Mode.⁸⁸ König Friedrich II. übernahm diese Uniform afrikanischer Musiker für die in seinem 1740 geschaffenen Regiment Garde, führte jedoch eine neue für die ein, die er von väterlichen Königsregiment zur Artillerie versetzt hatte. Hier trugen die Afrikaner anstelle des Turbans einen Dreispitz, weder Hals- noch Ohrenringe und einen reichlich mit Tressen versehenen »Janitscharenrock«, der aufgrund seiner Länge einem osmanischen Kaftan ähnelte.⁸⁹ Die afrikanischen Musiker wurden durch ihre auffällende Kleidung exotisiert, aber zugleich in ein Zeichensystem eingebunden. Die Ausschmückung ihrer Uniform entsprach der Repräsentationslogik des Ancien Régime. Ihre kostbare Kleidung verwies auf die Macht und den Reichtum des Herrschers und diente dazu, dessen Ansehen zu steigern. Durch die geschmückte Uniform unterschieden sich die preußischen Musiker übrigens deutlich von den osmanischen der Mehtherhâne, die schlichte Kleidung trugen.⁹⁰

Die Bedeutung der Uniform änderte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Armee und Gesellschaft eng miteinander verflocht, gewann sie mehr und mehr Ansehen. Der uniformierte Soldat wurde zum Inbegriff von positiv konnotierter Männlichkeit und repräsentierte Tugenden wie Stärke und Disziplin.⁹¹ Hu-

87 Vgl. Fuhrmann, Rolf: Die Langen Kerls. Die preußische Riesengarde 1675/1713-1806 (= Heere und Waffen, Bd. 5), Berlin: Zeughaus Verlag 2007, S. 30; Siehe S. Theilig: Türken, S. 157. Zur Deutung des Halsrings vgl. U. van der Heyden: Alternative Fakten, S. 14–15. Zum Turban vgl. A. Becker: Untertanen, S. 24.

88 Vgl. M. Donath: Schwarze in Sachsen, S. 56–58.

89 Bleckwenn, Hans: Die friderizianischen Uniformen 1753–1786, Bd. 4, Dortmund: Harenberg 1984, S. 23–24.

90 Vgl. D. Nicolle: Janissaries, S. 57.

91 Vgl. E. Hackspiel-Mikosch: Theorie, S. 84.

sarenuniformen, wie sie Arara und Sambo trugen, galten als besonders attraktiv.⁹²

Von diesem Prestige der Uniform profitierten auch die afrikanischen Musiker im frühen 20. Jahrhundert: Die exotisierenden Accessoires wie Halsring, Ohrringe und Turban waren verschwunden. Stattdessen trugen sie nun die gleiche Uniform wie alle anderen Regimentsmusiker auch. Dadurch entstand ein paradoxer Effekt: Das Tragen der »normalen« Uniform sorgte zum einen für ihre textile Integration, hob zum anderen jedoch die dunkle Hautfarbe als aus der Masse hervorstechend hervor.

Im späten 19. Jahrhundert wurden manche Uniformen mit historisierenden Elementen versehen, um das Alter und die Herkunft der Regimenter zu betonen und ihr Ansehen zu steigern: Ben Aissa trug als Angehöriger des Ersten Garde-Regiments zu Fuß zur Parade die hohe Grenadiermütze, die wie kaum ein anderes Uniformteil für den Historismus und das Traditionsbewusstsein des preußischen Heeres und Kaiser Wilhelms II. steht.⁹³ Die Mützen, deren Design auf das der Grenadiermützen des 18. Jahrhunderts zurückgriff, hatte der Kaiser dem Regiment 1894 verliehen.

Wiesen schon Uniformdetails auf die Tradition der Regimenter hin, so taten das auch die Musikinstrumente: Der von Ben Aissa geführte, mit Pferdeschweif geschmückte Schellenbaum war ein militärisches Prestigeobjekt. Das Erste Garde-Regiment zu Fuß führte ihn seit den Befreiungskriegen 1813/15, wo er im Kampf erobert worden war und seitdem den »Kampfwert« des Regiments veranschaulichte.⁹⁴ Die silbernen, reich verzierten Kesselpauken des Leib-Garde-Husaren-Regiments, die Arara und Sambo schlugen, waren ein Geschenk von Kaiser Wilhelm II. aus dem Jahr 1888 und u.a. mit Medaillons der fünf preußischen Könige und Kaiser von Friedrich Wilhelm III. bis Wilhelm II. geschmückt.

92 Vgl. Hackspiel-Mikosch, Elisabeth: »Stärke, Macht und Eleganz – Die Uniform als Symbol eines neuen Ideals von Männlichkeit«, in: Stadt Krefeld, Deutsches Textilmuseum (Hg.), *Nach Rang und Stand. Deutsche Ziviluniformen im 19. Jahrhundert*, Krefeld: Deutsches Textilmuseum 2002, S. 15–27, hier S. 18–20.

93 Vgl. Weißbrich, Thomas: »Tradition verpflichtet. Preußische Grenadiermützen«, in: *Historische Urteilskraft. Magazin des Deutschen Historischen Museums* 2 (2020), S. 98–99.

94 1852 erhielt das Regiment einen neuen Schellenbaum, wiederum 1874 und schließlich 1904 – vgl. <http://www.traditionsmusikkorps-erstesgarderegiment.de/geschichte.html>

Das Tragen historisierender Uniformstücke und das Führen prestigeträchtiger Musikinstrumente band die afrikanischen Musiker fest in die Traditionen der preußischen Armee ein. Als ›Afrikaner in Uniform‹, die in hoch angesehenen Garderegimentern dienten, waren sie zugleich das zivilisatorische Gegenbild zu den Vorstellungen, die zur gleichen Zeit die »Völkerschauen« für die Öffentlichkeit von Afrikanern entwarfen.⁹⁵ Auf diesen kommerziell betriebenen Inszenierungen waren gelegentlich »wilde« Afrikaner zu sehen, die im Rahmen der Veranstaltung dem Publikum ihre einfachen Waffen und Kriegs- oder Opfertänze vorführten.⁹⁶ Das so geschaffene Bild von »naturnah« gebliebenen afrikanischen Jagd- und Kriegskulturen kontrastierte scharf mit dem Image der preußischen Armee, die den Zeitgenossen aufgrund der Disziplin und Ausstattung mit modernsten Waffen und Ausrüstung als Gipfel einer jahrhundertelangen Entwicklung und Ausdruck von Hochkultur galt.

Fazit

Für afrikanische Musiker in Diensten der königlich preußischen Armee lassen sich zwei Konjunkturen ausmachen: Die erste in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eingebunden in eine europäische höfische Repräsentationskultur und von dem Bedürfnis geprägt, das 1701 gegründete Königreich Preußen als neue (Militär-)Macht zu etablieren, wobei König Friedrich Wilhelm I. bewusst in Konkurrenz zu August dem Starken trat. Der im frühen 19. Jahrhundert vollzogene Wandel vom internationalen Söldnerheer zur nationalen Wehrpflichtarmee schloss Nichtpreußen vom Dienst in der Armee aus. Die zweite Konjunktur zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm auf die erste historisierenden Bezug, was möglich war, da die inzwischen erworbenen Kolonien Afrikanern neue, wenngleich sehr spezielle Zugänge zum preußischen Heer eröffneten.⁹⁷ Der Rückgriff fand angesichts dieser spät begonnenen imperialistischen und kolonialistischen Politik des Kaiserreichs und der daraus erwachsenden Konkurrenz mit den alten Imperialmächten wie Frankreich

95 Vgl. den Beitrag von Daniel Jankowski in diesem Band.

96 Vgl. Dreesbach, Anne: Gezähmte Wilde. Die Zuschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870–1940, Frankfurt a.M./New York: Campus 2005, hier S. 165–168.

97 Grundsätzlich waren die Bewohner der deutschen Kolonien keine Staatsbürger und daher auch nicht wehrpflichtig, vgl. Michels, Stefanie: Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika (= Histoire, Bd. 4), Bielefeld: transcript 2009.

und Großbritannien statt. Geltungsbedürfnis und Geschichtsverständnis Kaiser Wilhelms II. trugen dazu bei. Die Historisierung sollte den Neuling legitimieren.

Dem wilhelminischen Historismus lag eine Umdeutung der Geschichte zu Grunde. Im 18. Jahrhundert wurden die afrikanischen Musiker zunächst primär als »Türken« gesehen, als Vertreter eines über die Janitscharenmusik assoziierten osmanischen Kulturraums.⁹⁸ Die von ihr ausgehende kriegsrische Bedrohlichkeit wurde musikalisch transferiert und adaptiert. Unter König Friedrich II. verstärkte sich die Verschiebung dieser Musik aus dem höfischen Bereich in den militärischen, wo sie sich verselbständigte. Mit den afrikanischen Paukern und Pfeifern verbanden sich entsprechend militärische Ambitionen, jedoch keine kolonialen, denn den unwirtschaftlichen Handelsstützpunkt Großfriedrichsburg hatte König Friedrich Wilhelm I. bereits um 1720 verkauft und unter ihm verabschiedete sich Preußen überhaupt von maritimen Projekten.

Kaiser Wilhelm II. betrieb hingegen imperiale Politik, unter seiner Herrschaft errichtete das Kaiserreich vier Kolonien in Afrika. Die von ihm in seine Garderegimenter punktgenau eingesetzten afrikanischen Musiker, die überwiegend zwar aus den Kolonien stammten, aber vermutlich preußische Staatsbürger geworden waren, wurden zu Repräsentanten erfolgreicher preußisch-deutscher Kolonialpolitik geformt. Diese, so suggerierte es der geschichtliche Bezug, habe im frühen 18. Jahrhundert ihren Anfang genommen und befinde sich nun auf ihrem Höhepunkt. Der britische Historiker Eric Hobsbawm prägte für die Zeit um 1900 hinsichtlich der Konstruktion sozialer und politischer Identitäten treffend den Begriff »invention of tradition«.⁹⁹ Die Integration der afrikanischen Musiker in die preußische Armee stieß jedoch nicht nur auf Zustimmung, sondern rief auch, wie die journalistischen Attacken zeigen, rassistisch motivierte Schmähungen hervor, was auf die Ambivalenzen und Widersprüche auf »Berlins Weg in die Moderne« verweist.¹⁰⁰

98 Vgl. S. Theilig: *Türken*, S. 158–159.

99 Vgl. Hobsbawm, Eric: »Mass-Producing Traditions: Europe, 1870–1914«, in: Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge u.a.: University Press 1983, S. 262–307.

100 Vgl. zu afrikanischen Musikerinnen und Musikern im Kaiserreich Thurman, Kira: *Singing like Germans. Black musicians in the land of Bach, Beethoven, and Brahms*, Ithaca/London: Cornell University Press 2021, S. 42–59.

Doch waren die erfundenen Traditionen nur von kurzer Dauer: Der Verlust der Kolonien im Ersten Weltkrieg, die Ausrufung der Republik, der Waffenstillstand und die erzwungene Abdankung des Kaisers änderten 1918 die Lage binnen weniger Wochen grundsätzlich. Die Spuren des ehemaligen Schellenbaumträgers Ben Aissa verlieren sich nach dem Krieg, vermutlich kehrte er nach knapp 15 Jahren in seine Heimat Marokko zurück. Josef Mambo und Elo Wilhelm Sambo blieben in Deutschland. Letzterer trat 1920 in das Reiter-Regiment 4 der Reichswehr ein, das sich als Erbe der Gardekavallerie verstand.¹⁰¹ Als afrikanischer Kesselpauker setzte er in der Republik eine monarchische Geschichtserfindung fort. Als er im Jahr 1933 starb, schickte der Ex-Kaiser aus seinem niederländischen Exil einen großen Trauerkranz.

101 Vgl. K. Schlegel: Köln, S. 156.

Berlin im Schnittpunkt kolonialer Warenströme

Berlin als Standort der deutschen Kautschukwirtschaft, 1777–1914

Samuel Eleazar Wendt

Die Kautschukpflanzen bilden eines der vorzüglichsten Beispiele, in wie kurzer Zeit infolge der Ausbildung einer neuen Industrie vorher gänzlich unbekannte Pflanzen zu hervorragender Bedeutung gelangen können.¹

Einen frühen Hinweis auf Berlin als Zentrum der Kautschukverarbeitung lässt sich in der *Oeconomische Encyclopädie* von Krünitz aus dem Jahr 1781 finden. Im 22. Band wird unter dem Stichwort »Harz(Feder=)« auf den in Berlin tätigen königlich preußischen Generalchirurgen Johann Christian Anton Theden (1714–1797) hingewiesen, der »wegen seiner gründlichen Kenntnisse und Erfahrungen in der Medicin und Chirurgie [...] an die Auflösung des Federharzes selbst Hand« anlegte, um »chirurgische Werkzeuge daraus zu verfertigen.«²

Federharz, auch als *Resina elastica* bekannt, bezeichnete bis etwa 1820 im deutschsprachigen Raum³ den Rohstoff, dessen indigene Nutzung der französische Mathematiker und Forschungsreisende Charles Marie de La Condamine (1701–1774) während seiner Durchquerung des Amazonasbeckens

-
- 1 Warburg, Otto: Die Kautschukpflanzen und ihre Kultur, Berlin: Kolonial-Wirtschaftliches Komitee 1900, S. 1.
 - 2 Krünitz, Johann Georg: Artikel »Harz(Feder=)«, in: Krünitz *Oeconomische Encyclopädie* oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, Band 22, Berlin: Joachim Pauli 1781, S. 85.
 - 3 Google Ngram Viewer, <https://books.google.com/ngrams>, Suchbegriffe »Federharz« und »Kautschuk« im Korpus »German (2019)« für den Zeitraum 1775 bis 1850.

(1743–1745) an verschiedenen Stationen beobachten konnte und den er in Anlehnung an die Sprache der Mayna als *Caoutchouc* benannte.⁴ La Condamine sammelte nicht nur Artefakte aus diesem für Europäer ungewöhnlichen, augenscheinlich elastischen und undurchlässigen Material, sondern beschrieb auch die indigenen Anwendungsweisen in anschaulichen Anekdoten.⁵ Sein Vortrag vor der Pariser Akademie der Künste und der bald darauf veröffentlichte Reisebericht stießen auf große Resonanz und vermittelten der interessierten Öffentlichkeit das neu entdeckte Material. Vor allem wegen seiner Federkraft (Elastizität) versuchten die Zeitgenossen den Kautschuk für die Herstellung von Gebrauchsgegenständen zu nutzen, die europäischen Bedürfnissen entsprachen. Zu ihnen gehörte der Leibarzt Friedrichs des Großen, Johann Christian Anton Theden, der in Berlin Kautschuk für die Herstellung elastischer Katheter und Röhren nach französischem Vorbild einsetzte. Die Ergebnisse seiner Bemühungen veröffentlichte er 1777 in einem sogenannten Sendschreiben, das an den Göttinger Chirurgen August Gottlieb Richter (1742–1812) adressiert war.⁶

Diese frühen Bemühungen vermochten jedoch nicht zu überzeugen, da die Kautschukwaren europäischer Machart den an sie gestellten Erwartungen nicht gerecht wurden. Die Körpertemperatur ließ sie erweichen, während sie bei Luftkontakt oder Kälte rasch brüchig und rau wurden. Einzig die im Amazonas nach indigener Technologie gefertigten Kautschukartikel – darunter Flaschen, Bälle und Schuhe – erwiesen sich als zuverlässige Produkte.⁷ Erst durch die Beimischung von Schwefel, erstmals im Jahre 1832 durch den Chemiker Friedrich Wilhelm Lüdersdorff (1801–1886) in Berlin erprobt

-
- 4 Zur Newton-Cassini Kontroverse bezüglich der Gestalt der Erde und den beiden zur Bestimmung ihrer Form entsandten Gradmessungs-Expeditionen siehe: Ette, Ottmar: »Charles-Marie de La Condamine oder die Erde als ausgebeulte Kugel«, in: Ders. (Hg.), *ReiseSchreiben. Potsdamer Vorlesungen zur Reiseliteratur*, Berlin: de Gruyter 2020, S. 368–395; sowie Boccaletti, Dino: *The Shape and Size of the Earth. A Historical Journey from Homer to Artificial Satellites*, Cham: Springer International 2019, S. 153–171.
- 5 de La Condamine, Charles Marie: *Relation abrégée d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale [...]*, Paris: Chez la Veuve Pissot, Quai de Conti, a la Croix d'Or 1745, S. 77–79.
- 6 Theden, Johann Christian Anton: Sendschreiben an den berühmten Herrn Professor Richter in Göttingen, die neuerfundenen Catheter aus der Resina Elastica betreffend, Berlin: G. J. Decker 1777.
- 7 Soentgen, Jens: »Die Bedeutung indigenen Wissens für die Geschichte des Kautschuks«, in: *Technikgeschichte* 80/4 (2013), S. 195–324, insb. S. 306ff.

sowie durch die praktische Umsetzung dieser Erkenntnis durch Charles Nelson Goodyear (1800–1860) im Jahr 1839 in Nordamerika und Thomas Hancock (1786–1865) im Jahr 1843 in Großbritannien, wurde die Herstellung von wetterfesten und haltbaren Kautschukwaren in Europa und den USA ermöglicht.⁸ Dieses Verfahren, auch als Vulkanisation bekannt, leitete den Aufstieg der Kautschukindustrien außerhalb des Amazonasbeckens ein, was eine Neukonfiguration der weltweiten Kautschukwirtschaft zur Folge hatte.

Bei der Durchsicht der Literatur zur deutschen, europäischen oder internationalen Kautschukwirtschaft fällt auf, dass Berlin in diesen Arbeiten nur selten Erwähnung findet.⁹ Auch in den Publikationen zur Industrialisierung Berlins bleibt dieser Wirtschaftszweig unberücksichtigt.¹⁰ Diese Leerstelle überrascht angesichts von Untersuchungen aus den 1920er Jahren, die, wie beispielsweise bei Wilhelm Vaas oder Julius Ausbüttel, unmissverständlich auf die bedeutende Rolle Berlins für diesen Sektor hinweisen. Denn die Stadt rangierte bis in die 1920er Jahre neben Hannover oder Harburg an der Spitze der deutschen Kautschukwirtschaft.¹¹ Zudem war die Stadt aufgrund ihrer politischen Stellung als Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs seit 1871 und als Zentrum des deutschen Kolonialismus ab den 1880er Jahren auch über die Verarbeitung von Kautschuk hinaus in die internationale Kautschukwirtschaft eingebunden. Sowohl die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes als auch ab 1907 das Reichskolonialamt zeigten Interesse an der Erschließung von Kautschukbeständen in den eigenen kolonialen Gebieten sowie am Transfer von Kautschuk liefernden Pflanzen aus anderen Regionen der Welt für den

-
- 8 Coates, Austin: *The Commerce in Rubber. The First 250 Years*, Singapore u.a.: Oxford University Press 1987, S. 2 off.; sowie Seiden, Rudolf: *König Kautschuk. Kautschuk in Wissenschaft, Wirtschaft und Technik*, 4. Auflage, Stuttgart: Dieck & Co 1930, S. 10–11.
- 9 Beispielhaft seien hier erwähnt: Harp, Steven L.: *A World History of Rubber. Empire, Industry, and the Everyday*, Chichester: Wiley Blackwell 2016; Erker, Paul: *Vom nationalen zum globalen Wettbewerb. Die deutsche und die amerikanische Reifenindustrie im 19. und 20. Jahrhundert*, Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2005; Giersch, Ulrich/Kubisch, Ulrich (Hg.): *Gummi. Die elastische Faszination*, Berlin: Nicolai 1995.
- 10 So zum Beispiel: Killen, Andreas: *Berlin Electropolis. Shock, Nerves, and German Modernity*, Berkeley u.a.: University of California Press 2006; von Weiher, Siegfried: *Berlins Weg zur Elektropolis. Technik- und Industriegeschichte an der Spree*, Berlin: Stapp 1974; Baar, Lothar: *Die Berliner Industrie in der industriellen Revolution*, Berlin: Akademie-Verlag 1966.
- 11 Ausbüttel, Julius: *Die deutsche Kautschukwarenindustrie*, Unveröffentlichte Dissertation, Würzburg 1922; Vaas, Wilhelm: *Die Kautschukwaren-Industrie Deutschlands*, Berlin: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1921, S. 25.

kolonialen Plantagenanbau, wie das Beispiel Kamerun eindringlich zeigt.¹² Zur Koordination dieser weltweiten Vernetzungen wurde am 1. April 1891 die Botanische Zentralstelle für die Deutschen Kolonien in Berlin gegründet. Diese war dem Berliner Botanischen Garten und Museum angeschlossen und wurde vom Auswärtigen Amt sowie dem Preußischen Kultusministerium, unter dessen Aufsicht die botanischen Einrichtungen standen, finanziert.¹³ Nach dem Vorbild der Royal Botanic Gardens Kew bei London sollte die Zentralstelle als Vermittlungsstelle für Pflanzen- und Saatgutsendungen in die Kolonien fungieren, zur Schulung von Fachpersonal beitragen und die Arbeit der botanischen Versuchsgärten in den Kolonien unterstützen.¹⁴ Begleitet wurden solche staatlichen Bemühungen von privaten Kolonialvereinen wie dem 1896 in Berlin gegründeten Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee (KWK). Diese Vereinigung, gegründet von dem Fabrikanten Karl Supf (1855–1915) und dem Tropenbotaniker Otto Warburg (1859–1938), unterstützte einerseits wissenschaftliche und wirtschaftliche Expeditionen zur Förderung der kolonialen Ökonomie, wie zum Beispiel die in den Jahren 1899/1900 von dem Botaniker Rudolf Schlechter (1872–1925) geleitete Westafrikanische Kautschuk-Expedition, die u. a. »eine geregelte Kautschuk-Großkultur in Kamerun und Togo in die Wege« leiten sollte.¹⁵ Andererseits begründete das KWK mit der Herausgabe der Zeitschrift für tropische Landwirtschaft *Der Tropenpflanzer* ein Publikationsorgan, das sowohl dem Fachpublikum als auch der interessierten Öffentlichkeit in monatlichen Ausgaben u. a. die Entwicklung der heimischen sowie der internationalen Kautschukwirtschaft vermittelte.¹⁶

12 Vgl. hierzu den im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde überlieferten Bestand des Reichskolonialamtes, insb. BArch R 1001/8113 bis R 1001/8119, »Kautschuk und Guttapercha in Kamerun 1889–1919« sowie die detaillierte Untersuchung von Oestermann, Tristan: Kautschuk und Arbeit in Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft 1880–1913, Wien/Köln: Böhlau Verlag 2022.

13 Vgl. hierzu die vertiefende Untersuchung von Kaiser, Katja: Wirtschaft, Wissenschaft und Weltgeltung. Die Botanische Zentralstelle für die deutschen Kolonien am Botanischen Garten und Museum Berlin (1891–1920), Berlin u. a.: Peter Lang 2021.

14 Dies., S. 79.

15 Schlechter, Rudolf: Westafrikanische Kautschuk-Expedition 1899/900, Berlin: Verlag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees 1900, S. V.

16 Eine umfassende und systematische Untersuchung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees steht noch aus. Einen Einblick in die Entstehungsgeschichte und Tätigkeit dieser Kolonialvereinigung gibt die Jubiläumsschrift: Schmidt, Geo A.: Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee. Ein Rückblick auf seine Entstehung und seine Arbeiten aus An-

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, das Netzwerk der Berliner Kautschukwirtschaft zu beschreiben und einen kursorischen Überblick über den Aufstieg der Stadt zum führenden Standort der deutschen Kautschukindustrie in den Jahren 1777 bis 1914 zu geben. Dabei werden sowohl der Auf- und Ausbau von industriellen Fertigungskapazitäten als auch die Vernetzung der Stadt mit den globalen Kautschuk-Rohstoffräumen und den Netzwerken des Pflanzentransfers untersucht. Zunächst wird die Entwicklung der Berliner Kautschukwirtschaft in ihrem Facettenreichtum sowie ihren standortbedingten Spezifika beschrieben. Anschließend erfolgt eine Betrachtung der dichten wissenschaftlichen, (kolonial)wirtschaftlichen und politischen Vernetzung der Stadt mit den globalen Kautschuk-Rohstoffräumen. Schon um 1900 sorgte sich die Industrie um einen »Niedergang der Produktion infolge des Raubbaus der Eingeborenen und durch den in ungeahnter Weise sich steigernden Bedarf der modernen [...] Industrien«. So hieß es im Vorwort zu Schlechters Expeditionsbericht.¹⁷ Denn ohne Kautschuk, so an einer anderen Stelle, wäre unser Leben [...] ärmer, die Technik hätte ohne ihn bestimmt nicht ihren gegenwärtig hohen Stand erreichen können und das Verkehrswesen Amerikas und Europas wäre anders gearartet, denn Automobil und Fahrrad sind ohne Kautschuk gar nicht denkbar.«¹⁸

Die Entwicklung der Berliner Kautschukindustrie

Für Berlin kann die Kautschukverarbeitung bis ins späte 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Hinsichtlich der Herkunft des von Theden verarbeiteten Kautschuks erfahren wir von ihm selbst, dass er den »ansehnlichen Vorrath« an »elastische[m] Harz«, mit dem die Experimente zur Herstellung elastischer Katheter durchgeführt wurden, von »Herrn Marquis Grisella de Rosignan, Gesandter Seiner Sardinischen Majestät an unserem Hofe«, erhalten hatte.¹⁹ Während der Umfang von Thedens Kautschukverarbeitung vergleichsweise gering war, begann die eigentliche Entwicklung der Berliner Kautschuk-

laß des Gedenkjahres 50jähriger deutscher Kolonialarbeit, Berlin: Verlag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees 1934.

- 17 R. Schlechter: Westafrikanische Kautschuk-Expedition, S. V, Streichungen im Zitat durch den Autor.
- 18 R. Seiden: König Kautschuk, S. 10.
- 19 Theden, Johann Christian Anton: »Vorlesung, in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten, über das elastische Harz, dessen Auflösung in Naphtha Vitrioli, und Katheter und andre Maschinen daraus zu bereiten«, in: Ders. (Hg.), Neue

wirtschaft in den 1830er Jahren. Den Auftakt hierzu gab François Fonrobert (1801–1866), ein Nachkomme hugenottischer Einwanderer, der im Jahr 1829 einen Betrieb zur Herstellung elastischer Fäden und Geweben in der Stadt eröffnete.²⁰ Die Produktion in dieser ersten deutschen Gummiwarenfabrik beruhte auf einem Verfahren, das der österreichische Schneidermeister und Fabrikant Johann Nepomuk Reithoffer (1781–1872) 1828 entwickelt hatte. Für die Herstellung der elastischen Fäden wurden die aus dem Amazonasbecken stammenden »Kautschukflaschen erst ausgedehnt und in zwei Hälften getrennt, diese dann flach gemacht und spiralförmig in Bänder und hierauf in Schnüre zerschnitten.«²¹ Die so gewonnenen Fäden, die mit Baumwolle, Seide oder Wolle umspunnenen wurden, konnten anschließend zu elastischen Hosenträgern, Strumpfbändern, Gürteln usw. verarbeitet werden. Bereits im Jahr 1836 listet der *Allgemeine Wohnungsanzeiger für Berlin, Potsdam und Charlottenburg* neben »Gebr. Fonrobert«²² zwei weitere Betriebe auf, die sich mit der Herstellung von oder dem Handel mit Kautschukartikeln beschäftigen: »Hertel, Lager von Waren aus Gummi elast.«²³ in Berlin und »Fochler, Fabr. von Instr. a. Gummi elast.«²⁴ in Potsdam.

Mit der Einführung der Vulkanisation ab den 1840er Jahren stieg die Anzahl der in den deutschen Ländern gegründeten Betriebe und Fachgeschäfte deutlich und rapide an. Während der Allgemeinen Deutschen Gewerbeausstellung im Jahr 1844 in Berlin wurden nicht nur die Einsendungen von Fonrobert, sondern auch die der Fabrikanten aus Barmen, Erfurt, Essen, Greven-

Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneikunst und Arzneigelahrtheit. Zweyter Theil, Berlin/Stettin: Friedrich Nicolai 1782, S. 143–153, hier S. 148.

- 20 Gemeinhin wird angenommen, die Gründung des Betriebes sei in Finsterwalde erfolgt. Diese Annahme beruht allerdings auf einem Irrtum, der auf die Verlegung des Firmensitzes von Berlin in die Niederlausitz und dem daraufhin verwendeten Briefpapier zurückzuführen ist. Auf diesem ist der Fabrikationsbetrieb in Finsterwalde abgebildet mit dem Vermerk »seit 1829«. Vgl. hierzu Magistrat der Stadt Finsterwalde (Hg.), *Das Buch der Stadt Finsterwalde Niederlausitz*, Berlin-Spandau: Deutsche Bibliothek Verlagsanstalt 1930, S. 93. Dort heißt es: »Ein weiterer Industriezweig in Finsterwalde sind die Gummifabriken. Die älteste von ihnen ist die Firma Francois Fonrobert, die im Jahre 1829 in Berlin gegründet und im Jahre 1881 nach Finsterwalde verlegt wurde«.
- 21 o.A.: »Über die Kunst, den Kautschuk zu spinnbaren Fäden zu verarbeiten und elastische Zeuche daraus zu verfertigen«, in: *Das Pfennig-Magazin* 3 (1835) 94, S. 23.
- 22 Boike, J. W. (Hg.): *Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin, Potsdam und Charlottenburg auf das Jahr 1836*, Berlin: Veit & Co., S. 96.
- 23 Ebenda, S. 141.
- 24 Ebenda, S. 176.

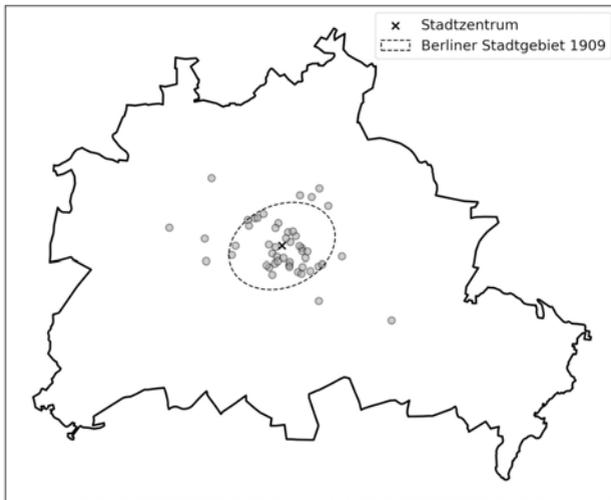
broich, Hannover und Köln präsentiert. Sie zeigten dem interessierten Publikum »auf zugängliche und belehrende Weise« die vielfachen Verwendungsweisen eines Rohstoffs, der »erst neuerdings zu technischer Wichtigkeit gelangte.«²⁵ Tatsächlich wurde Kautschuk, den der Architekt und Kunsttheoretiker Gottfried Semper in Anbetracht seiner vielseitigen Verarbeitungsmöglichkeiten als den »Affe[n] unter den Nutzmaterien«²⁶ bezeichnete, seit den 1840er Jahren für verschiedene Zwecke genutzt. In Berlin konzentrierte sich die industrielle Kautschukverarbeitung auf die Bereiche Chemie, Elektrotechnik, Konfektion, Maschinenbau, Medizin und Chirurgie sowie Mobilität (Reifenherstellung).

Anders als traditionelle Materialien wie Glas, Keramik oder Porzellan sowie Metall, die erst bei Temperaturen über 1000°C formbar werden oder Festigkeit erlangen, erfordert die Herstellung im Verfahren der thermischen Vulkanisation eine Verarbeitungstemperatur von ungefähr 120°C, während die chemische (kalte) Vulkanisation bei Raumtemperatur erfolgen kann. Hierdurch ist die Kautschukverarbeitung einfacher und weniger energie- und kostenintensiv. Dementsprechend konnten Kautschukwaren in kleineren Geschäftslokalen oder in hinter den straßenseitigen Mietshäusern gelegenen kleinen Fabrikgebäuden, meist Quergebäude oder Seitenflügel, produziert werden. Abbildung 1 zeigt den Umriss des heutigen Berliner Stadtgebiets und veranschaulicht die Verteilung der fünfzig zwischen 1829 und 1909 in Berlin entstandenen Gummiwarenfabriken. Auffällig ist, dass 78 % der Betriebe im Nord- und Südosten der Stadt angesiedelt waren, in Bereichen mit hoher Industriedichte und in unmittelbarer Nachbarschaft zu Wohnquartieren. Nur elf Betriebe lagen außerhalb der Berliner Stadtgrenze von 1909, z.B. in den Nachbargemeinden Charlottenburg (westlich), Rummelsburg (östlich) oder Weissensee (nördlich). In diesen noch kaum bebauten Randgebieten konnten, auch durch die Verbesserung der öffentlichen Personenverkehrsmittel, größere Industrieanlagen entstehen, wie die Berliner Kabelwerke AG (Rummelsburg), die Siemens-Schuckert-Werke (Charlottenburg) oder die C. Müller Gummiwaren AG (Weissensee).

25 Reimarus, Carl: Amtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin, Band 1, Berlin: Verlag von Karl Reimarus 1845, S. 502 und 503.

26 Semper, Gottfried: »Der Kautschuk das Factorum der Industrie (1860–1863)«, in: Dietmar Rübel/Monika Wagner/Vera Wolff (Hg.), *Materialästhetik. Quellentexte zu Kunst, Design und Architektur*, Berlin: Reimer Verlag 2005, S. 63–66, hier S. 64.

Abbildung 1: Verteilung der Berliner Gummiwarenfabriken, 1909.



Erstellt nach: Union Verlagsgesellschaft (Hg.), Gummi-Adressbuch 1909, Berlin: Union Verlagsgesellschaft 1909, S. 22–80.

Kautschuk für Chirurgie, Medizin und Körperpflege

Der nachweislich älteste Zweig der Berliner Kautschukverarbeitung betrifft die Chirurgie, Medizin und Körperpflege. Bekanntlich versuchte der Generalchirurg Theden, elastische Katheter und Röhren herzustellen. Bis zum Aufkommen der Vulkanisation blieben jedoch die in diese Richtung unternommenen Versuche fruchtlos. Erst in den 1840er Jahren war es möglich, die von Theden und seinen Zeitgenossen ersonnenen elastischen Katheter in großer Stückzahl herzustellen und günstig in Umlauf zu bringen. Doch auch in anderen Bereichen fand Kautschuk Anwendung, wie beispielsweise in der Zahnmedizin. Dort wurde er zur Fertigung von Prothesen genutzt, die mit der entsprechenden Färbung sowohl das Zahnfleisch als auch die Zähne täuschend echt nachbildeten. Davon profitierten zahlreiche Kriegsinvaliden, deren Verletzungen das Gesicht und den Kiefer betrafen.²⁷ Auch hier war

27 Vgl. hierzu Evans, Thomas W.: De la découverte du caoutchouc vulcanisé et de la priorité de son application à la chirurgie civil et militaire et aux opérations dentaires, Paris: Imprimerie Simon Raçon et Compagnie 1867.

Frankreich Vorbild, da es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem führenden Produktionsgebiet für medizinische und chirurgische Kautschukartikel entwickelte. Allerdings gelang es den deutschen Kautschukwarenfabrikanten, darunter auch Berliner Betrieben wie der C. Müller Gummiwaren AG, den Vorsprung aufzuholen und ihre Produktion auf europäischen sowie außer-europäischen Märkten zu platzieren und den allgemeinen Ruf der deutschen Kautschukindustrie zu festigen.²⁸

Für das Jahr 1909 zählte das *Gummi-Adressbuch* allein für Berlin 56 Fabriken, in denen u.a. chirurgische Instrumente, Bandagen oder Krankenpflegeartikel aus Kautschuk hergestellt wurden. Daneben gab es 206 chirurgische Handlungen, in denen die Berliner Käuferschaft die Kautschukwaren erwerben konnte, beispielsweise für medikamentöse Selbstapplikationen²⁹ oder die Wundversorgung.³⁰ Andererseits boten Geschäfte wie die der Medicinischen Waarenhaus AG in der heutigen Reinhardstraße 18 (ehemals Karlstraße 31) oder am Tauentzien in Charlottenburg ganze Ausrüstungen an, die in entsprechenden Mustersälen – z.B. eines Behandlungszimmers oder eines Operationssaals – der fachlichen Käuferschaft präsentiert wurden.³¹

Kautschuk in der Elektrotechnik

In den 1830er Jahren wurde die technische Anwendung der physikalischen Grundlagen und Erkenntnisse der Elektrizitätslehre erstmals möglich und unter dem Begriff der Elektrotechnik zusammengefasst. Zu den praktischen Anwendungen der Elektrotechnik zählen u.a. Elektromotoren oder Schreibtelegrafen, die das Zeitalter der elektrischen Kommunikation und Mobilität einläuteten. Berlin war eng mit der Entwicklung elektrotechnischer

28 J. Ausbüttel: Die deutsche Kautschukwarenindustrie, S. 6. Vertiefend die Untersuchung von Eleazar Wendt, Samuel: Gummiartikel für Medizin und Körperpflege aus Berlin. Das Beispiel der C. Müller Gummiwaren AG (1875–1948). Unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt an der Oder 2023.

29 So zum Beispiel Vaginal Zerstäuber oder Klistierspritzen.

30 Union Verlagsgesellschaft (Hg.), *Gummi-Adressbuch* 1909, Berlin: Union Verlagsgesellschaft 1909, S. 22–80.

31 Einen guten Eindruck hiervon geben die einem Katalog vorangestellten Abbildungen, die u.a. die in der Karlstraße 31 gelegenen Produktions- und die Verkaufsräume der Firma zeigen. *Medicinisches Waarenhaus AG* (Hg.), Haupt-Katalog Nr. 33, Berlin: Selbstverlag des Medicinischen Waarenhauses AG 1910, S. V-XV.

Anwendungen verflochten.³² Allerdings, und das wurde schon sehr früh klar, war die Elektrizität ohne Isoliermaterial »so unfassbar [...], wie der Blitz in den Wolken.«³³ Die niedrige Leitfähigkeit des Kautschuks machte ihn zu einem unentbehrlichen Rohstoff für die Elektroindustrie. Er wurde einerseits für die Herstellung von isolierenden Elementen in den Apparaten genutzt und andererseits zur Abschirmung vor der lebensbedrohlichen elektrischen Spannung durch z.B. dickwandige Gummihandschuhe verwendet. Jedoch erwies sich Kautschuk für die nahtlose Isolierung der Drähte weniger geeignet. Versuche mit einem anderen pflanzlichen Ausgangsmaterial, dem kautschukähnlichen Saft des Guttapercha Baums (*Palaquium gutta*), zeigten vielversprechende Ergebnisse.³⁴ An der Londoner Royal Society unternahm Michal Faraday (1791–1867) Versuche, elektrische Drähte mittels Guttapercha zu isolieren. Wilhelm Siemens (1823–1883), der seit 1844 in London lebte und Kontakt zu Faraday pflegte, informierte seinen Bruder Werner in Berlin über die Eigenschaften der Guttapercha.³⁵

Der Artillerieleutnant Werner Siemens (1816–1892) und der Feinmechaniker Johann Georg Halske (1814–1890), die am 12. Oktober 1847 die Telegraphen Bau-Anstalt von Siemens und Halske in Berlin gründeten, erkannten das Potential einer undurchlässigen und zugleich elastischen sowie verlässlichen Ummantelung (Isolierung) der Drähte. Nach einigen Vorversuchen konnte Siemens im Frühjahr 1847 der Kommission zur Vorbereitung der Telegraphenanlagen in Preußen die Guttapercha als Isolator für unterirdische Leitungen vorschlagen. Die Ummantelung der Telegraphenkabel mit Guttapercha mittels der von Werner Siemens entwickelten Guttapercha-Presse wurde nicht

32 Zum Aufstieg Berlins zur Elektropolis siehe u.a. die Arbeiten von Dame, Thorsten: *Elektropolis Berlin. Industriemetropole und urbanes Labor*, in: Ders. (Hg.), *Elektropolis Berlin. Architektur- und Denkmalführer*, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2014, S. 18–42. Zahlreiche Berliner Kautschukwarenfabriken waren auf die Herstellung von Endprodukten für die elektrotechnische Industrie spezialisiert. Vgl. hierzu die Auflistung in Union Verlagsgesellschaft (Hg.), *Gummi-Adressbuch* (1909), S. 22–80.

33 o.A.: »Wieweit hängt die Menschheit vom Gummi ab?«, in: *Gummi-Zeitung* 17 (1903), S. 806.

34 o.A.: »Isolierende Schichten. Gummi in der Geschichte der Elektrotechnik«, in: Ulrich Giersch/Ulrich Kubisch (Hg.), *Gummi – die elastische Faszination*, Berlin: Nicolai 1995, S. 72–81, insb. S. 75–79.

35 Wietz, Hugo: *Die isolierten elektrischen Leitungsdrähte und Kabel. Ihre Erzeugung, Verlegung und Unterhaltung*, Leipzig: Verlag von Oskar Leiner 1897, S. 1–4.

von Siemens & Halske, sondern von der Firma Fonrobert & Pruckner besorgt. Diese ging aus dem Zusammenschluss von Louis Charles Fonrobert (1799–1877), dem Bruder von François Fonrobert, mit dem Unternehmer Anton Johann Pruckner (1800–1870) im Jahre 1841 hervor.³⁶ Obwohl die ersten mit Kautschuk oder Guttapercha isolierten Kabel noch gewisse Mängel aufwiesen, konnte in Berlin gezeigt werden, dass eine elastisch-undurchlässige Ummantelung elektrischer Kabel technisch möglich war. Darauf aufbauend wurde nach 1850 mit der Verlegung von isolierten Unterseekabeln begonnen, die seither das Fundament eines nunmehr weltumspannenden Netzwerks elektrischer Kommunikation bilden.³⁷

Über die elektrische Nachrichtenübermittlung hinaus hat die Elektrifizierung von immer mehr Lebensbereichen den Alltag der Menschen nachhaltig verändert. Während Guttapercha hauptsächlich für die Isolierung von Kabeln genutzt wurde, konnte Kautschuk durch Zugabe größerer Mengen Schwefel zu einem hornähnlichen, gegen elektrische oder chemische Einflüsse sehr unempfindlichen Ausgangsstoff überführt werden. Dieses als Hartkautschuk bzw. als Ebonit bekannte Material fand vielfältige Anwendungen in der Elektrotechnik, weshalb aus Ebonit gefertigte Teile in z.B. Elektromotoren, Generatoren, Schaltern, Telefonen oder Voltmetern verbaut wurden. Zudem war das Material bis zum Aufkommen petrochemischer Kunststoffe für die Herstellung von Akkumulatorenkästen zur chemischen Speicherung elektrischer Energie unabdingbar.³⁸

Kautschuk in der Chemie, im Maschinenbau und für Mobilität

Aufgrund der Elastizität, Undurchlässigkeit sowie Widerstandsfähigkeit des Kautschuks gegenüber Säuren und Basen fand der Rohstoff auch im chemischen Sektor Anwendung. Zunächst im Apothekenwesen, das als Keimzelle pharmazeutischer und technisch-chemischer Fabriken³⁹ gezählt werden kann, wurden elastisch-undurchlässige Handschuhe aus Kautschuk zum

36 Ehrenberg, Richard: Die Unternehmungen der Brüder Siemens bis zum Jahre 1870, Jena: Verlag von Gustav Fischer 1906, S. 49–63.

37 o.A.: »Abenteuer Atlantik. Guttapercha und die Anfänge der submarinen Telegrafie«, in: Giersch/Kubisch, Gummi – die elastische Faszination (1995), S. 82–83.

38 R. Seiden: König Kautschuk, S. 42.

39 In Bezug auf die Herausbildung des chemischen Sektors in Berlin am Beispiel Schering siehe: Siebert, Guido: »Die chemische Industrie in Berlin. Die Impulse für Ernst Scherings Werdegang vom Apotheker zum Fabrikanten«, in: Ulrike Laufer/Hans Ottomeyer

Schutz der Hände vor schädlichen Substanzen genutzt. Andererseits ermöglichten elastisch-undurchlässige Verschlüsse und Verbindungen eine sichere und präzise Trennung von Substanzen, was dem in Berlin im Aufbau befindlichen Chemiesektor zugutekam. Doch auch für den Maschinenbau war Kautschuk von Interesse. Für dessen Bedürfnisse wurde er u.a. zu Dichtungsringen, Gummi-Metall-Verbindungen oder Schläuchen verarbeitet. Beim Eisenbahnbau beispielsweise »wäre [...] die [Druckluft] Bremse ohne die kurzen Stücke von Gummischlauch, die den Apparat von einem Wagen zum andern verbinden«, undenkbar, wie ein Artikel aus der Gummi-Zeitung des Jahres 1903 betonte.⁴⁰

In unmittelbarer Nachbarschaft von Unternehmen wie Schering oder den Borsig-Werken entstanden spezialisierte Gummiwarenfabriken, die als Zulieferer technische Weich- oder Hartkautschukartikel herstellten. Ebenso lieferten Unternehmen wie die in der Köpenicker Straße 187-188 nahe dem Schlesischen Tor gelegene Firma S. Herz Pneumatikreifen für Fahrräder und später auch für Automobile.

Die Kautschukversorgung Berlins

Die Versorgung der deutschen und damit auch der Berliner Kautschukindustrie erfolgte über die Hafenstädte Hamburg und Bremen, wobei der Hansestadt Hamburg der beträchtlichere Teil dieses Geschäfts zufiel. Allerdings bezogen beide Umschlagplätze ihre Kautschukbestände vornehmlich aus Amsterdam, Antwerpen, Liverpool oder London, wobei letzteres bis 1915/16 die Führungsrolle innehatte, denn die Kautschuknotierungen an der Londoner Börse wurden von allen am Kautschukmarkt beteiligten Akteuren als Weltmarktpreise akzeptiert.⁴¹ Doch woher kam der Kautschuk, der über die globalen Handelsnetzwerke bis nach Europa gebracht und in Berlin zu verschiedenen Kautschukartikeln weiterverarbeitet wurde?

Bis etwa 1913 war das Amazonasbecken der wichtigste Rohstofflieferant. Während der Export in den Jahren von 1745 bis in die späten 1830er Jahre hauptsächlich aus Fertigprodukten bestand, die am Amazonasbecken durch

(Hg.), *Gründerzeit 1848–1871. Industrie und Lebensräume zwischen Vormärz und Kaiserreich*, Dresden: Sandstein-Verlag 2008, S. 166–173.

40 o.A.: »Wie weit hängt die Menschheit vom Gummi ab?«, S. 806.

41 W. Vaas: *Die Kautschukwaren-Industrie*, S. 212.

die indigene Kautschuktechnologie hergestellt wurden, wie z.B. Kautschukflaschen, Bälle oder Schuhe, lag der Schwerpunkt in den darauffolgenden Jahrzehnten im Export von unverarbeiteten Rohkautschukballen. Für die Kautschukgewinnung wurden die weit verstreuten Bestände der *Hevea brasiliensis* oder der *Castilloa elastica* Bäume im Regenwald durch *estradas* (Pfade) zu einem Erntegebiet erschlossen, das bis zu 400 Bäume zählen konnte, welche die Kautschuksammler einzeln aufsuchen mussten. Anfänglich wurde die Kautschukernte von angeworbenen Sammlern (*siringueiro*) besorgt. Die Aufseher (*siringalistas*) und Kautschukbarone kontrollierten den Warenfluss sowie den Handel (*aviamento*) mit Lebensmitteln, Werkzeugen, Kleidung usw. in den Erntegebieten. Dadurch konnten sie allein die Warenpreise sowie die Handelsregeln festlegen, wodurch die Arbeiter in Schuldknechtschaft (*enganche*) gebracht und an die *estradas* gebunden wurden. Später wurden Angehörige indigener Volksgruppen des Amazonasbeckens, wie etwa die Uitoto, aus ihren traditionellen Siedlungsgebieten vertrieben und gewaltsam dazu gezwungen, die Ernte in den *estradas* zu besorgen.⁴² Diese Praxis, die als Putumayo-Skandal in Europa und in Nordamerika bekannt wurde, folgte auf die sogenannten Kongogräuel. Dabei wurden die menschenverachtenden Arbeitsbedingungen und die systematische Ausplünderung des Kongofreistaats in den Jahren 1888 bis 1908 offenbart. Auch in den Wäldern des 1885 vom belgischen König Leopold II. in eigenen Besitz gebrachten Kongofreistaats erfolgte die Kautschukgewinnung (*Kickxia elastica* und *Landolphia* Lianen) in einem ausbeuterischen Arbeitsregime unfreier Arbeit, das von Praktiken der unverhältnismäßigen Bestrafung als Unterdrückungs- und Kontrollmechanismus geprägt war.⁴³

Für die Kautschukgewinnung in Südostasien waren die Bestände des Gummibaums (*Ficus elastica*) und des Guttapercha Baums (*Palaquium gutta*) von enormer Bedeutung. Mit der erfolgreichen Ausfuhr von Kautschuksamen der *Hevea brasiliensis* aus dem Amazonas nach Kew Gardens im Jahr 1876 und

42 Vgl. hierzu Stainfield, Michael Edward: Red Rubber, Bleeding Trees. Violence, Slavery, and Empire in Northwestern Amazonia 1850–1933, Albuquerque: University of New Mexico Press 1998, S. 39–62.

43 Siehe hierzu u.a. Taussig, Michael: »Kultur des Terrors – Raum des Todes. Roger Casements Putumayo-Bericht und die Erklärung der Folter«, in: Kultur und Terror. Sonderheft der Zeitschrift für Kulturwissenschaften 3/1 (2020), S. 17–52; Seibert, Julia: In die globale Wirtschaft gezwungen. Arbeit und kolonialer Kapitalismus im Kongo (1885–1960), Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2016, S. 23–42.

dem anschließenden Transfer von Setzlingen in die südostasiatischen Besitzungen des britischen Empires, kam eine weitere Quelle hinzu. Anders als im Amazonasbecken, wo die durch den Pilz *Microcyclus ulei* ausgelöste Blattfallkrankheit den plantagenmäßigen Anbau der *Hevea* unmöglich machte, konnte diese Kautschukart nach anfänglichen Anlaufschwierigkeiten, die auf die Sturheit von Beamten und einigen Pflanzern zurückzuführen sind, in systematisch angelegten Plantagen zum Anbau gebracht werden. Dieser Umstand, wie auch die in British Malaya etablierte Plantagenwirtschaft mit zahlreich verfügbaren Vertragsarbeitern, brachten der Region einen Wettbewerbsvorteil. So konnte der südostasiatische Plantagenkautschuk ab ca. 1910 den in den Wäldern Südamerikas oder Afrikas gesammelten sog. Wildkautschuk, allmählich verdrängen.⁴⁴

Die Sehnsucht nach kolonialer Autarkie

Die zuständigen staatlichen Stellen in Berlin verfolgten mit großem Interesse die weltweite Entwicklung der Kautschukwirtschaft.⁴⁵ Einerseits war dies auf die Abhängigkeit der deutschen Kautschukindustrie von Rohstoffimporten zurückzuführen. Andererseits lieferten die Berichte der Kaiserlich Deutschen Konsulate und Vizekonsulate Informationen, die für die noch junge Kautschukwirtschaft in den deutschen Kolonien von großer Bedeutung sein konnten.

Nach der 1884 einsetzenden Inbesitznahme von Gebieten in Afrika, im Westpazifik und in Neuguinea kam rasch die Frage auf, ob eine Versorgung der deutschen Kautschukindustrie aus diesen neuen Kolonien möglich wäre.⁴⁶ Möglicherweise vorhandene Waldbestände sollten erschlossen und die für die Kautschukgewinnung relevanten Pflanzen anderer Weltgegenden in die deut-

44 Vgl. hierzu Schultes, Richard Evans: »The Tree that Changed the World in One Century«, in: *Arnoldia* 44/2 (1984), S. 2–16. Eine umfangreichere und detaillierte Darstellung liefert A. Coates: *The Commerce in Rubber*, S. 89–154.

45 Siehe hierzu den im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch) überlieferten Bestand »Kautschuk und Guttapercha in fremden Ländern« (1896–1940), BArch R 1001/8130 bis BArch R 1001/8136a.

46 Kolonial-Wirtschaftliches Komitee: *Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie und Arbeiterschaft*, Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1909, S. 58.

schen Kolonien überführt werden, um den Plantagenanbau voranzutreiben.⁴⁷ Solche Überlegungen wurden von kolonialen Vereinigungen wie dem oben schon erwähnten, 1896 geschaffenen Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee aufgegriffen und tatkräftig unterstützt. Insbesondere der seit 1897 vom KWK in Zusammenarbeit mit dem Berliner E. S. Mittler Verlag herausgegebene *Tropenpflanzer* avancierte zu einem wichtigen Sprachrohr kolonialwirtschaftlicher Bemühungen. In monatlichen Heften und zahlreichen Beiheften informierte das Periodikum die kolonial interessierte Öffentlichkeit über die Fortschritte in der wirtschaftlichen Erschließung der eigenen Kolonien sowie über die koloniale Landwirtschaft in anderen Teilen der Welt.

Ein herausragendes Beispiel ist die vom KWK initiierte und von dem Botaniker Rudolf Schlechter geleitete Westafrikanische Kautschukexpedition von 1899/1900. Ihr Ziel war es, »eine geregelte Kautschuk-Großkultur in Kamerun und Togo in die Wege zu leiten.«⁴⁸ Insbesondere Industrieunternehmen der deutschen Kautschukwirtschaft, darunter Berliner Firmen wie die »Accumulatoren-Fabrik Akt.-Ges., Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Kabelwerk, Niederschöneweide, [...] Berlin-Rixdorfer Gummiwarenfabrik Franz Schumann, [...] Deutsche Gummi- und Guttaperchawaren-Fabrik Akt.-Ges. vorm. Volpi & Schlüter, François Fonrobert, Gummiwarenfabrik, [...] S. Herz, [...] Carl Schwanitz, Gummiwarenfabrik, [...] [und die] Vereinigte Berlin-Frankfurter Gummiwarenfabrik« unterstützten das Vorhaben finanziell.⁴⁹ Die Beteiligung der Unternehmen erfolgte nicht allein aus kolonialem Enthusiasmus, sondern beruhte auf rationalen Überlegungen. Die Versorgung mit Kautschuk über die deutschen Kolonien versprach der deutschen Kautschukwirtschaft eine aussichtsreiche finanzielle Entlastung der Betriebe. Die Nachfrage der rasant wachsenden Kautschukindustrien Europas und Nordamerikas sowie die durch einen *rubber boom* ausgelösten Spekulationsgeschäfte⁵⁰ führten zu einem steilen Anstieg der Rohkautschukpreise, was sich

47 Eleazar Wendt, Samuel: »Hanseatic Merchants and the Procurement of Pail Oil and Rubber for Wilhelmine Germany's New Industries, 1850–1918«, in: *European Review* 26/3 (2018), S. 430–440, hier S. 436–438.

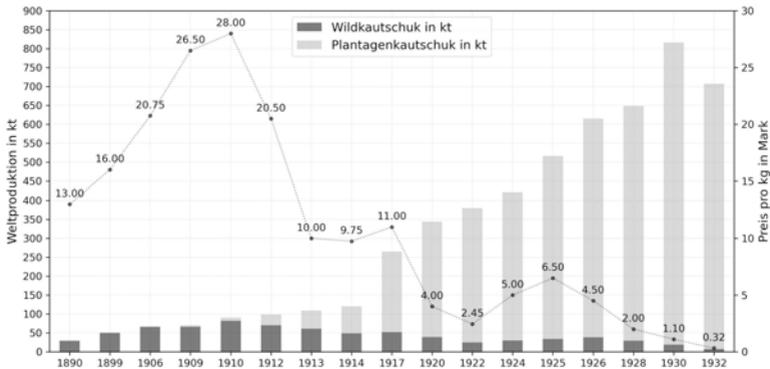
48 Kolonial-Wirtschaftliches Komitee: »Vorwort«, in: Rudolf Schlechter, *Westafrikanische Kautschukexpedition 1899/1900*, Berlin: Verlag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees 1900, S. V-VI, hier S. V.

49 Ebenda, S. VI.

50 Tristan Oestermann zeigt in seinem Beitrag zu diesem Sammelband eindringlich, wie die Kautschuk-Spekulationsblase die Entstehung und den Verlauf der in Berlin gegründeten Plantagensellschaften geprägt hat.

seit 1890 zunehmend nachteilig auf die Rentabilität der Kautschukindustrie auswirkte. Wie aus Abbildung 2 deutlich hervorgeht, stieg der Preis für Rohkautschuk innerhalb von zwanzig Jahren von 13 Mark (1890) auf 28 Mark pro Kilogramm, während die weltweite Kautschukgewinnung nur geringfügig anwachsen konnte.⁵¹ Die Einfuhr von immer größeren Mengen des hochwertigen und kostengünstig gewonnenen Plantagenkautschuks aus Südostasien seit 1910 führte dagegen zu einer Entlastung des Marktes und einem weltweiten Kautschuküberschuss. Dieser *rubber bust* führte zu einem deutlichen Preisrückgang innerhalb von drei Jahren.

Abbildung 2: Weltweite Kautschukproduktion und Preisentwicklung, 1890–1932.



Erstellt nach: Jünger, Wolfgang: Kampf um Kautschuk, 4. Aufl., Leipzig: Wilhelm Goldmann 1942, S. 198–199.

Wegen des Anstiegs der Kautschukpreise in den 1890er Jahren zeigten auch die Berliner Kautschukwarenfabrikanten Interesse daran, die Kautschukversorgung über die vorhandenen Wildkautschukbeständen in den Kolonien oder

51 Dieser seit Ende des 19. Jahrhunderts anhaltende Aufschwung zog nicht nur Investitionen in den Plantagenbau an, sondern veranlasste auch die chemische Industrie dazu, die Herstellung von synthetischem Kautschuk als äußerst vielversprechend einzuschätzen und sich intensiv mit der Entwicklung geeigneter Syntheseverfahren zu beschäftigen. Vgl. hierzu Plumpe, Gottfried: »Industrie, technischer Fortschritt und Staat. Die Kautschuksynthese in Deutschland«, in: Geschichte und Gesellschaft 9/4 (1983), S. 564–597, hier S. 565.

durch den Aufbau von Plantagen sicherzustellen. Sie unterstützten das Vorhaben des KWK, um sich langfristig vom Weltmarkt unabhängig zu machen und »die Kautschukverarbeitende Industrie auf eine sichere Grundlage zu stellen.«⁵²

Für den Aufbau einer Kautschukplantagenwirtschaft in den Kolonien konnte das KWK auf ein Netzwerk der Wissens- und Pflanzenzirkulation zurückgreifen, das sich in Berlin als Zentrum der imperialen Ambitionen des Kaiserreichs entwickelte. Dieses Netzwerk wurde von Institutionen wie der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und dem Reichskolonialamt, dem Botanischen Garten und Museum, dem Botanischen Laboratorium für Warenkunde und der Botanischen Zentralstelle für die deutschen Kolonien getragen, mit entsprechenden Dependancen in den Kolonien, insbesondere den dortigen Versuchsgärten. Ein Vorbild hierfür war der von den Niederländern auf Java errichtete Botanische Garten Buitenzorg, der in den 1880er Jahren zu einem führenden agronomischen Forschungsinstitut für tropische Landwirtschaft wurde. Tropenbotaniker und Agronomen aus verschiedenen europäischen Ländern, darunter auch der deutsche Otto Warburg, absolvierten Forschungsaufenthalte in Buitenzorg.⁵³ Die enge Verflechtung des KWK mit diesem Netzwerk der Pflanzen- und Wissenszirkulation ist aus der in 2021 veröffentlichten Studie von Katja Kaiser ersichtlich. Sie untersuchte umfangreich die Aufgaben der Botanischen Zentralstelle und wies nach,

dass ein großer Teil des eingegangenen Saatguts dem KWK zu verdanken sei, da es die von ihm auf eine Expedition in britische, niederländische und deutsche Kolonialgebiete nach Ceylon/Sri Lanka, Indien, Java, Sumatra und Deutsch-Neuguinea ausgesandten Forscher Franz Stuhlmann und Rudolf Schlechter angewiesen hatte, Saatgut zu sammeln, das dann in die deutschen Kolonien weitergeleitet worden war.⁵⁴

Die Bemühungen des KWK und der Botanischen Zentralstelle ab 1900, Kautschukpflanzen in den Kolonien Kamerun, Deutsch-Ostafrika, Togo und

52 Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, *Unsere Kolonialwirtschaft*, S. 60.

53 Siehe hierzu Eleazar Wendt, Samuel: »Securing Resources for the Industries of Wilhelmine Germany. Tropical Agriculture and Phytopathology in Cameroon and Togo, 1884–1914«, in: Ulrike Kirchberger/Brett M. Bennett (Hg.), *Environments of Empire. Networks and Agents of Ecological Change*, Chapel Hill: University of North Carolina Press 2020, S. 39–60, hier S. 40–48.

54 K. Kaiser: *Wirtschaft, Wissenschaft und Weltgeltung*, S. 268.

Deutsch-Neuguinea großflächig anzubauen, konzentrierten sich auf Varietäten mittlerer Güte, wie *Kickxia elastica* oder *Ficus schlechteri*, die sich leicht weiterzuchten und vermehren ließen. Dadurch sollte der Vorsprung anderer Nationen, insbesondere Großbritanniens, auf dem Gebiet der Kautschukplantagenwirtschaft zumindest teilweise aufgeholt werden.⁵⁵ Um die Qualität und Quantität der Erträge dieser Mittelsorten zu optimieren, beauftragte die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes das Pharmazeutische Institut der Berliner Universität, die Methoden zur Gewinnung und Aufarbeitung von Kautschuk und Guttapercha zu verbessern.⁵⁶ Die Ergebnisse der deutschen Bemühungen um den kolonialen Kautschukanbau wurden in Fachzeitschriften wie dem *Notizblatt des Botanischen Gartens* und dem *Tropenpflanzer* veröffentlicht, wodurch Berlin auch im Bereich der Generierung und Zirkulation von tropenbotanischen Fachwissen neben den Royal Botanic Gardens Kew zu einem der weltweit führenden Zentren aufsteigen konnte.

Die Sehnsucht nach einem kolonialen Kautschukwarenstrom⁵⁷ endete jedoch abrupt mit dem Zustrom des südostasiatischen Plantagenkautschuks auf den Weltmarkt. Der in den deutschen Kolonien bevorzugte Anbau von Kautschukvarietäten, die von der Industrie als Sorten mittlerer Güte bewertet wurden, hatte weniger negative Auswirkungen auf die Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Kautschuks. Viel gravierender waren die übermäßig hohen Gesteungskosten dieses Materials. Teuer wurde es insbesondere durch den Transport in den Kolonien, wo es zunächst von Trägern⁵⁸ über viele Kilometer aus den Pflanzungen oder aus den Wäldern zu den Häfen oder zu dem unzureichend ausgebauten Straßen- oder Schienennetz transportiert werden mussten.⁵⁹ Darum fielen in den Kolonien durchschnittlich 100 Pfennig Trägerkosten pro Kilogramm Kautschuk an, während im Kaiserreich für denselben Wert 100 kg über eine Strecke von 100 Kilometern mit der Bahn befördert werden

55 Ebenda, S. 275f.

56 K. Kaiser: *Wirtschaft, Wissenschaft und Weltgeltung*, S. 277.

57 Das Bild einer auf Warenströme zentrierten Sehnsucht entnehme ich dem Beitrag von Christian Dietrich im vorliegenden Sammelband.

58 Vgl. hierzu den Beitrag von Anne Peiter im vorliegenden Sammelband.

59 Vgl. hierzu van Laak, Dirk: *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880–1960*, Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2004, S. 120 sowie 137ff.

konnten.⁶⁰ Die Rentabilität der Unternehmung war nur gegeben, solange der Kautschukpreis hoch war. Die Frage, ob die Bemühungen der Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien und der Kautschuk-Kommission des KWK zur Erhaltung der deutschen Kautschukpflanzungen beitrugen, ist unklar. Diese Organisationen, zu deren Mitgliedern u.a. Vertreter der Regierung, der Firma C. Woermann, der deutschen Kautschukindustrie und der Pflanzungsgesellschaften gehörten, wurden in den Jahren 1910 und 1911 zur Förderung der Kautschukgewinnung in den deutschen Kolonien gegründet. Angesichts des Verlustes der Kolonien infolge des Ersten Weltkrieges kann die Wirksamkeit ihrer Bemühungen nicht beurteilt werden.

Schluss

Im Rückblick auf die Entwicklung der Berliner Kautschukwirtschaft und ihrer Verflechtungen mit den globalen Handelsnetzwerken sowie kolonialen Ambitionen des Deutschen Kaiserreichs wird deutlich, dass sie einen bedeutenden Beitrag zur wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung leistete. Die Berliner Kautschukwarenfabrikanten waren nicht nur innovative Unternehmer, sondern auch wichtige Akteure in einem komplexen Netzwerk aus Wissenschaftlern, Kolonialbeamten und Pflanzern, das darauf abzielte, die Kautschukversorgung des Reiches zu sichern und die Kautschukverarbeitung auf eine solide Grundlage zu stellen.

Die Einführung der Vulkanisation und die Verfügbarkeit hochwertigen Plantagenkautschuks aus Südostasien markierten wichtige Wendepunkte in der Geschichte der Kautschukverarbeitung. Letztere Entwicklung zwang u.a. die Berliner Kautschukindustrie, sich anzupassen und ihre Strategien zu überdenken. Durch die Bemühungen, den Kautschukanbau in den deutschen Kolonien zu fördern und die Qualität der Erträge zu optimieren, trugen das KWK, die Botanische Zentralstelle sowie das Reichskolonialamt maßgeblich dazu bei, dass Berlin zu einem führenden Zentrum für tropenbotanisches Fachwissen wurde – und dazu, dass die Arbeitsausbeutung in Westafrika verschärft wurde. Die Berliner Kautschukindustrie war damit Teil eines größeren

60 Kolonial-Wirtschaftliches Komitee (Hg.): Verhandlungen der Kautschuk-Kommission des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin: Kolonial-Wirtschaftliches Komitee 1913, S. 13.

Netzwerks von Wissenstransfer und wirtschaftlicher Interdependenz, das die Grenzen von Nationen und Kontinenten überschritt.

Die Kautschukverarbeitung war ein wichtiger Baustein für die Entwicklung Berlins zu einem der weltweit wichtigsten Standorte für die Betriebe, die ab den 1860er und 70er Jahren die zweite Industrielle Revolution vorantrieben: die Fabriken der Chemie- und der Elektroindustrie. Diese wiederum haben wesentlich dazu beigetragen, dass das Kaiserreich zu einem der größten Exporteure von Investitionsgütern wurde.

Darüber hinaus verdeutlicht die Analyse der globalen Handelsströme und der Arbeitsbedingungen in den Kautschukanbaugebieten die Komplexität und die Ambivalenz der Kautschukindustrie. Während der Kautschukhandel für viele Akteure eine wichtige Einnahmequelle darstellte, waren die Arbeitsbedingungen oft geprägt von Ausbeutung und Unterdrückung. Der Putumayo-Skandal und die Kongogräuel sind traurige Beispiele für die menschenverachtenden Praktiken, die mit der Kautschukgewinnung einhergingen und die die europäische Öffentlichkeit schockierten.

Die Geschichte der Kautschukindustrie erinnert uns daran, dass der Fortschritt nicht linear ist und dass Innovation oft mit Herausforderungen und Kontroversen einhergeht. Sie zeigt auch, dass der Erfolg nicht allein von technologischer Exzellenz abhängt, sondern auch von politischen Entscheidungen, sozialen Dynamiken und ökologischen Faktoren beeinflusst wird.

Koloniale Fantasien und koloniale Geschäfte

Berliner Kolonialunternehmen in Kamerun, 1884–1914

Tristan Oestermann

Eduard Schmidt wurde 1860 in Berlin als Sohn eines Bierwirtes geboren.¹ Daheim hatte der witzige und geschäftstüchtige junge Mann für ein Schokoladengeschäft gearbeitet. Einmal war er für dieses als Werbemaßnahme mit einem Ballon über die Stadt geflogen und hatte Bonbons verteilt. In den 1880ern, als Schmidt längst Berlins Boulevards gegen die Faktorei der Hamburger Firma C. Woermann am Kamerun-Ästuar an der afrikanischen Westküste getauscht hatte, erzählte er diese Geschichte allen, die sie hören oder auch nicht hören wollten.² Seit 1881 arbeitete er für Woermann in Afrika – und seit mindestens 1884 war er Hauptagent der Faktorei in Akwa-Town.³ Offenbar hatten sich dem jungen Berliner in Westafrika Aufstiegschancen geboten. Schmidt stand in gutem Verhältnis zu den wichtigen Duala-Autoritäten am Kamerun-Ästuar. Deswegen war er es, der 1884 für seinen Chef mit einem Kollegen von der Firma Jantzen & Thormählen mit den Duala über die Abtretung der Souveränität an das Deutsche Kaiserreich verhandelte.⁴ Das Kamerun-Ästuar und die benachbarten Gebiete wurden eine deutsche Kolonie.

-
- 1 Vgl. o.A.: »Nachruf Eduard Schmidt«, in: Deutsches Kolonialblatt 11 (1899), S. 509; Buchner, Max: *Aurora colonialis. Bruchstücke eines Tagebuchs aus dem ersten Beginn unserer Kolonialpolitik 1884/85*, München: Piloty & Loehle 1914, S. 89.
 - 2 Vgl. Scholl, Carl: *Nach Kamerun! Aus den hinterlassenen Papieren meines in Kamerun gestorbenen Sohnes*, Leipzig: Cavael 1886, S. 69f. Nach Buchner fand die Episode in Hamburg statt. Vgl. M. Buchner: *Aurora*, S. 89.
 - 3 Vgl. Archiv C. Woermann, Bilanz 1881; Zölller, Hugo: *Das Flußgebiet von Kamerun. Seine Bewohner und seine Hinterländer*, Berlin/Stuttgart: Speemann 1885, S. 122.
 - 4 Vgl. Jaeck, Hans-Peter: »Die deutsche Annexion«, in: Helmuth Stoecker (Hg.), *Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft. Studien*, Berlin: Rütten & Loening 1960, S. 29–96, hier S. 64.

Schmidts Geschichte zeigt, dass Berliner von Anfang an bei der wirtschaftlichen Nutzung der Kolonie Kamerun dabei waren. Aber sie zeigt auch, dass Berliner zu diesem Zeitpunkt nicht das große Geschäft machten. Sie waren nur als Angestellte erfolgreicher Firmen in Kamerun. In den Jahren der deutschen Kolonialherrschaft sollte sich kaum etwas daran ändern. Berlin war das Zentrum des deutschen Kolonialreiches: In der Wilhelmstraße saß die Kolonialabteilung und später das Reichskolonialamt, die mit der Verwaltung der Kolonien betraut waren. Das Oberkommando der Schutztruppe hatte hier seinen Sitz. Das Ethnologische Museum der Stadt hatte den Erstzugriff auf alle Kunstschätze, die deutsche Beamte aus den Kolonien mitbrachten. Der Botanische Garten in Berlin koordinierte die Erforschung von Plantagenkulturen.⁵ Die Liste ließe sich fortsetzen. Doch nur wenige Berliner Unternehmen verdienten in Kamerun Geld.

Die Forschung hat Berlin als Kolonialmetropole, als Zentrum der kulturellen und politischen Auseinandersetzung des Deutschen Reiches mit seinen Kolonien beschrieben. Beiträge zur wirtschaftlichen Verflechtung Berlins mit dem Kolonialreich sind jedoch rar. 1990 veröffentlichte Cornelia Essner im Band *Berlin im Europa der Neuzeit*, herausgegeben von der Historischen Kommission Berlin, den kurzen Aufsatz *Berlins Wirtschaft und der Kolonialismus*. Nach Essner »war die spezifische Rolle Berlins in der Kolonialwirtschaft, wenn man überhaupt davon sprechen kann, im Wesentlichen auf die wirtschaftlichen Folgewirkungen der in der Reichshauptstadt konzentrierten Kolonialverwaltung begrenzt.«⁶ Die kolonialwirtschaftliche Bedeutung der Stadt habe sich darauf beschränkt, dass hier Lobbygruppen wie die Deutsche Kolonialgesellschaft oder das Kolonialwirtschaftliche Komitee Einfluss auf die Kolonialverwaltung nahmen. 2002 erschien der Band *Kolonialmetropole Berlin*. Auf den drei Seiten zur wirtschaftlichen Bedeutung Berlins zeigt auch Joachim Zeller die kolonialwirtschaftliche Bedeutung Berlins vor allem in der Nähe zur Verwaltung.⁷ Er unterstreicht jedoch, dass gerade kapitalkräftige Aktiengesellschaften aus dem Bergbau-, Plantagen- und Bahnbausektor die

5 Vgl. van der Heyden, Ulrich/Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin: Berlin-Edition 2002.

6 Essner, Cornelia: »Berlins Wirtschaft und der Kolonialismus«, in: Wolfgang Ribbe/Jürgen Schmädke (Hg.), *Berlin im Europa der Neuzeit. Ein Tagungsbericht*, Berlin/New York: 1990, S. 221–226, hier S. 226.

7 Vgl. Zeller, Joachim: »Die Berliner Kolonialwirtschaft«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin: de Gruyter 2002, S. 81–84, hier S. 81.

Nähe der Verwaltung suchten und ihren Sitz in Berlin hatten.⁸ Darüber hinaus weitet Zeller den Blick, indem er darauf hinweist, dass auch eine große Zahl kleiner und mittlerer Unternehmen in Berlin vom Kolonialismus profitierten, indem sie etwa Ausrüstung für Regierung, Militär und Firmen herstellten.⁹

Wie groß der koloniale Sektor in Berlin insgesamt war, wenn koloniale Zuliefererbetriebe einbezogen würden oder etwa Warenhäuser, die ihre Kataloge in die Kolonien sandten und von dort Bestellungen erhielten, müsste an anderer Stelle erforscht werden. Dieser Artikel hingegen folgt den Hinweisen Zellers, indem er am Beispiel Kamerun Berlin als Standort von Kolonialunternehmen untersucht. Zwar entstand in Berlin eine Vielzahl von Kolonialfirmen – aber, so argumentiert dieser Artikel, diese waren nur selten erfolgreich. Zahlreiche von Zeller erwähnte Großunternehmen waren problematische Gründungen. Sie wurden nicht gegründet von Praktikern, die die Verhältnisse vor Ort und die wirtschaftlichen Möglichkeiten und Risiken kannten. Solche Unternehmen entstanden eher in den Hansestädten mit ihren jahrzehntelangen Verbindungen nach Westafrika. Berliner Kamerun-Unternehmen entstanden dadurch, dass es tatsächlichen oder vermeintlichen Kamerun-Kennern gelang, mithilfe kolonialer Fantasien Kapital von Investorinnen und Investoren zu mobilisieren. Dieser Artikel zeigt folglich erstmals konkret, wie sich koloniale Fantasien, die seit vielen Jahren ein Thema der deutschen Forschung sind,¹⁰ auf wirtschaftliches Handeln in den Kolonien und damit auch auf die lokale kolonisierte Bevölkerung auswirkten.

Kamerun: Eine Hamburger Kolonie

Die Inhaber der beiden Hamburger Firmen am Kamerun-Ästuar, C. Woermann und Jantzen & Thormählen, lobbyierten bei Bismarck, damit er das Gebiet unter den Schutz des Reiches stellte.¹¹ Generell waren alle wichtigsten Koloniegründungen entlang der westafrikanischen Küste ab 1884 auf

8 Ebd.; vgl. auch o.A.: »Die Reichshauptstadt und die deutschen Schutzgebiete«, in: Deutsche Kolonialzeitung 21 (1904), S. 342.

9 Vgl. J. Zeller: Die Berliner Kolonialwirtschaft, S. 81f.

10 Vgl. Kundrus, Birthe (Hg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt a.M./New York: Campus 2003.

11 Vgl. H.-P. Jaeck: Deutsche Annexion; Todzi, Kim: Unternehmen Weltaneignung. Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus 1837–1916, Göttingen: Wallstein 2023.

hanseatische Kaufleute zurückzuführen: Bremer Kaufleute in Togo und Südwestafrika, die Hamburger Firma G. L. Gaiser in Mahinland im heutigen Nigeria.¹² 1883 war keine einzige Berliner Handelsfirma zwischen Sierra Leone und Angola aktiv.¹³ Das bedeutet nicht, dass Berlin nicht am Westafrika-Handel beteiligt war. Es ist wahrscheinlich, dass Berliner Handelshäuser oder Fabrikanten die hanseatischen Firmen mit Handelswaren belieferten oder deren westafrikanische Produkte kauften. So wurde etwa 1881 die Palmkernöl- und Schwefelkohlenstofffabrik Rengert & Co. auf Stralau gegründet, deren beeindruckendes Speichergebäude von 1883 noch heute zu bewundern ist.¹⁴ Nur waren keine Berliner Handelsfirmen vor Ort in Westafrika aktiv.

Der Berliner Eduard Schmidt, der 1884 den Vertrag mit den Duala-Kings über die Übergabe der Souveränität an das Deutsche Reich mit verhandelte, war eben nicht sein eigener Herr, sondern arbeitete für die Hamburger Firma C. Woermann. Diese Firma war bereits seit 1849 an der westafrikanischen Küste aktiv: zuerst in Liberia und danach in Gabun.¹⁵ Seit den 1850ern liefen Schiffe des Unternehmens auch das Kamerun-Ästuar an.¹⁶ 1868 gründete Woermann dort eine dritte Filiale, die bald auch über feste Faktoreien an Land verfügte. Die zweite deutsche Firma, Jantzen & Thormählen, war ebenfalls in Hamburg ansässig. Sie wurde 1874 durch den ehemaligen Hauptagenten Woermanns am Kamerun-Ästuar, Johannes Thormählen, gegründet. Beide Firmen unterhielten enge geschäftliche Beziehungen zu den Duala-Kings Akwa und Bell und anderen Duala-Händlern sowie Kontakte an der sogenannten Batanga-Küste zwischen Kamerun-Ästuar und Gabun, die sich während der

-
- 12 Vgl. Müller, Hartmut: »Bremen und Westafrika. Wirtschafts- und Handelsbeziehungen im Zeitalter des Früh- und Hochkolonialismus 1841–1914«, in: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 15 (1971), S. 45–92; Hieke, Ernst: Zur Geschichte des deutschen Handels mit Westafrika. Das hamburgische Handelshaus G.L. Gaiser 1859–1939, Hamburg: Christians 1941.
- 13 Vgl. Handelskammer Hamburg: »Denkschrift der Handelskammer über die deutschen Interessen in West-Afrika«, in: Das Staatsarchiv 43 (1885), S. 226–242.
- 14 Vgl. <https://industriekultur.berlin/ort/palmkernoelspeicher>
- 15 Zur Geschichte von C. Woermann vgl. K. Todzi: Unternehmen Weltaneignung; Bohner, Theodor: Die Woermanns. Vom Werden deutscher Größe, Berlin: Brücke zur Heimat 1935; Hücking, Renate/Launer, Ekkehard: Aus Menschen Neger machen. Wie sich das Handelshaus Woermann an Afrika entwickelt hat, Hamburg: Galgenberg 1986.
- 16 Vgl. Oestermann, Tristan: Kautschuk und Arbeit in Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft, 1880–1913, Wien/Köln: Böhlau 2023, S. 54.

deutschen Herrschaft infolge des Kautschukhandels zum lukrativsten Teil Kameruns entwickeln sollte.¹⁷

Vorkolonialer und kolonialer Handel in Westafrika war komplex und unterschied sich von Küstenplatz zu Küstenplatz. Allein an der Küste des später als Kamerun von Deutschland beanspruchten Gebietes gab es zwei Formen des Handels. Im Kamerun-Ästuar wurde vor allem Palmöl gehandelt. In der Regel wurde dieser Handel in Form eines *Trust* genannten Kreditsystems abgewickelt, bei dem europäische Firmen ihren afrikanischen Handelspartnern Kredite in Form europäischer Waren gaben. Als Wertmaßstab hatte sich hier wie in benachbarten Gebieten im heutigen Nigeria das *Kroo* durchgesetzt – das aber überall einen anderen Wert hatte.¹⁸ Beim Kauf von Palmöl, so berichtete Adolph Woermann 1880, mussten sich beide Parteien auf den Wert des vom afrikanischen Geschäftspartner gebrachten Palmöls in Kroo einigen. Diesem entsprach wiederum eine auszuhandelnde Menge europäischer Waren, die die Europäer im Austausch gegen Palmöl zahlten. Zusätzliche Zahlungen (»dash«) verkomplizierten das Geschäft weiter.¹⁹ An der Batanga-Küste dominierte der Elfenbeinhandel, der nicht auf Krediten basierte. Stattdessen brachten die Batanga-Händler Elfenbein zu den europäischen Firmen. Deren Angestellte legten fest, wie viele Gewehre ihnen das Elfenbein wert war. Dann verhandelten beide Handelspartner, wie viele Gewehre wirklich übergeben werden sollten und wie viele in Form anderer Waren zu zahlen waren. Hierbei kamen 50–60 verschiedene europäische Produkte zum Einsatz, die alle einzeln verhandelt wurden.²⁰ Europäische Waren – vom Steinschlossgewehr über Stoffbahnen und Glasperlen hin zu kleinen Glöckchen – dienten in den westafrikanischen Gesellschaften als Konsum-, aber auch als Investitions-

17 Vgl. ebd., S. 54f.

18 Vgl. Wirz, Albert: Vom Sklavenhandel zum kolonialen Handel. Wirtschaftsräume und Wirtschaftsformen in Kamerun vor 1914, Zürich/Freiburg i.Br.: Atlantis 1972, S. 60–91.

19 Vgl. Woermann, Adolph: »Ueber Tauschhandel in Afrika«, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1880/81 (1883), S. 29–43, hier S. 36ff. Zu *dash* vgl. Guyer, Jane I.: Marginal Gains. Monetary Transactions in Atlantic Africa, Chicago: University of Chicago Press 2004, S. 59f.

20 Vgl. A. Woermann: Tauschhandel, S. 38; A. Wirz: Sklavenhandel, S. 92–107; T. Oestermann: Kautschuk, S. 45–85.

und Währungsgüter und waren sehr wertvoll. Welche Waren gefragt waren, unterschied sich von Ort zu Ort und veränderte sich mit der Zeit.²¹

Kurzum: Hamburger Firmen hatten an der westafrikanischen Küste über Jahrzehnte hinweg geschäftliche Beziehungen aufgebaut. Sie kannten die führenden lokalen Händler, die Gepflogenheiten und beschäftigten eine große Zahl afrikanischer Angestellter. Sie waren mit den Komplexitäten des westafrikanischen Handels, mit den nachgefragten Waren und den Handelspraktiken vertraut. Für Neuankömmlinge, etwa aus Berlin, gestaltete sich ein Einstieg in dieses Geschäft sehr schwer. Bis 1900 kam es zwar zur Gründung einiger neuer Firmen in Kamerun, wie etwa Randad & Stein oder A. & L. Lubcke, die sich erfolgreich etablieren konnten. Diese hatten ihren Sitz in Hamburg und wurden allesamt von früheren Hauptagenten der beiden ältesten Firmen gegründet.²² Eduard Schmidt ging diesen Weg nicht. Die neuen kolonialen Realitäten in Kamerun entwickelten sich wohl nicht nach Schmidts Geschmack. Angeblich war er abgestoßen von der deutschen Herrschaft.²³ 1887 arbeitete er für die Hamburger Firma Witt & Büsch in der britischen Kolonie Lagos.²⁴ 1899 starb er mit nur 39 Jahren.²⁵

Der Traum von Adamaua: Der Berliner Handel mit Kamerun

Dennoch entstanden in Berlin Firmen, deren Ziel es war, in Kamerun Handel zu treiben. Diese waren Aktiengesellschaften, die Kapital in interessierten, aber nicht zwingend in Bezug auf die Kolonien kompetenten Kreisen einsammelten. Dies gelang ihnen, indem sie auf die Macht kolonialer Fantasien setzten.

1893 kam es zur Gründung eines ersten Berliner Handelsunternehmens in Form einer Aktiengesellschaft, das Geschäfte in Kamerun machen wollte: der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft. Federführend war ein gewisser Hans Jäger. Diesem gelang es, eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten zu

21 Vgl. Harms, Robert W.: *River of Wealth, River of Sorrow. The Central Zaire Basin in the Era of the Slave and Ivory Trade, 1500–1891*, New Haven/London: Yale University Press 1981, S. 44f.

22 Vgl. T. Oestermann: *Kautschuk*, S. 95f.

23 Vgl. Knutson, Knut/Ardener, Shirley: *Swedish Ventures in Cameroon, 1833–1923. Trade and Travel, People and Politics*, New York/Oxford: Berghahn 2001, S. 6.

24 Vgl. o.A.: »Notiz«, in: *Berliner Börsenzeitung* vom 08.09.1887.

25 Vgl. o.A.: »Nachruf«, S. 509.

überzeugen, sich der Sache anzuschließen. Im Gründungskomitee saßen berühmte Afrikareisende wie Gerhard Rohlfs und Paul Reichard.²⁶ Jägers Idee schien einfach aber genial: Während die etablierten Hamburger Firmen ihr Geschäft ähnlich wie in vorkolonialer Zeit vornehmlich auf die Küstenregionen beschränkten, sollte die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft Handel mit dem Emirat Adamaua im Norden der Kolonie Kamerun treiben.²⁷ Mit dieser Idee und den berühmten Forschern an seiner Seite (Reichard trat sogar in die Geschäftsleitung ein) gelang es Jäger, genügend Geld für sein Unternehmen einzuwerben.

Adamaua war eine Art Zauberwort in der frühen kolonialen Periode – ein fernes Eldorado, dessen angeblich unermesslicher Reichtum die Fantasie der Zeitgenossen im Kaiserreich beflügelte. Das tatsächliche Adamaua war das östlichste Emirat des Sokoto-Kalifats, dessen Schwerpunkt im Norden Nigerias lag und ein riesiges Gebiet im Sudan beherrschte. Adamaua war eine *Frontier*, die das Kalifat mit Elfenbein, Sklavinnen und Sklaven versorgte. Die Faszination vieler kolonialer Akteure für diese Region rührte aus der Geschichte der deutschen Auseinandersetzung mit Afrika in den vorausgegangenen Jahrzehnten her. Heinrich Barth, Gerhard Rohlfs, Gustav Nachtigal, Robert Flegel und andere hatten bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts von Norden durch die Sahara kommend Adamaua und das Gebiet um den Tschadsee besucht. Beeindruckt hatten sie den Reichtum, die Bevölkerungsdichte und die staatlichen Strukturen in ihren Büchern beschrieben.²⁸ Dies führte in Kamerun zu einem Paradox, das der Zeitgenosse J. K. Vietor beschrieb: Von der Küste aus gesehen war das beanspruchte Gebiet »schon einige Kilometer weit im Innern ganz unbekannt, während wir von den Sudanländern in der Umgebung des Tschadsees schon eine ganz gute Kenntnis hatten.«²⁹

Adamaua und sein imaginiertes Reichtum gaben der deutschen Kolonialpolitik in Kamerun in weiten Teilen die Richtung vor – unter anderem befeuert von der »Adamaua-Lobby« im Kolonialrat.³⁰ Praktisch alle größeren Expeditionen der Regierung hatten Adamaua und den Tschadsee zum Ziel, um diese

26 Vgl. Bundesarchiv (im Folgenden: BArch), R 1001/3430 Prospekt KHG, Preußische Kreuzzeitung, 18.11.1893, Bl. 8.

27 Jäger, H.: Kamerun und Sudan. Ein Mahnwort an das deutsche Volk, Berlin: Bengel 1892.

28 Vgl. Rudin, Harry R.: Germans in the Cameroons 1884–1914. A Case Study in Modern Imperialism, New Haven: Yale University Press 1938, S. 76.

29 Vietor, Johann Karl: Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete, Berlin: Reimer 1913, S. 37.

30 A. Wirz: Sklavenhandel, S. 169.

Regionen dem Handel zu erschließen. Die Regenwaldregionen auf dem Weg dorthin galten Beamten und Schwärmern in der Reichshauptstadt lediglich als Hindernis auf dem Weg ins gelobte Land.³¹ Dabei sollten weder Adamaua noch die Tschadsee-Region während der deutschen Kolonialherrschaft ökonomisch relevant werden.³² Admaua sei wertlos, schimpfte Gouverneur Jesko von Puttkamer 1898. Als Handelsprodukte gebe es dort nur Elfenbein, aber das könne man auch an der Küste kaufen, sowie Sklavinnen und Sklaven, die aus moralischen Gründen nicht gekauft werden könnten.³³ Geld verdienten deutsche Unternehmen fast ausschließlich mit dem Kautschuk aus den Regenwäldern – und dieses Geschäft machten Hamburger und in geringerem Maße Bremer Firmen.³⁴

Die Berliner Kamerun-Hinterland-Gesellschaft wollte von der Küste aus nach Adamaua vorstoßen. Doch bis überhaupt ein Geschäft in Gang kam, sollte es Jahre dauern. Die 1893 gegründete Firma begann ihre Handelstätigkeit erst 1897. Sie stellte den ehemaligen Woermann-Agenten Otto Handmann ein, der das Geschäft von Edea am Sanaga aus aufbauen sollte.³⁵ Allerdings erreichte niemals eine Karawane der Firma Adamaua. Es zog nicht einmal eine los. Von Puttkamer spottete, man könne über die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft nur sagen,

daß Alles so unpraktisch wie möglich angefangen wird und bei diesem Verhalten von Erfolgen wohl kaum die Rede sein kann. [...] Der kürzlich hier anwesende Direktor Hans Jaeger machte einen völlig hilflosen Eindruck, hat es dabei aber nicht einmal für nötig gehalten, sich die bestehenden Verordnungen anzusehen oder kompetente Leute um Rath zu fragen.³⁶

So habe er Land von Afrikanern ohne Rücksicht auf die Gesetzeslage gekauft – alle Verträge seien ungültig. Jäger glaube den »Unfug«, der Sanaga sei

31 Vgl. T. Oestermann: Kautschuk, S. 79f.

32 Vgl. Cornevin, Robert: »The Germans in Africa Before 1918«, in: L. H. Gann/Peter Duignan (Hg.): Colonialism in Africa, 1870–1960, Bd. 1, London: Cambridge University Press 1969–1973, S. 383–419, hier S. 400f; A. Wirz: Sklavenhandel, S. 37.

33 Vgl. A. Wirz: Sklavenhandel, S. 169.

34 Für Gewinne und Verluste von Firmen in Kamerun vgl. T. Oestermann: Kautschuk, S. 456.

35 Vgl. BArch, R 1001/3430, KHG an KA, o. O., 11.06.1898, Bl. 27.

36 BArch, R 1001/3430, Puttkamer an Hohenlohe-Schillingsfürst, Malimba, 01.10.1897, Bl. 17.

ein Gebiet, wo man »machen könne, was man wolle«. ³⁷ Niemand nehme die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft ernst. »Wohllollende Gemüther bedauern die Aktionäre«. ³⁸

Vor allem mit dem letzten Hinweis sollte von Puttkamer Recht behalten. Die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft erwies sich als Papiertiger. 1903 kam es zu Ermittlungen der Berliner Staatsanwaltschaft gegen das Unternehmen. ³⁹ Der gerichtliche Bücherrevisor Gustav Reuter deckte auf, wie Jäger und sein Compagnon Reichard das Geld ihrer Investoren zur eigenen Bereicherung veruntreut hatten: Während der ersten Jahre der Untätigkeit hatten sie sich bereits üppige Gehälter ohne jede Gegenleistung gezahlt und damit das Kapital der AG verbraucht. Allein 1896 machte die Firma über 37.000 Mark Verlust – ohne jede Geschäftstätigkeit. »Das Einzige, was die beiden sogenannten Direktoren in den 3 Jahren 5 Monaten ihrer Gehaltsentnahmen geleistet haben, hat sich darauf erstreckt, Unkosten zu verursachen und für M. 89,- Mobilien anzuschaffen«, hieß es im Gutachten. ⁴⁰ Jäger und Reichard drehten an der Bilanz, indem sie den Wert von Land und Immobilien übertrieben, sie entnahmen aus der Firma tausende Mark für persönliche Zwecke und erschnorrten sich sogar die Telegrammkosten von der Regierung. Die Firma machte jedes Jahr Verluste. Ende 1900 hatte sie 500.000 Mark Schulden angehäuft. Obwohl zahlungsunfähig, gründeten Jäger und Reichard nun zwei weitere Aktiengesellschaften: Die Plantagengesellschaft Südwest-Kamerun und die Deutsche Handelsgesellschaft Kamerun. Diese dienten dazu, neues Kapital für die bankrotte erste Aktiengesellschaft einzusammeln. ⁴¹

Wie lächerlich das ganze Geschäft war, zeigen die Erfahrungen Eberhard von Schkopps. Dieser war 1900 für die Bremer Westafrika-Gesellschaft als Kautschukhändler ausgereist, musste jedoch nach vier Monaten wegen Krankheit nach Deutschland zurückkehren. Im Mai 1901 reiste er wieder nach Kamerun aus. Trotz seiner geringen Erfahrung im Afrika-Geschäft hatte er einen großen Karrieresprung gemacht: Er war nun Hauptagent der eben erwähnten Deutschen Handelsgesellschaft Kamerun – deren Geschäft er ungefähr ein Jahr lang praktisch allein mit seinen afrikanischen Angestellten

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Vgl. BArch, R 1001/3431, 1. Staatsanwaltschaft an KA, Berlin, 09.04.1903, Bl. 42.

40 Ebd., Reuter an Staatsanwaltschaft, Berlin, 31.03.1903, Bl. 49.

41 Vgl. ebd., Bl. 44–96.

führte.⁴² Von Schkopp war ein blutiger Anfänger, dem ein seriöses und mit den lokalen Verhältnissen vertrautes Unternehmen niemals die Leitung anvertraut hätte. Zwar konzentrierte sich von Schkopp endlich auf das Geschäft, das in Kamerun Geld einbrachte: den Kautschukhandel. Er baute Netzwerke mit afrikanischen Familienoberhäuptern auf und beschäftigte dutzende afrikanische Händler. Doch letztlich war unerheblich, ob er die Firma gut führte oder nicht. Sie war nie dazu gedacht gewesen, Gewinn zu machen. Von Schkopp stand auf verlorenem Posten.

Von Schkopp aber war nicht dumm und machte das Beste aus seinen zwei Kamerun-Aufenthalten. Geschickt vermarktete er sich selbst und sein inzwischen gewachsenes Wissen über Kamerun und das dortige Geschäft. Bedeutenden mit der Kolonialherrschaft verbundenen Persönlichkeiten schlug er ebenfalls erfolgreich die Gründung einer Aktiengesellschaft vor: der Afrikanischen Kompanie AG. Wieder beflügelte die koloniale Fantasie die Investoren. Mit dem Namen Afrikanische Kompanie knüpften von Schkopp und das 1906 gegründete Unternehmen an die frühneuzeitliche Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie an.⁴³ Von Schkopp und seine Mitstreiter versuchten damit, an zeitgenössische Fantasien von einer längeren deutschen Kolonialgeschichte anzuknüpfen.⁴⁴ Wie beim historischen Vorbild sollte der Sitz des Unternehmens in Emden liegen. Es wurde dann doch Berlin. Die ursprüngliche Vision von Schkopps für die Afrikanische Kompanie sah zudem ein Großunternehmen vor, dass nicht allein in Kamerun, sondern auch in Deutsch-Südwestafrika, Nigeria, Marokko und auf den Kanaren tätig sein sollte.⁴⁵ Diese Pläne musste er jedoch bald aufgeben. Die Afrikanische Kompanie wurde ein Kamerun-Unternehmen.

Von Schkopp, der die Leitung der Aktiengesellschaft in Europa übernahm, setzte das Kapital sinnvoller ein als seine früheren Arbeitgeber: Die Afrikanische Kompanie übernahm die bereits seit den 1890ern in Kamerun etablierte Hamburger Firma A. & L. Lubcke, eine der größten Handelsfirmen

42 T. Oestermann: Kautschuk, S. 86f.

43 Zur Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie, die vom Großen Kurfürsten für den Handel mit Sklavinnen und Sklaven gegründet worden und an der Küste des heutigen Ghana aktiv war vgl. u.a. van der Heyden, Ulrich: Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Kolonie Großfriedrichsburg an der westafrikanischen Küste, Berlin: Brandenburgisches Verlagshaus 1993; Klosa, Sven: Die Brandenburgische-Afrikanische Compagnie in Emden, Frankfurt a.M.: Lang 2011.

44 Vgl. Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, München: C.H. Beck 2016.

45 Vgl. BArch, N 2225/15, Denkschrift, Bl. 31–43.

der Kolonie, mit allen Faktoreien, Grundstücken und dem afrikanischen wie europäischen Personal.⁴⁶ Auf diese Weise konnte das neue Berliner Handelsunternehmen die oben beschriebenen Probleme umgehen: Sie kaufte sich das Knowhow für den Kautschukhandel und die etablierten Netzwerke in Kamerun. Dies war ein sehr gutes Geschäft. Die Jahre nach 1906 fielen mit der Periode des Kautschukbooms zusammen, in denen Gummi, das wichtigste Handelsprodukt Kameruns, Höchstpreise auf den Weltmärkten erzielte.⁴⁷ 1909 machte die Afrikanische Kompanie fast 625.000 Mark Gewinn – und hatte zuvor bereits riesige Summen für afrikanische Arbeiter, Händler und europäische Kaufleute ausgegeben.⁴⁸ Allein ihren Trägerinnen und Trägern zahlte die Afrikanische Kompanie insgesamt jährlich europäische Waren im Wert von 500.000 Mark.⁴⁹ Entsprechend hoch waren die Umsätze.

Als problematisch erwies sich jedoch, dass es der Afrikanischen Kompanie nicht gelang, weitere Geschäftsfelder zu erschließen. Als ab 1913 die Kautschukpreise ins Bodenlose fielen, machte sie eine halbe Millionen Mark Verlust. 1914 musste sie ihr Kapital von 2,5 auf 1,25 Millionen Mark zusammenlegen. Die Afrikanische Kompanie war wie viele andere Kameruner Unternehmen (auch aus Hamburg und Bremen) abhängig vom Kautschuk.

Ein weiteres Berliner Handelsunternehmen, das auf kolonialen Fantasien beruhte, war die Gesellschaft Nordwestkamerun (GNK).⁵⁰ 1899 erhielt die Aktiengesellschaft eine Konzession von der Kolonialregierung für die wirtschaftliche Nutzung eines großen Teils Kameruns: Sie sollte ein Gebiet bearbeiten, das zwar nicht direkt Adamaua umfasste, aber zumindest den Handel mit der Region ermöglichen sollte.⁵¹ Die Konzession sollte in Anlehnung an Firmenmodelle in Deutsch-Südwestafrika und im Kongostaat Investitionen in unerschlossene Gebiete absichern und räumte dem Unternehmen Monopolrechte ein.⁵² Die Gründer der GNK kamen nicht aus Berlin – und es waren auch

46 Vgl. ebd., Schkopp an von Pfeil, Berlin, 04.08.1906, Bl. 21.

47 Zum Kautschukboom vgl. T. Oestermann: Kautschuk.

48 Vgl. ebd., S. 454ff.

49 Vgl. ebd., S. 472. Vgl. hierzu den Beitrag von Anne Peiter im vorliegenden Sammelband.

50 Vgl. ebd., S. 649.

51 Zur Geschichte der GNK vgl. Ballhaus, Jolanda: »Die Landkonzessionsgesellschaften«, in: Stoecker, Kamerun (1960), S. 99–180; Michels, Stefanie: *Imagined Power Contested. Germans and Africans in the Upper Cross River Area of Cameroon 1887–1915*, Münster: Lit 2004.

52 Vgl. T. Oestermann: Kautschuk, S. 269ff.

keine kolonialen Praktiker. Vor allem waren es rheinische und schlesische Industrielle.⁵³ Sie spekulierten offenbar auf fantastische Gewinne durch das im Kongostaat spektakulär profitable (und äußert gewalttätige) Konzessionsssystem.⁵⁴ Kamerun in einen zweiten, ebenso lukrativen Kongo zu verwandeln, war ebenfalls eine koloniale Fantasie, die Strukturen, Ressourcen und Reichtümer auf eine Region projizierte, die in dieser, empirisch betrachtet, nicht zu haben waren. Warum die Industriellen und Bankiers Berlin zum Sitz ihres Unternehmens machten, ist unbekannt. Vermutlich trifft die Einschätzung von Essner und Zeller zu, dass die Reichshauptstadt wegen der kurzen Wege zur Kolonialverwaltung ein guter Ort für ein koloniales Großunternehmen war.

Die GNK erwies sich als finanzielles Fiasko. Ihre Gründung war von einer großen kolonialpolitischen Kontroverse begleitet worden. War es rechtens, wenn die Kolonialverwaltung der Firma einen großen Teil Kameruns praktisch schenkte, ohne Bedingungen zu stellen? Deshalb drängten einige Politiker, die GNK zur Erschließung des Landes zu verpflichten.⁵⁵ Bald aber war klar, dass ihr Kapital dafür nicht ausreichen würde. Bereits 1904 war die GNK faktisch bankrott und ihre Gründer versuchten nur noch, sich aus der Affäre zu ziehen.⁵⁶ Ein wirkliches Geschäft betrieb die GNK nur in einem Teil des Konzessionsgebietes, nämlich im Cross-River-Gebiet, wo sie Palmprodukte und Kautschuk kaufte. Aber durch ihr gewalttätiges Auftreten gegen die Bevölkerung trug sie dazu bei, dass 1904 ein großer Krieg ausbrach, der auch mehrere GNK-Händler und deutsche Schutztruppenoffiziere das Leben kostete.⁵⁷ Aus dem Krieg versuchte die bankrotte GNK, Kapital zu schlagen. Sie machte die Regierung verantwortlich und forderte Schadensersatz.⁵⁸ 1907 schränkte das Unternehmen aus finanziellen Gründen seine Geschäftstätigkeit ein.⁵⁹ Als die GNK 1910 auf einen großen Teil ihres Gebietes verzichten sollte, forderte sie von der Regierung im Gegenzug mehr als zwei Millionen Mark angebliche

53 Vgl. J. Ballhaus: Landkonzessionsgesellschaften, S. 117–120.

54 Zur Profitabilität der Konzessionen im Kongo vgl. Harms, Robert W.: »The World Abir Made. The Maringa-Lopori Basin, 1885–1903«, in: African Economic History (1983), S. 125–139.

55 Vgl. J. Ballhaus: Landkonzessionsgesellschaften, S. 112–117.

56 Vgl. ebd., S. 120f.

57 Vgl. S. Michels: Imagined Power Contested.

58 Vgl. J. Ballhaus: Landkonzessionsgesellschaften, S. 162.

59 Vgl. ebd., S. 170.

Erschließungskosten zurück. Daraufhin entzog das Reichskolonialamt ihr die Konzession. Nun existierte das Unternehmen nur noch auf dem Papier.⁶⁰

Berlin, Hauptstadt der Plantagen

Die bedeutendsten Berliner Kolonialfirmen in Kamerun waren Plantagenunternehmen – bedeutend in ihrer wirtschaftlichen Bilanz, aber auch in ihrem Einfluss auf das Leben von Afrikanerinnen und Afrikanern. Wie alle Plantagen gründeten sich auch die Berliner Pflanzungsunternehmen auf europäischem Kapital, Monokulturen, enteignetem Land und Formen unfreier Arbeit.⁶¹ Gleichzeitig zeigten sie dieselben Charakteristika wie die Berliner Handelsfirmen: Sie waren Aktiengesellschaften, ihre Gründer waren keine kolonialen Praktiker und die Gründungen beruhten vor allem auf kolonialen Fantasien.

Im Plantagengeschäft eröffneten sich den neuen Berliner Großunternehmen gute Möglichkeiten. Denn zwar hatten die Hamburger Kaufleute nach der Gründung des Schutzgebietes bereits begonnen, sich große Landstrecken am Kamerunberg, dem für Plantagen scheinbar geeignetsten Gebiet der Kolonie, anzueignen und auch erste Pflanzungen angelegt. Ihr Schwerpunkt lag jedoch weiterhin im Handel. In Bezug auf Plantagen besaßen auch sie wenig Know-how. Berliner Aktiengesellschaften konnten deswegen mit ihnen gleichziehen, denn sie verfügten zwar ebenfalls nicht über Fachkenntnisse, aber über viel Kapital.

Das erste Berliner Plantagenunternehmen in Kamerun war die 1897 gegründete Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Victoria (WAPV). Diese auf den Anbau von Kakao ausgerichtete Plantage sollte im Laufe der Jahre das bedeutendste Kameruner Plantagenunternehmen werden, das über eine Fläche von nicht weniger als 20.000 Hektar verfügte. Zeitweise war die WAPV gar die größte Kakaopflanzung der Welt.⁶² Sie war das erste Großunternehmen, das in Kamerun investierte. Den Plan zur Gründung der WAPV hatte

60 Vgl. ebd., S. 173.

61 Vgl. Ross, Corey: »The Plantation Paradigm. Colonial Agronomy, African Farmers, and the Global Cocoa Boom, 1870s-1940s«, in: *Journal of Global History* 9 (2014), S. 49–71.

62 Ab 1904 wurde die Fläche verkleinert. Vgl. Kemner, Wilhelm: Was wir verloren haben! Aus der Geschichte der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft »Victoria« (W.A.P.V.) in Kamerun, Hamburg: Meißner 1922.

der deutsche Subimperialist Eugen Zintgraff ausgearbeitet, der vielfach Expeditionen in den Nordwesten Kameruns unternommen hatte. Die bereits existierenden Plantagen der Hamburger Handelsunternehmen litten unter teuren und knappen Arbeitskräften und waren deshalb wenig profitabel. Zintgraff wollte das Problem lösen, indem er einen Deal mit Galega, dem Fon von Bali, abschloss. Dieser sollte ihm billige Arbeitskräfte zusenden und das Problem des Arbeitskräftemangels lösen. Zintgraff gelang es, den rheinischen Bankier Max Esser von dieser Idee zu überzeugen.⁶³ Nachdem Esser Kamerun selbst besucht hatte, brachte er eine Gruppe vor allem rheinischer Industrieller zusammen, die gemeinsam die WAPV gründeten.⁶⁴

Die WAPV war Keimzelle eines größeren Plantagenkonzerns, dessen Fäden bei Esser zusammenliefen. Esser gründete oder übernahm in den nächsten Jahren weitere kleinere Plantagen: Soppo, Lisoka, Ekona, Koke, Meanja, Molyko, Bolifamba und Bulu.⁶⁵ Da Esser binnen kürzester Zeit zum bedeutendsten Besitzer von Kameruner Plantagen wurde, haben Elizabeth Chilver und Ute Röschenthaler ihn als »Cameroon's Tycoon«⁶⁶ bezeichnet.

Die Motive hinter der Gründung der WAPV waren gemischt. Durchaus gab es Profiterwartungen. Schließlich erwirtschafteten die Kakaoplantagen auf den geologisch ähnlichen, Kamerun vorgelagerten Inseln Fernando Po und São Thomé hohe Gewinne. Diese waren das Muster für die Plantagen am Kamerunberg. Gleichzeitig spielte erneut koloniale Fantasie eine Rolle: Die Gründer der WAPV waren überzeugt, mit ihrem Investment eine Art Initialzündung für deutsche Plantagen in Kamerun zu geben. In einer Jubiläumsschrift der WAPV hieß es entsprechend: »Für die Begründer der W.A.P.V. waren patriotische Erwägungen vorwiegend.«⁶⁷ Die Gründer waren bereit,

63 Vgl. Röschenthaler, Ute: »Max Esser. His Life and Labours«, in: Elizabeth M. Chilver/ Ute Röschenthaler (Hg.), *Cameroon's Tycoon. Max Esser's Expedition and Its Consequences*, New York: Berghahn 2001, S. 3–27, hier S. 8ff.

64 Vgl. ebd.

65 Vgl. BArch, R 1001/3515, Bl. 1f.; ebd., Günther an Richthofen, Berlin, 18.03.1898, Bl. 10; ebd., Esser an KA, Berlin, 03.01.1900, Bl. 80; BArch, R 1001/3523, Hellwig an Gouvernement, o. O., o. D., Bl. 8; ebd., Oechelhäuser an KA, Berlin, 12.04.1901, Bl. 78; ebd., Esser an KA, Berlin, 02.05.1901, Bl. 86; ebd., R 1001/3525, Zitzow an KA, Berlin, 09.03.1901, Bl. 3; ebd., R 1001/3526, Esser an KA, 08.03.1901, o. Bl.; o.A.: »Ein neues Pflanzungsunternehmen in Kamerun«, in: *Tropenpflanzer* 6 (1902), S. 198; »Pflanzung Esser-Oechelhaeuser (Kamerun)«, in: *Tropenpflanzer* 3 (1899), S. 73.

66 E. M. Chilver/U. Röschenthaler (Hg.): *Cameroon's Tycoon*.

67 Vgl. W. Kemner: *Was wir verloren haben*, S. 5.

für die Vision einer deutschen Plantagenwirtschaft in Kamerun finanzielle Verluste in Kauf zu nehmen. Auch hier dürften die vorwiegend rheinischen Industriellen und Bankiers hinter der WAPV Berlin zum Sitz ihres Unternehmens gemacht haben, um die Nähe zur Kolonialverwaltung zu suchen.

Berlin entwickelte sich zum Zentrum der Kameruner Plantagenunternehmen. Die Entstehung der WAPV leitete tatsächlich ein Gründungsfieber am Kamerunberg ein. Auch eine weitere Berliner Aktiengesellschaft beteiligte sich: die im Januar 1899 gegründete Moliwe-Pflanzungsgesellschaft. Hinter dieser stand anfangs der in Berlin wohnende Kali-Bergwerksbesitzer Hugo Sholto von Douglas.⁶⁸ Dieser gründete in den 1890er-Jahren eine große Zahl spekulativer und oft kurzlebiger Kolonialunternehmen (nicht alle mit Sitz in Berlin).⁶⁹ 1906 kam es zu einer erneuten Gründungswelle von Großplantagen. Da Kautschuk auf dem Weltmarkt ein immer bedeutenderer Rohstoff wurde, begannen überall in den tropischen Kolonien Unternehmen damit, entsprechende Bäume anzupflanzen – auch in Kamerun. 1906 entstand in Berlin die Kamerun-Kautschuk-Compagnie. Hinter dieser stand das Kautschukkultur-Syndikat, eine Tochtergesellschaft der Firma W. Mertens & Co. Der Inhaber, Wilhelm Mertens, war seit 1887 Büroleiter der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin gewesen. 1904 hatte er sich selbstständig gemacht. Seine Firma gründete und verwaltete zahlreiche koloniale Plantagen und Bergbauprojekte in Asien und Afrika und wuchs zu einem riesigen Konzern heran.⁷⁰ Ebenfalls in Berlin ansässig war die Deutsche Kautschuk AG (DKAG). Sie übernahm die Esser-Pflanzungen Koke und Ekona.⁷¹ Hinter dieser Neugründung stand Heinrich Picht. Dieser war bereits 1902 mit 18 Jahren als Pflanzungsassistent in Kamerun gewesen, hatte danach ab 1904 Jura studiert, das Studium jedoch abgebrochen, als sich die Möglichkeit ergab, die DKAG zu gründen – mit Geld einiger Leute aus dem Umfeld der WAPV, die sich möglicherweise mit

68 Vgl. BArch, R 1001/3516, Kaufvertrag, 07.07.1898, Bl. 3–6.

69 Vgl. Schult, Volker: Wunsch und Wirklichkeit. Deutsch-philippinische Beziehungen im Kontext globaler Verflechtungen 1860–1945, Berlin: Logos 2008, S. 151f.; Michel, Marc: »Les plantations allemandes du mont Cameroun (1885–1914)«, in: *Revue française d'histoire d'outre-mer* 57 (1970), S. 183–213, hier S. 186–191.

70 Zu Mertens vgl. Nagel, Silke: »Wilhelm Mertens und der Bau des »Mittelhofs«. Höhepunkt einer Unternehmerkarriere in der Berliner Kolonialwirtschaft«, in: *GWZ. Bericht über das Forschungsjahr 2013/18* (2013), S. 111–128, hier S. 111–114.

71 Vgl. Landesarchiv Berlin, A Rep. 342–02/57363, Bücherauszug und Inventar Ekona, 23.01.1907, Bl. 28; ebd., Bücherauszug und Inventar Koke, 23.01.1907, Bl. 36.

Esser überworfen hatten. Mit 22 Jahren wurde Picht Geschäftsführer des Unternehmens.⁷²

1904 entstand aber auch ein Berliner Plantagenunternehmen in Kamerun, das nicht diesem Muster entsprach. Es war keine Aktiengesellschaft, sondern eine GmbH. Seine Betreiber hatten ihren Lebensmittelpunkt in Berlin. Alle Anteile der Plantagen-Gesellschaft Südkamerun gehörten dem Berliner Robert Guthmann.⁷³ In der Nähe von Campo im Süden der Kolonie baute das Unternehmen Kakao-, vor allem aber Kautschukbäume an. Guthmann hatte sein Vermögen mit einem Kalksteinbergwerk in Niederlehme gemacht. Mit Kamerun verbunden war er durch seinen Schwiegersohn, den Offizier Curt von Morgen, der Ende der 1880er mehrere Expeditionen durch Kamerun geführt hatte. Von Morgen erwarb für die Familie die Plantage in Südkamerun. Mindestens einmal, 1907, reiste er zur Inspektion der Pflanzung privat nach Kamerun.⁷⁴

Berlins Plantagenunternehmen gehörten zu den Hauptverantwortlichen für die menschenverachtenden Zustände im Pflanzungssektor. Erstens basierte ihr Geschäft auf Landraub. Denn die Unternehmen hatten das Land ihrer Plantagen oftmals auf zweifelhaftem Wege erhalten.⁷⁵ Zweitens waren die Firmen verantwortlich für Vertreibungen. Für die Pflanzungen musste oft erst Platz geschaffen werden, denn auf dem erworbenen Land siedelten Menschen wie die Bakwiri. Die Regierung vertrieb die Bevölkerung und siedelte sie in Reservate um.⁷⁶ Drittens arbeiteten die Plantagen mit Formen unfreiwilliger Ar-

72 Zu Picht vgl. U. Rösenthaller: Esser, S. 20; Picht, Heinrich: Die hygienischen Aufgaben einer Großpflanzung in Westafrika, unter Berücksichtigung allgemeiner Beobachtungen in feuchtheißen Tropenklimate, Dissertation, München 1934, S. 31, 37f.

73 Vgl. BArch, R 1001/3537, Guthmann an Dernburg, Berlin, 24.05.1907, Bl. 65; »Plantagen-Gesellschaft Süd-Kamerun«, in: Berliner Börsenzeitung vom 14.07.1904.

74 Vgl. BArch, N 227/11, Morgen, Meine Lebenserinnerungen, Bl. 256–260.

75 Vgl. Eckert, Andreas: »Afrikanisches Land – deutsches Recht. Landpolitik und Landkonflikte in Kamerun, 1884–1914«, in: Peter Heine/Ulrich van der Heyden (Hg.), Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Sebald, Pfaffenweiler: Centaurus 1995, S. 236–258; Clarence-Smith, William G.: »Plantation versus Smallholder Production of Cocoa. The Legacy of the German Period in Cameroun«, in: Peter Geschiere/Piet Konings (Hg.), *Itinéraires d'accumulation au Cameroun. Pathways to Accumulation in Cameroun*, Paris, Leiden: Karthala 1993, S. 187–216, hier S. 190f.; K. Knutson/S. Ardener: *Swedish Ventures*, S. 51f.

76 Vgl. u.a. Volz, Andreas: »Auswirkungen der deutschen Kolonialherrschaft in Kamerun (1884–1916) auf die autochthone Bevölkerung am Beispiel der Bakwiri am Kamerunberg«, in: *Historisches Jahrbuch* 109 (1989), S. 421–451; A. Eckert: *Afrikanisches Land*; M. Michel: *Plantations*, S. 194–197; Möhle, Heiko: »Bittere Schokolade. Die Früchte der

beit. Die WAPV etwa nutzte, was die Forschung als »Bali slave system« bezeichnet hat:⁷⁷ Galega, der Fon der Bali, mit dem Zintgraff ein Abkommen zur Lieferung von Arbeitskräften getroffen hatte, und auch sein Nachfolger Fonyonge und andere Bali überließen der WAPV versklavte Menschen und solche mit niedrigem sozialen Status und erhielten dafür wertvolle europäische Waren.⁷⁸ Dies etwa war das Schicksal von Simon Peter Nguti, der als Sklave bei den Bali lebte und eines Tages als Arbeiter auf die Plantagen der WAPV geschickt wurde.⁷⁹ Andere Arbeiter auf den Plantagen wurden von sogenannten Arbeiteranwerbern rekrutiert. Auch sie waren häufig Abhängige – also Sklaven, unverheiratete Söhne, Klienten. Auch von ihnen ging der größte Teil nicht aus freien Stücken als Arbeiter auf die Plantagen. Die Anwerbungen schufen deshalb ein System des Terrors in vielen Gegenden Kameruns.⁸⁰ Viertens herrschten auf den Plantagen fürchterliche Arbeits- und Lebensbedingungen. Bei der Anlage der Missellele-Pflanzung der WAPV etwa starben zeitweise 21 Prozent aller Arbeiter.⁸¹ Fünftens handelte es sich bei einem großen Teil der Arbeiter um Kinder. Josef Fomban etwa kam im Alter von höchstens acht Jahren als Bali-Arbeiter zur WAPV.⁸² Der Einsatz von Kindern führte mit zu der hohen Todesrate auf den Plantagen.⁸³

Plantagenwirtschaft«, in: Ders. (Hg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche*, Hamburg: Libertäre Assoziation 1999, S. 55–61, hier S. 56ff; Ardener, Edwin: »Land, Agriculture and Subsistence in Victoria Division«, in: Ders./Shirley Ardener/W. A. Warmington (Hg.), *Plantation and village in the Cameroons. Some Economic and Social Studies*, London: Oxford University Press 1960, S. 309–335.

- 77 Vgl. W. G. Clarence-Smith: *Plantation versus Smallholder Production*, S. 208.
- 78 Vgl. Chilver, Elizabeth M.: »Paramountcy and Protection in the Cameroons. The Bali and the Germans, 1889–1913«, in: Prosser Gifford/William R. Louis/Alison Smith (Hg.), *Britain and Germany in Africa. Imperial Rivalry and Colonial Rule*, New Haven: Yale University Press 1967, S. 479–511, hier S. 497; M. Michel: *Plantations*, S. 199.
- 79 Vgl. O’Neil, Robert: »Imperialism at the Century’s End. Moghamo Relationships with Bali-Nyonga and Germany 1889–1908«, in: Ian Fowler/David Zeitlyn (Hg.), *African Crossroads. Intersections between History and Anthropology in Cameroon*, Oxford: Berghahn 1996, S. 81–100, hier S. 93.
- 80 Vgl. T. Oestermann: *Kautschuk*, S. 604–644.
- 81 Vgl. ebd., S. 540.
- 82 Vgl. ebd., S. 604.
- 83 Vgl. ebd., S. 628ff.

Der wirtschaftliche Erfolg der Plantagen war trotzdem durchwachsen. Karin Hausen verweist zwar auf die hohen Dividendenzahlungen der WAPV.⁸⁴ William G. Clarence-Smith hingegen hält nichts vom wirtschaftlichen Modell der Plantagen in Kamerun:

German cocoa plantations were giants with feet of clay, for all their alleged economies of scale, and in spite of the inputs provided by scientific research. The racism, arrogance and ignorance of administrator and financiers created a myth of superiority of plantations, which was temporarily sustained by abnormally high prices of cocoa on the world market. [...] Thousands of labourers paid for this arrogant blunder with their lives, while the social structures of the Bakweri people round Mount Cameroon were placed under intolerable strain by land alienation. [...] And yet the Cameroonian economy as a whole gained nothing from these involuntary sacrifices imposed on the African population.⁸⁵

Schluss

Berliner Kolonialunternehmen in Kamerun verfügten über einige Gemeinsamkeiten: Erstens handelte es sich fast ausschließlich um Aktiengesellschaften. Folglich waren es große Unternehmen mit viel Kapital, die die finanziellen Interessen kleinerer oder größerer Akteure bündelten. Die Aktionäre stammten in der Regel nicht aus Berlin, sondern wählten die Stadt als Standort, um leichteren Zugang zur Regierung zu erhalten. Zweitens beruhten viele dieser Berliner Gründungen nicht auf kolonialem *Knowhow*, Kenntnis der lokalen Verhältnisse in Kamerun oder faktenbasierter Einschätzung der Profitmöglichkeiten. Vielmehr war die Grundlage für die Berliner Kolonialunternehmen oftmals koloniale Fantasie. Es handelte sich vor allem um spekulative Gründungen. Während Firmen wie die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft reiner Betrug waren, waren solche wie die WAPV oder die Afrikanische Kompanie zumindest zeitweise gewinnträchtig. Insgesamt zeigt sich jedoch, dass die kolonialen Fantasien durchaus Konsequenzen für die Menschen hatten: In Berlin und Deutschland verloren viele Menschen ihr Geld, in Kamerun sorgten sie teils für unglaubliches Leid.

84 Vgl. Hausen, Karin: Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914, Zürich/Freiburg i.Br.: Atlantis 1970, S. 315.

85 W. G. Clarence-Smith: Plantation versus Smallholder Production, S. 188.

Brillante Metropole?

Wirtschaftliche Globalisierungsprozesse, Akteure und Sehnsüchte am Beispiel des Diamantenhandels in Berlin, 1908–1918

Mona Rudolph

Sorgfältig verzeichnete der Sortierer in feiner Kurrentschrift in der Spalte für April des Jahres 1910: 45.059 Karat; 1,7462 Kilogramm Rohdiamanten.¹ Der Monat April war gleichermaßen für die Sortierer der Berliner Diamantenregie-Gesellschaft wie für die Produzenten im deutschen Kolonialgebiet ein betriebssamer Monat gewesen. Bereits zwei Wochen zuvor waren im Schutzgebiet 41.623 Karat Diamanten abgebaut und anschließend ins Deutsche Kaiserreich transportiert worden.² Nach ihrer Einlieferung mussten die vielen Edelsteine von den Sortierern der Regie gereinigt, gewogen und begutachtet werden, bevor sie zum Verkauf angeboten werden konnten.³

Die Sortierer der Diamantenregie-Gesellschaft in Berlin verdankten ihre Anstellung einem Zufallsfund. Völlig unerwartet wurden im Jahr 1908 Rohdiamanten in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika entdeckt. Mitten in der weitläufigen Namib-Wüste stieß ein indigener Bahnarbeiter auf den ersten Rohdiamanten, als er nahe des kleinen Ortes Lüderitzbucht Eisenbahnschienen vom Wüstensand befreite.⁴ Nachdem sich die Funde als ergiebig herausgestellt hatten, brach eine regelrechte Goldgräberstimmung in der Kolonie aus: Fast alle Bewohner der Wüstenstadt machten sich mit Schaufel, Eimer und Einmachglas auf den Weg in die Wüste, um die reichlich auf der Oberfläche

1 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch): R 1001/1348, Bl. 2.

2 Ebd.

3 Ebd.

4 National Archives of Namibia, Windhoek (NAN): ZBU 1484, Bl. 79d.

im Sand liegenden Edelsteine ohne große Vorkenntnisse und mit bloßer Hand zu sammeln.

Dieser anfängliche *Rush* fand ein jähes Ende, als die Nachricht von der Entdeckung der diamantenführenden Lagerstätten schließlich auch das Kaiserreich erreicht hatte.⁵ Das Reichskolonialamt, die ranghöchste Behörde für die deutschen Kolonialgebiete, reagierte umgehend und ließ die Rohdiamanten, ihre Förderung und Ausfuhr aus dem Schutzgebiet besteuern.⁶ Ziel dieser Maßnahmen war es, Einfluss auf die Förderung und den Handel zu nehmen sowie den deutschen Fiskus von den Rohstoffunden in der Kolonie profitieren zu lassen.

Zusätzlich zu den Steuererhebungen ordnete Bernhard Dernburg, seit 1907 erster Staatssekretär des Reichskolonialamts, an, dass alle in Deutsch-Südwestafrika abgebauten Rohdiamanten nach Berlin transportiert und dort verwertet werden mussten.⁷ Diese Einlieferungspflicht machte die Gründung einer Verwertungsorganisation in Berlin notwendig, was im Frühjahr 1909 zur Etablierung der Diamantenregie-Gesellschaft des südwestafrikanischen Schutzgebiets führte.⁸ Der äußerst sperrige Name der Organisation wurde oft nur mit »Regie« abgekürzt. Mit den gesetzlichen Vorgaben aus dem Kaiserreich war der Grundstein für den sich allmählich etablierenden Warenweg der Diamanten vom kolonialen Afrika über Europa bis in die USA gelegt worden. Während die Edelsteine im Schutzgebiet abgebaut wurden, übernahm die Regie in Berlin ihren Verkauf ins In- und Ausland, wo sie weiterverarbeitet und schließlich in den Vereinigten Staaten von Amerika konsumiert wurden.

In diesem Beitrag sollen die (wirtschaftlichen) Verflechtungen zwischen der deutsch-südwestafrikanischen Kolonie und dem Kaiserreich am Beispiel des Diamantenhandels ausgelotet werden. Dabei stehen folgende Fragestellungen im Mittelpunkt der Betrachtung: Welche Akteure prägten, stabilisierten oder destabilisierten die Globalisierungsprozesse zwischen der Kolonie und der deutschen Metropole? Wie entwickelten sich die Verflechtungen und die beteiligten Akteurskonstellationen im Laufe der Zeit? Und schließlich:

5 Denkschrift, betreffend die Verhältnisse im deutsch-südwestafrikanischen Diamantengebiete, Reichstag 12. Legislatur-Periode, II. Session 1909/10, S. 1.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 9, 48; Vgl. hg. von den Förderern: Die deutschen Diamanten und ihre Gewinnung. Eine Erinnerungsschrift zur Landesausstellung Windhuk 1914, Berlin: Reimer 1914, S. 32; Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch): R 1001/6550, Bl. 1–2.

8 BArch R 1001/1358, Bl. 27–29, 32–34.

Wie wurden die Edelsteine vermarktet und kam es dabei zur Exotisierung dieser Kolonialware? Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von den ersten Diamantenfunden in Deutsch-Südwestafrika 1908 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918. Für die Zäsur 1918 ist weniger das Ende des Weltkriegs entscheidend, als vielmehr der Abverkauf aller in Berlin vorrätigen Rohdiamanten.

Bevor genauer auf die Verkaufsmodalitäten der Rohdiamanten in Berlin eingegangen wird, sollen im Folgenden zunächst die Gründung der Regie und die wichtigsten am Diamantenhandel beteiligten Akteure näher betrachtet werden.

Diamantenhandel in Berlin: Verflechtungsprozesse und Akteure

Zu den Akteuren, die den Diamantenhandel und -verkauf in Berlin maßgeblich prägten, gehörten in erster Linie das Reichskolonialamt, die Regie sowie das deutsche diamantenverarbeitende Gewerbe. Doch auch die Nachfrage der Konsumentinnen und Konsumenten nach den brillantbesetzten Schmuckstücken hatte einen entscheidenden Einfluss auf den An- und Verkauf im Kaiserreich, da sie maßgeblich darüber entschied, wie viele Rohdiamanten gehandelt wurden. Zusätzlich bestimmten die indigenen Arbeiter auf den kolonialen Diamantenfeldern in der Namib-Wüste darüber, welche Mengen an Edelsteinen die Diamanten-Regie zum Verkauf anbieten konnte: Je mehr Steine in der Kolonie geborgen wurden, desto mehr Rohdiamanten konnten im Kaiserreich veräußert werden. Für die Abbauarbeiten in der Wüste Deutsch-Südwestafrikas wurden ausschließlich indigene Männer angeworben. Der Großteil der indigenen Beschäftigten stammte aus dem Ovambogebiet im äußersten Norden des Schutzgebiets. Die indigenen Ovambos schlossen nur zeitlich begrenzte Verträge von sechs oder neun Monaten ab und migrierten nach dem Ende der Vertragslaufzeit wieder in ihrer Herkunftsregionen zurück. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen auf den Diamantenfeldern waren katastrophal und kosteten vielen indigenen Wanderarbeitern das Leben.

Gründung der Regie und damit einhergehende Interessenskonflikte

Die Entdeckung der Rohdiamanten in der Namib-Wüste löste besonders im Reichskolonialamt große Begeisterung aus. Der damalige für die Kolonien verantwortliche Staatssekretär Dernburg war erst ein Jahr zuvor in sein Amt beru-

fen worden und stand unter erheblichem politischen Druck.⁹ Seine Aufgabe war es, die deutschen Kolonien endlich rentabel zu machen und die Haushalte der Schutzgebiete zu sanieren.¹⁰ Dies galt insbesondere für die deutsch-südwestafrikanische Kolonie, denn der Haushalt des afrikanischen Schutzgebiets war vor allem aufgrund des Ende März 1907 beendeten Kolonialkriegs gegen die Herero und Nama stark defizitär.¹¹

Aufgrund dieser Umstände sollte der Abbau und die Verwertung der deutsch-südwestafrikanischen Rohdiamanten ohne staatliche Bezuschussung erfolgen und in erster Linie dem deutschen Diamantengewerbe zugutekommen.¹² Dass Dernburg plante, die Steine im Kaiserreich verarbeiten zu lassen, hatte zwei Gründe: Erstens sollte damit die deutsche diamantenverarbeitende Industrie gestärkt werden. Zweitens sollte der Verkauf und die Veredelung des deutschen Kolonialprodukts im Kaiserreich das Prestige und die Reputation der deutschen Kolonien erhöhen. Zugleich sollten die deutsch-südwestafrikanischen Diamanten zu einem kolonialen Vorzeigeprodukt des Kaiserreichs avancieren und dadurch einen Beitrag zur Legitimation des deutschen Kolonialismus leisten.

Auch der Verkauf der Steine in Berlin durfte dem Kaiserreich keine zusätzlichen Kosten verursachen und sollte somit ohne staatliche Subventionen erfolgen. Daher stammten die für die Gründung der Regie-Gesellschaft benötigten Gelder nicht aus öffentlichen Mitteln, sondern von nicht-staatlichen Quellen:¹³ Insgesamt 18 Banken aus dem Kaiserreich erklärten sich bereit, die erforderlichen Finanzmittel für die Diamanten-Regie aufzubringen. Die Berliner Handels-Gesellschaft, eine renommierte Bank im Kaiserreich, war der größte Geldgeber und erhielt deshalb auch den Vorsitz der Regie.¹⁴ Bis zum Beginn

9 Utermark, Sören: »Schwarzer Untertan versus schwarzer Bruder«: Bernhard Dernburgs Reformen in den Kolonien Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Togo und Kamerun, Kassel: Universitätsbibliothek Kassel 2012, S. 114–115.

10 Ebd.

11 Siehe ausführlich zum Krieg: Zimmerer, Jürgen: Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster u.a.: LIT 2001; Zimmerer, Jürgen: »Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid«, in: Ders./Joachim Zeller (Hg.), Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin: Ch. Links Verlag 2016, S. 45–63.

12 NAN ZBU 1601, Bl. 10f.; BArch R 1001/1382, Bl. 38.

13 BArch R 1001/1358, Bl. 27–29, 32–34, 88–92.

14 BArch R 1001/1358, Bl. 88f.

des Ersten Weltkriegs bekleidete der Direktor der Handels-Gesellschaft, Carl Fürstenberg, diese Position.

Die Regie wurde als Aktiengesellschaft gegründet und in ihren Statuten war festgelegt, dass ihre Vorstandsmitglieder frei darüber entscheiden konnten, wie die Steine gehandelt wurden. Demnach hatten die 18 Banken die Kontrolle darüber, an wen die Edelsteine verkauft wurden, wie viele Rohdiamanten auf den Markt gelangten und zu welchem Preis.¹⁵ Das Reichskolonialamt war zwar an der Regie beteiligt und hatte zumindest formal gesehen ein Vetorecht in allen Angelegenheiten sowie die letzte Verfügungshoheit über den Verkauf der Steine, jedoch machte die Behörde von diesem Recht nie Gebrauch. Das lag daran, dass das Reichskolonialamt dringend auf das Kapital der Banken angewiesen war und blieb, um die Diamanten langfristig ohne Subventionen im Kaiserreich verkaufen zu können.

Mit der Gründung der Regie hatte Staatssekretär Dernburg zunächst sein Ziel erreicht, den transkontinentalen Warenweg der Diamanten ohne staatliche Unterstützung abzuwickeln. Da jedoch die deutschen Banken die einzigen Geldgeber der Regie waren, war das Reichskolonialamt finanziell nun komplett von ihnen abhängig. Schließlich konnten die Banken die finanzielle Unterstützung der Regie jederzeit einstellen und damit den Diamantenhandel zum Erliegen bringen. Noch problematischer war jedoch, dass die Banken ganz eigene Vorstellungen davon hatten, zu welchen Preisen und wie die Steine verwertet werden sollten. Die Vorstandsvorsitzenden der Regie planten, die Rohdiamanten möglichst schnell, profitabel und risikoarm zu verkaufen, gänzlich unabhängig von der Zielgruppe. Das Reichskolonialamt wollte hingegen vor allem das deutsche diamantenverarbeitende Gewerbe stärken und den Kolonialhaushalt durch Steuereinnahmen aus dem Diamantenhandel sanieren. Da das Reichskolonialamt jedoch finanziell von den Banken abhängig war, ließ die Kolonialbehörde der Regie weitgehend freie Hand bei der Diamantenverwertung. Dies führte oft zu Konflikten und verhinderte zudem, dass das Kaiserreich stärker von der Kolonialware aus dem Schutzgebiet profitierte – und, dass es zu einer stärkeren wirtschaftlichen Verflechtung zwischen Metropole und deutscher Kolonie kam.

15 Ebd.

Evaluierung, Sortierung und Verkauf der deutsch-südwestafrikanischen Rohdiamanten

Die Wahl Berlins als Standort für die Regie war weniger durch die Tatsache begründet, dass es die Hauptstadt des Kaiserreichs war, sondern vielmehr durch den Vorstandsvorsitzenden der Regie, Fürstenberg. Er bestand darauf, den Sitz der Verwertungsorganisation in unmittelbarer Nähe zur Berliner Handels-Gesellschaft zu platzieren, da er beiden Institutionen vorstand und offenbar kurze Dienst- und Kommunikationswege zwischen der Bank und der Regie bevorzugte.¹⁶ Mit ihrem Sitz in der Behrenstraße 32/33 – eingekeilt zwischen der Prachtstraße Unter den Linden und dem Gendarmenmarkt – hätte die imposante Handels-Gesellschaft kaum zentraler in der Hauptstadt des Kaiserreichs liegen können.¹⁷ Den Wünschen Fürstenbergs entsprechend, wurden die Büroräume der Regie im neuen Anbau der Bank in der Behrenstraße 33 eingerichtet. Zwar besaß die deutsche Verwertungsorganisation damit kein eigenes Gebäude, dennoch erhielt sie einen eigenen separaten Eingang mit schwerer Eisentür. Eine Plakette mit der Inschrift »Diamanten-Regie des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiets« wies Passantinnen und Passanten darauf hin, dass hinter verschlossenen Türen wertvolle Ware gehandelt wurde.

Alle zwei Wochen transportierten Postkuriere neue Rohdiamanten aus Deutsch-Südwafrika in die Berliner Handels-Gesellschaft. Die kostbaren Edelsteine wurden zunächst sicher in den Tresoren der Bank verwahrt, bevor sie den Sortierern und Untersortierern der Regie ausgehändigt wurden. Diese waren in der Regel erfahrene Diamantäre, also Fachkräfte für die Bewertung und Reinigung von Rohdiamanten. Nach Erhalt der Sendungen überprüften die Sortierer zunächst die Siegel der Beutel, um sicherzustellen, dass die Sendungen nicht von Unbefugten geöffnet worden waren.¹⁸ Anschließend wurde das Gewicht der Rohdiamanten in den Wertpostsendungen gewogen,¹⁹ wobei die Angaben genau mit den Gewichten übereinstimmen mussten, die vor dem Versand in Lüderitzbucht notiert und an die Regie telegraphiert worden waren. Erst danach begann die mühsame Reinigung der Steine: Die Rohdiamanten wurden zunächst in ätzender Flusssäure gebadet, um sie von

16 Ebd., Bl. 88–92.

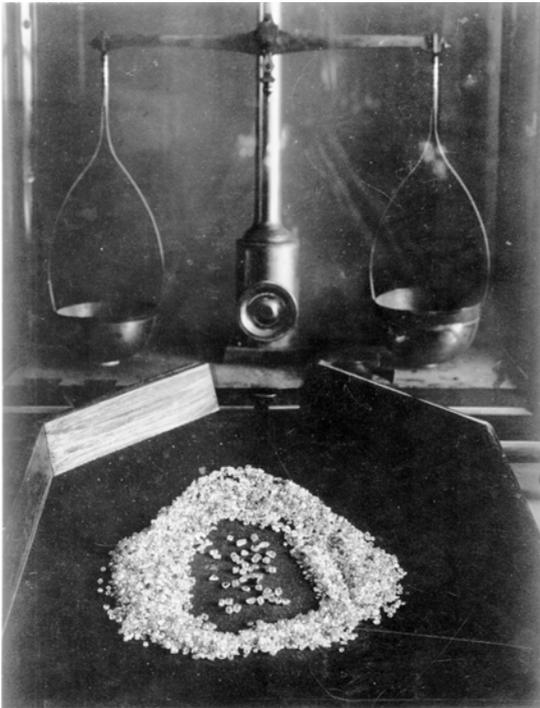
17 Ebd., Bl. 93.

18 BArch R 1001/1365, Bl. 83.

19 Ebd.

Verunreinigungen zu befreien und um Quarze aufzulösen, die beim Abbau fälschlicherweise für Diamanten gehalten worden waren.²⁰ Anschließend wurden die Edelsteine von den Diamantären auf Präzisionswaagen gewogen und nach Reinheit, Farbe und Gewicht sortiert. Schließlich bestimmte der erste Sortierer den Verkaufspreis für jeden einzelnen Stein.

Abbildung 1: Lüderitzbucht und Umgebung: Diamanten aus Elisabethbucht. Foto von Hans Mendle, Lüderitzbucht.



Bildarchiv der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt a.M., A_0MM_5668.

20 Ebd.

Im April 1909 bot die Regie in ihren Berliner Räumlichkeiten erstmals Rohdiamanten zum Kauf an.²¹ Die Verkaufsmodalitäten der Regie waren für den Diamantenhandel spezifisch: Hatten Juweliere, Schleifer oder Zwischenhändler ihr Interesse gegenüber der deutschen Verwertungsorganisation bekundet, lud die Regie sie zu Verkaufsgesprächen ein, den sogenannten *sightings*.²² Dabei stellte die Regie den potenziellen Käufern nur drei verschiedene Steinpartien der Klassen eins bis drei vor, wobei die Menge und Qualität der enthaltenen Rohdiamanten von Klasse eins bis drei graduell abnahm.²³ Diese Unterschiede spiegelten sich auch in den Preisen wider. Partien der Klasse drei waren am günstigsten, während Käufer für Partien der Klasse eins am meisten zahlten. Die Käufer hatten nur die Möglichkeit, zwischen den drei Steinpaketen zu wählen; einzelne Rohdiamanten wurden in der Regie in der Regel nicht zum Kauf angeboten.²⁴ Diese Verkaufsmodalitäten waren im internationalen Diamantenhandel gängige Praxis, denn auch das Londoner Syndikat, die britische Verwertungsorganisation, verfuhr nach einem ähnlichen Prinzip.²⁵ Ziel dieses Vorgehens war es, die finanziellen Verluste für die Verwertungsorganisation möglichst gering zu halten, da nur wenige Käufer Interesse an kleinen, verwachsenen und unreinen Rohdiamanten hatten, die unweigerlich in den Steinpaketen enthalten waren.²⁶ Entgegen der Hoffnungen des Reichskolonialamts und der Regie blieben die Verkaufszahlen der ersten *sightings* aber weit hinter den Erwartungen zurück.²⁷ Besonders auffällig war die zurückhaltende Reaktion deutscher Schleifer und Juweliere, die nur wenig Interesse an den Rohdiamanten aus der deutschen Kolonie zeigten – und selbst wenn, dann nur in geringem Umfang.²⁸

Das Diamantengewerbe im Kaiserreich

Die zögerliche Reaktion des deutschen Diamantengewerbes auf die deutsch-südwestafrikanischen Rohdiamanten lässt sich auf drei Gründe zurückführen:

21 BArch R 1001/1389, Bl. 29.

22 BArch R 1001/1364, Bl. 183.

23 BArch R 1001/1365, Bl. 83–95.

24 Ebd.; Eine Ausnahme waren großkarätige Rohdiamanten. BArch R 1001/1360, Bl. 87.

25 BArch R 1001/1364, S. 183; BArch R 1001/1365, Bl. 84.

26 BArch R 1001/1365, Bl. 83–95.

27 BArch R 1001/1364, Bl. 182–183.

28 Ebd.

Erstens war die diamantenverarbeitende Industrie im Kaiserreich noch vergleichsweise jung, denn die ersten Schleifereien etablierten sich erst um 1900 in Rheinland-Pfalz und Hanau.²⁹ Obwohl bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs weitere Schleifereien entstanden, blieb das Gewerbe im Vergleich zu den etablierten Zentren in Amsterdam und Antwerpen eher schwach ausgeprägt.³⁰ Die deutschen Schleifer hatten somit nicht die Kapazität, die plötzlich verfügbaren großen Mengen an kolonialen Rohdiamanten zu absorbieren. Zweitens war die deutsche Schleiferindustrie finanzschwach, auch dadurch bedingt, dass sie noch so jung war.³¹ Einige Schleifer fristeten ein prekäres Dasein, besonders in Phasen mit wenigen Aufträgen.³² Viele von ihnen konnten es sich schlicht nicht leisten, Rohdiamanten zu erwerben und arbeiteten stattdessen auf Kommission für belgische oder niederländische Diamantschleifereien.³³ Das bedeutete, dass sie von ihren Auftraggebern mit Rohdiamanten für die Verarbeitung »beliehen« wurden.³⁴ Nur wenige Juweliere oder Schleifer verfügten über genügend Finanzmittel, um Rohdiamanten selbst erwerben zu können.³⁵ Schließlich war das deutsche Gewerbe skeptisch gegenüber den charakteristischen Eigenschaften der Rohdiamanten aus Deutsch-Südwestafrika. Diese waren extrem klein, auffällig rein und verwachsen, was Schleifer vor große Herausforderungen stellte.³⁶ Die Verwachsungen erforderten spezielle Kenntnisse, um die Steine vor dem Schleifen zu spalten, was jedoch einen eigenen Berufszweig darstellte.³⁷ Im Kaiserreich gab es aber nur einen einzigen Spezialisten für diese Aufgabe, und damit zu wenige, um die vielen stark verwachsenen deutsch-südwestafrikanischen Steine vor der Veredelung zu präparieren.³⁸ Folglich waren die schwachen Verkaufszahlen der Edelsteine im

29 Kommunal-, Gemeinde- und Kreisarchiv Brücken: BA 7, Nr. 90–104; Fritz Ries. Die rheinpfälzische Diamantenindustrie, Anlage 1; Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch): R 1001/1382, Bl. 83.

30 BArch R 3101/2349, Bl. 25–30, 41–46.

31 Ebd., Bl. 26–28, 47.

32 BArch R 1001/1382, Bl. 135.

33 Schäfer, Otto: Die deutsche Diamanten-Industrie, Frankfurt a.M.: Hinstorff 1938, S. 32; BArch R 3101/2349, Bl. 25–39, 41–46.

34 Kommunal-, Gemeinde- und Kreisarchiv Kusel: A 1266, Bl. e3299; Stadtarchiv Hanau (StH): XY 468, Korrespondenz 27. März 1913.

35 BArch R 1001/1382, Bl. 135.

36 Ebd., Bl. 26–28.

37 Ebd., Bl. 27–28.

38 Ebd., Bl. 26.

Kaiserreich auch den spezifischen Strukturen der deutschen diamantenverarbeitenden Industrie geschuldet.

Das Reichskolonialamt ging jedoch anfangs fälschlicherweise davon aus, dass die Schleiferindustrie im Kaiserreich annähernd so entwickelt war wie in Belgien oder den Niederlanden, denn es fehlte dem Kolonialamt gänzlich an Informationen über das deutsche Schleifergewerbe. Dies wurde anhand der vielen Anfragen deutlich, die das Reichskolonialamt nach den Rohdiamantenfunden an deutsche Handelskammern richtete.³⁹ Ziel dieser Erkundigungen war es, herauszufinden, wie viele Schleifereien oder Juweliere in den verschiedenen Bezirken existierten und wie viele Rohdiamanten diese erwerben konnten.⁴⁰ Erst durch diese Anfragen wurde offenkundig, dass es nicht nur wenige Schleifereien im Kaiserreich gab, sondern dass diese auch nur geringes Interesse am Erwerb der Rohdiamanten hatten oder schlichtweg über nicht ausreichende Mittel verfügten.⁴¹

In den Anfragen spiegelten sich teilweise die stark konträren Interessen der beteiligten Akteure wider: Die Schleifereien erhofften sich »behördlicherseits ein besonderes Entgegenkommen«⁴² für den Ausbau größerer Schleiferfabriken oder drängten darauf, kommissarisch auf Kosten des Kaiserreichs mit Rohdiamanten beliehen zu werden. Demgegenüber setzte das Reichskolonialamt auf die Finanzkraft der deutschen Schleifereien, um die Steine ohne staatliche Zuschüsse möglichst gewinnbringend zu verkaufen. Dies war eine direkte Reaktion auf den Vorschlag des Staatssekretärs des Inneren, der empfahl, den »Ausbau des Gewerbes [...] der natürlichen wirtschaftlichen Entwicklung zu überlassen«.⁴³ Mit anderen Worten entschied sich das Reichskolonialamt gegen eine direkte finanzielle Unterstützung des deutschen Diamantengewerbes und damit gegen eine verstärkte Integration und Wettbewerbsfähigkeit dieses Industriezweigs. Auf diese Weise wurde auch verhindert, dass es zu einer stärkeren Verflechtung zwischen Berlin und den Zentren des Diamantengewerbes sowie zwischen der Kolonie und dem Mutterland kam. Folglich hemmte das Kolonialamt den grenzüberschreitenden Ausbau von Netzwerken und damit letztendlich auch Globalisierungsprozesse.

39 BAArch R 3101/2349, Bl. 29–33; BAArch R 1001/1358, Bl. 38.

40 Ebd.

41 BAArch R 3101/2349, Bl. 25.

42 BAArch R 1001/1382, Bl. 55.

43 Ebd., Bl. 93.

Verwertung der kolonialen Rohdiamanten – in Berlin?

Ein häufig übersehener Grund für den geringen Erwerb von Rohdiamanten durch deutsche Schleifer war die Wahl des Standortes der Regie. Für den Verkauf von Diamanten hätte es kaum ungünstigere Orte als Berlin geben können. Die Zentren der deutschen Schleiferindustrie befanden sich in Kassel, Brücken, Idar-Oberstein und in Hanau – allesamt weit entfernt von der Hauptstadt.⁴⁴ Da in den meisten Schleifereien sechs Tage die Woche zwischen neun und zehn Stunden täglich Rohdiamanten verarbeitet wurden, führte der Erwerb von Rohdiamanten in Berlin aufgrund der mehrtägigen Abwesenheit von einem oder mehrerer Schleifer zwangsläufig zu finanziellen Verlusten. Was die Schleifer stattdessen benötigten, waren kurze Distanzen zwischen ihren Arbeitsstätten und der Verwertungsorganisation, um finanziell rentabel arbeiten zu können.

Dass die Regie in Berlin gegründet worden war, entsprach den Wünschen ihres Vorsitzenden, stimmte aber auch mit den Vorstellungen des Reichskolonialamts überein. Die Diamanten aus Deutsch-Südwestafrika waren ein äußerst prestigeträchtiges Kolonialprodukt mit dem Potential, das Schutzgebiet rentabel zu machen und somit den deutschen Kolonialismus finanziell zu legitimieren. Entsprechend hoch waren die politischen Erwartungen an die Diamanten, die dazu bestimmt waren, die Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Kolonialismus auf internationaler Ebene zu steigern. Eine Verwertungsorganisation mit Sitz jenseits der Hauptstadt und der Verkauf eines derart vielversprechenden kolonialen Produkts außerhalb Berlins lag daher nicht im Interesse der ranghöchsten deutschen Kolonialbehörde. Die Konzentration des deutschen Diamantenhandels in der Reichshauptstadt sollte dazu beitragen, die Bedeutung Berlins als Hauptstadt einer kolonial-ökonomischen Weltmacht zu unterstreichen und die Diamanten aus der deutschen Kolonie sollten diesen Anspruch eindrucksvoll untermauern.

Von Berlin nach Antwerpen: Das belgische Syndikat

Obwohl die ersten *sightings* der Berliner Regie hinter den Erwartungen zurückblieben, setzte die Verwertungsorganisation die Verkaufsgespräche im Laufe

44 Ebd., Bl. 51, 93; Kommunal-, Gemeinde- und Kreisarchiv Brücken: BA 7, Nr. 90–104; Fritz Ries: Die rheinpfälzische Diamantenindustrie, Anlage 1.

des Jahres 1909 fort. Obwohl die Regie beträchtliche Umsätze bei diesen *sightings* erzielen konnte, blieb der ganz große Ansturm auf die Edelsteine jedoch aus.⁴⁵ Insbesondere die deutschen Kunden zeigten sich weiterhin desinteressiert und erwarben erneut deutlich weniger Rohdiamanten als beispielsweise französische Käufer.⁴⁶ Eine Ausnahme stellte ein Käufertrio aus Belgien dar, bestehend aus den drei Diamantenhändlern Coeterman, Walk und Kyrn, die bei nahezu allen *sightings* ungewöhnlich große Mengen an Rohdiamanten erwarben.⁴⁷ Die drei Händler besaßen in Antwerpen große Schleiferfabriken und wurden in Fachkreisen wegen ihrer Finanzkraft oft nur das »Antwerpener Syndikat« genannt.⁴⁸

Ende 1909 unterbreitete die Regie diesem Syndikat ein spezielles Angebot, das von Coeterman, Walk und Kryn akzeptiert wurde: ein Vorverkaufsrecht auf alle im Jahr 1910 eingelieferten Rohdiamanten aus Deutsch-Südwestafrika.⁴⁹ Nachdem die drei Händler im Frühjahr 1910 erneut große Mengen der Kolonialware erworben hatten, wurde das Angebot seitens der Regie angepasst: Das Antwerpener Syndikat erhielt exklusiv das Recht, alle Rohdiamanten aus dem Schutzgebiet zu vergünstigten Preisen bei der Regie zu erwerben, während andere Interessenten von den *sightings* ausgeschlossen wurden.⁵⁰ Das Antwerpener Syndikat akzeptierte diese Offerte, kaufte die eintreffenden *shipments* aus der Namib-Wüste und ließ sie in ihren Schleifereien in Antwerpen und im belgischen Umland bearbeiten. Anfangs unterbreitete die Regie den drei Händlern monatlich dieses exklusive Angebot; später wurde ein Jahresvertrag aufgesetzt, der 1910 erstmals abgeschlossen und bis 1913 jährlich verlängert wurde.⁵¹

Die Auswirkungen der exklusiven Verträge zwischen der Regie und dem belgischen Syndikat waren enorm, da sie eine Umstrukturierung des gesamten Diamantenhandels in Berlin zur Folge hatten. Nach dem Abschluss der exklusiven Verträge konnten zunächst keine anderen Interessenten Rohdiamanten in Berlin erwerben, sodass die *sightings* eingestellt wurden. Dadurch fungierte die Regie effektiv als Zwischenhändler für ihre eigene Ware. Zudem kam es durch die Exklusivverträge zu einer engeren Vernetzung zwischen Belgien

45 BArch R 1001/1360, Bl. 18.

46 Ebd.

47 BArch R 1001/1359, Bl. 116.

48 Ebd.

49 Ebd.

50 BArch R 1001/1382, Bl. 39.

51 BArch R 1001/1363, Bl. 269; BArch R 1001/1366, Bl. 45.

und dem deutschen Kolonialgebiet, denn beide Seiten waren nun voneinander abhängig. Je mehr Rohdiamanten im afrikanischen Schutzgebiet produziert wurden, desto mehr Steine gelangten über Berlin nach Belgien zur Verarbeitung und umso höher fielen die Gewinne der drei Diamantenhändler aus Antwerpen aus. Somit trug die Regie dazu bei, dass Belgien stärker von der deutschen Kolonialware profitierte als das deutsche Kaiserreich je zuvor.

Im Jahr 1913 erwies sich die Abhängigkeit der Regie von den drei belgischen Akteuren als fatal. Der weltweit größte Absatzmarkt für geschliffene und rohe Diamanten, die Vereinigten Staaten, erlebten aufgrund eines Überangebots an Rohdiamanten einen plötzlichen Nachfrageeinbruch.⁵² Diese rückläufige US-amerikanische Nachfrage hatte auch Auswirkungen auf Europa, denn dort geriet der einst rege Handel ins Stocken. Das belgische Syndikat sah sich mit großen Mengen an deutsch-südwestafrikanischen Rohdiamanten konfrontiert, was zu einem regelrechten »Überschwemmungseffekt« auf dem belgischen Markt führte.⁵³ Dieses Überangebot an ungeschliffenen Diamanten überstieg die Nachfrage und die belgischen Schleifer in den Antwerpener Fabriken konnten die ankommenden Rohdiamanten nicht mehr zügig verarbeiten. Infolgedessen musste das Antwerpener Syndikat aufgrund der geringen US-amerikanischen Nachfrage vorübergehend seine Ankäufe bei der Regie einstellen.⁵⁴ Die Regie, die sich aufgrund ihrer ökonomischen Verflechtungen einseitig von dem Antwerpener Syndikat abhängig gemacht hatte, sah sich deshalb gezwungen, einige *shipments* selbst anzukaufen, da es keine anderen Abnehmer gab.⁵⁵ Mit diesem Vorgehen konterkarierte die Regie folglich ihre eigenen finanziellen Interessen.

Die umstrittene Regie-Gesellschaft: Herbe Kritik an der Verwertungsorganisation

Kritik an der deutschen Verwertungsorganisation kam nicht erst mit dem Zustandekommen der exklusiven Verträge zwischen der Regie und dem Antwerpener Syndikat auf.⁵⁶ Bemerkenswert waren dennoch die Intensität und

52 BArch R 1001/1386, Bl. 200.

53 BArch R 1001/1360, Bl. 88, 113; BArch R 1001/1386, Bl. 200.

54 BArch R 1001/1361, Bl. 13.

55 BArch R 1001/1360, Bl. 113.

56 StH XY 468; BArch R 1001/1358, Bl. 148; Regedanz, Wilhelm: »Die Diamantenregie«, in: Koloniale Rundschau (1910), S. 223–238; Erzberger, Matthias: Millionengeschenke. Die Privilegienwirtschaft in Südwesafrika. Mit einer Materialsammlung über die berg-

Dauer der Kritik, denn die deutsche Verwertungsgesellschaft wurde von vielen verschiedenen Akteuren über einen ausgesprochen langen Zeitraum hinweg massiv kritisiert.⁵⁷ Neben den Minengesellschaften in Deutsch-Südwestafrika missbilligten auch einige Reichstagsabgeordnete unterschiedlicher Parteien sowie Publizisten das Vorgehen der Regie.⁵⁸ Die Kritik konzentrierte sich im Wesentlichen auf drei zentrale Punkte: Erstens wurde bemängelt, dass die Regie die Rohdiamanten zu günstig an das benachbarte Belgien verkaufte; zweitens wäre dem deutschen Diamantengewerbe die Möglichkeit verwehrt worden, angemessen von den Rohdiamanten zu profitieren.⁵⁹ Und drittens wären die Minengesellschaften zu Unrecht nicht an der Regie beteiligt worden, während die Banken unverhältnismäßig stark von der Diamantenförderung im Schutzgebiet profitiert hätten.⁶⁰

Die Kritik an der Regie, die bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs nicht verstummte, zeigt, dass die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Schutzgebiet und Kaiserreich einen stets dynamischen Aushandlungsprozess darstellten, der nur selten ohne Kontroversen oder Kritik vorstättenging. Einige Reichstagsabgeordnete wünschten sich beispielsweise eine intensivere Integration des deutschen Diamantengewerbes in die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge des deutschen Kolonialismus.⁶¹ Auch die Minengesellschaften erhofften sich eine stärkere Verflechtung, jedoch nicht zwischen der Regie und den Edelsteinschleifereien, sondern zwischen Kolonie und Metropole. Diese teilweise konträren Ansichten und Zielsetzungen verdeutlichen zugleich, wie unterschiedlich die Anforderungen und Wünsche bezüglich der Globalisierungsprozesse waren und dass die Verflechtungen weder kritiklos noch linear zustande kamen.

rechtlichen Verhältnisse dieses Schutzgebietes nebst Karte von Südwestafrika, Berlin: Germania 1910; Rohrbach, Paul: Dernburg und die Südwestafrikaner. Diamantenfrage, Selbstverwaltung, Landeshilfe, Berlin: Deutscher Kolonialverlag 1911.

57 StH XY 468, Korrespondenz 27. März 1913; P. Rohrbach: Dernburg und die Südwestafrikaner, S. 177–186.

58 BArch R 1001/1358, Bl. 148; W. Regedanz: Die Diamantenregie, S. 226; M. Erzberger: Millionengeschenke; P. Rohrbach: Dernburg und die Südwestafrikaner.

59 P. Rohrbach: Dernburg und die Südwestafrikaner, S. 177–186.

60 BArch R 1001/1358, Bl. 148.

61 Verhandlungen des Deutschen Reichstags, 53. Sitzung 1912, S. 1614–1618.

Deglobalisierungs- und Globalisierungsschübe: Der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg wird in der Forschung gemeinhin als Deglobalisierungsschub betrachtet, da zuvor geknüpfte Verbindungen abrissen und ökonomische Austauschbeziehungen ein abruptes Ende fanden.⁶² Darüber hinaus wird in der Forschung angenommen, dass der bis 1914 verzeichnete Globalisierungsschub kriegsbedingt zum Erliegen kam und die bis dahin erfolgte weltweite Vernetzung revidiert wurde.⁶³ Dass es sich lohnt, die These vom Ersten Weltkrieg als Deglobalisierungsmoment differenziert zu betrachten, zeigt das Beispiel des Diamantenhandels in Berlin: Obwohl die Verbindungen zwischen der Produktion im Schutzgebiet und dem Verkauf in Europa durch die militärischen Auseinandersetzungen gekappt wurden, konnte die Regie in Berlin rasch neue Verbindungen knüpfen.

Verflechtungen werden gelöst

Die letzten Rohdiamanten aus der deutsch-südwestafrikanischen Kolonie, die nach Berlin gelangten, trafen im August 1914 im Hamburger Hafen ein. Zwei Wochen später sollte das Schiff Gertrud Woermann ein weiteres *shipment* Rohdiamanten nach Hamburg transportieren, allerdings kam der Dampfer nicht planmäßig an.⁶⁴ Zwar legte die Gertrud Woermann pünktlich und mit reichlich Rohdiamanten beladen von der afrikanischen Küste ab, allerdings begann nur drei Tage später der Erste Weltkrieg. Kapitän Carstens stufte aufgrund des Kriegsbeginns das Risiko eines Angriffs auf dem Atlantik als zu hoch ein und entschied sich deshalb Kurs auf Rio de Janeiro in Brasilien zu nehmen.⁶⁵ In der brasilianischen Hauptstadt wurde das deutsche Schiff zunächst festgesetzt und die Rohdiamanten konfisziert, da das Deutsche Kaiserreich und

62 Fäßler, Peter E.: Globalisierung. Ein historisches Kompendium (= UTB Geschichte, Politikwissenschaft, Band 2865), Köln u. a.: Böhlau 2007, S. 49; Eckert, Andreas: »Globalisierung«, in: Pim den Boer/Heinz Duchhardt/Georg Kreis et al. (Hg.), Europäische Erinnerungsorte 3: Europa und die Welt, München: Oldenbourg Verlag 2012, S. 11–18, S. 14; Osterhammel, Jürgen/Petersson, Niels P.: Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen (= Beck'sche Reihe C.-H.-Beck-Wissen), München: C. H. Beck 2019, S. 62, 75.

63 P. E. Fäßler: Globalisierung, S. 49; A. Eckert: Globalisierung, S. 14; J. Osterhammel/N. P. Petersson: Geschichte der Globalisierung, S. 62, 75.

64 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA), Bl. 1244, 2696.

65 Ebd., Bl. 2696.

Brasilien Kriegsgegner waren.⁶⁶ Die Gertrud Woermann war das letzte Schiff, das versuchte, Edelsteine aus dem afrikanischen Schutzgebiet ins Kaiserreich zu befördern. Weil die deutsche Kolonie und die Diamantenfelder im Verlauf des Kriegs von südafrikanischen Truppen besetzt wurden, wurde die Transportverbindung vom kolonialen Afrika nach Europa unterbrochen. Die Regie konnte folglich nicht auf weitere Lieferungen hoffen und musste während des anhaltenden Kriegs von ihren Vorräten an Rohdiamanten zehren. Erstaunlicherweise hatte die Regie jedoch vor dem Ersten Weltkrieg ein Depot an Edelsteinen anlegen können, da die deutsche Verwertungsorganisation aufgrund der immer wieder nachlassenden Nachfrage nach Diamanten einige *shipments* aus Deutsch-Südwestafrika auf eigene Rechnung gekauft hatte.⁶⁷ Zu Beginn des Kriegs beliefen sich diese Vorräte auf etwa eine halbe Million Karat und rund 40 Millionen Mark Verkaufswert.⁶⁸

Während des Ersten Weltkriegs kam es aber nicht nur zur Unterbrechung der Transportverbindungen, sondern auch zur kriegsbedingten Auflösung der wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen dem Antwerpener Syndikat und der Regie. Bereits Anfang August 1914 besetzten deutsche Truppen Belgien, was dazu führte, dass große Teile der belgischen Bevölkerung fliehen mussten.⁶⁹ Unter den Flüchtenden befanden sich auch die drei Diamantenhändler des Antwerpener Syndikats: Coeterman, Walk und Kryn. Sie stellten ihre Handelsaktivitäten sofort ein, ließen ihre Schleiferfabriken zurück und flohen nach Scheveningen und Bergen op Zoom in den Niederlanden.⁷⁰ Durch diese Flucht brachen auch die Geschäftskontakte zur Regie ab, da die deutsche Verwertungsorganisation nach Kriegsbeginn keine Rohdiamanten mehr an das belgische Syndikat veräußerte. Um Alternativen für die einst äußerst lukrative Geschäftsverbindung zu finden, entschied die Regie, erneut *sightings* in Berlin abzuhalten.⁷¹

66 Ebd.

67 BArch R 1001/1376, Bl. 16.

68 Ebd.

69 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (BArch-MA): PH 30-I/119, Bl. 16; BArch-MA PH 30-I/211, Bl. 15–16.

70 BArch R 1001/1375, Bl. 86; BArch-MA PH 30-I/119, Bl. 16.

71 BArch R 1001/1376, Bl. 16.

Handels- und Schmuggeltätigkeiten der Regie während des Kriegs

Die Verkaufsgespräche der Regie während des Kriegs waren ein absoluter Erfolg. Sowohl nationale als auch internationale Händler, Schleifer und Juweliere zeigten reges Interesse an Rohdiamanten in Berlin und fragten die Steine bei der deutschen Verwertungsorganisation in beträchtlichem Umfang nach.⁷² Besonders groß war das Interesse seitens der niederländischen Diamantenhändler, doch auch deutsche, französische und österreichische Schleifereien fragten die Edelsteine an.⁷³ Die große Nachfrage kann auf zwei Gründe zurückgeführt werden: Erstens hatte das Londoner Syndikat, die britische Verwertungsorganisation, den Handel mit Rohdiamanten kriegsbedingt eingestellt, nachdem das britische War Trade Department Diamanten zuvor als kriegsrelevanten Rohstoff eingestuft hatte. Die britische Behörde fürchtete nämlich, dass die Steine von gegnerischen Kriegsparteien zur Herstellung von Rüstungsgütern verwendet wurden.⁷⁴ Da das Londoner Syndikat somit keine Rohdiamanten mehr verkaufte, wurde die Regie zur einzigen Bezugsquelle für Rohdiamanten in ganz Europa während des Kriegs. Diese Monopolstellung war besonders lukrativ, da zweitens die Nachfrage nach Rohdiamanten während des Kriegs anstieg.⁷⁵ Bereits 1916 und 1917 übertraf die Nachfrage nach Diamanten deutlich das Vorkriegsniveau. Dieser Anstieg war hauptsächlich auf die gesteigerte Kauffreude in den USA zurückzuführen. Zu Beginn des Kriegs zählten die Vereinigten Staaten noch zu den Profiteuren der militärischen Auseinandersetzungen in Europa und Afrika, da ein erheblicher Teil der Rüstungsgüter in US-amerikanischen Fabriken hergestellt wurde. Die verstärkte Nachfrage nach Waffen und Munition führte zu einem Aufschwung in der US-amerikanischen Rüstungsindustrie und bescherte auch vielen Arbeitern Profite. Ein Teil dieses neu erlangten Wohlstands floss unter anderem in Prestige- und Luxusgüter, was wiederum die Nachfrage nach

72 Ebd.; vgl. BArch R 1001/1375, Bl. 145.

73 BArch R 1001/1376, Bl. 15–16.

74 Newbury, Colin W.: »Spoils of War. Sub-Imperial Collaboration in South West Africa and New Guinea, 1914–1920«, in: Ashley Jackson (Hg.), *The British Empire and the First World War*, London/New York: Routledge 2016, S. 56–73, S. 61; United National Archives Kew (UKNA): BT 11/9, C Board of Trade, Alfred Mosely to C. H. Grimshaw, London 9.9.1915; UKNA BT 11/9, Board of Trade Announcement. Exportation of Rough Diamonds, 30.7.1915.

75 BArch R 3101/2349, Bl. 2349; BArch R 1001/1376, Bl. 9.

Brillantschmuck steigerte und zu einer erhöhten Nachfrage nach Diamanten in Europa und insbesondere in Berlin führte.⁷⁶

Während des Kriegs waren Rohdiamanten bei der Regie zeitweise so beliebt, dass die Verwertungsorganisation nicht nur frei entscheiden konnte, an wen und zu welchen Preisen sie die Steine verkaufte, sondern auch Anfragen und Angebote ablehnen konnte. Tatsächlich ging die Regie nach 1914 auf viele Angebote nicht ein. Beispielsweise entschied sie sich dagegen, Rohdiamanten ins deutsch besetzte Belgien zu veräußern, da unter anderem die potenziellen Gewinne als zu gering eingeschätzt wurden.⁷⁷ Vielfach begann die Regie, neue Kontakte zu Händlern zu knüpfen, die vor Kriegsbeginn entweder noch nie in Berlin Edelsteine erworben hatten oder nur in geringen Mengen. Zu diesen neuen Geschäftspartnern gehörten auch die Diamantenhändler Timberg und Kleinhaus, die mit Kriegsbeginn aus Belgien geflohen waren und im Herbst 1916 beträchtliche Mengen Rohdiamanten von der Regie erwarben.⁷⁸

Der Krieg ermöglichte der Regie aber nicht nur eine intensive Einbindung in internationale Netzwerke, sondern auch engere Geschäftsbeziehungen zu deutschen Schleifereien. Im September 1916 verkaufte die Regie beispielsweise Rohdiamanten an eine nicht näher benannte »Crefelder Diamantenschleiferei« zu einem Preis von mehreren Tausend Mark und sogar für erstaunliche 115 Mark pro Karat.⁷⁹ Dem Juwelier Ph. Hahn und Söhne in Idar-Oberstein veräußerte die deutsche Verwertungsorganisation das Karat sogar für 131 Mark.⁸⁰ Dieser Preisanstieg, der unter anderem auf die hohe Nachfrage zurückzuführen war, war bemerkenswert, ebenso wie die gesteigerte Vernetzung der Regie durch den Krieg. Folglich ermöglichte der Erste Weltkrieg der Regie, sich von den einseitigen Abhängigkeiten des Antwerpener Syndikats zu lösen und neue Verbindungen zu knüpfen. Für die deutsche Verwertungsorganisation repräsentierte der Erste Weltkrieg somit nicht nur einen Deglobalisierungsmoment; vielmehr handelte es sich um ein Zusammenspiel aus Globalisierungs- und Deglobalisierungsschüben.

76 C.W. Newbury: *Spoils of War*, S. 61; United National Archives Kew (UKNA): BT 11/9, Board of Trade Announcement. Exportation of Rough Diamonds, 30.7.1915. United National Archives Kew (UKNA): BT 11/9, C Board of Trade, Alfred Mosely to C.H. Grimshaw, London 9.9.1915.

77 BArch R 1001/1375, Bl. 190.

78 BArch R 1001/1385, Bl. 82–84.

79 Ebd., Bl. 86.

80 Ebd., Bl. 88.

Die Nachfrage nach Rohdiamanten während des Kriegs war zeitweise so hoch, dass es der Regie in weniger als zwei Jahren gelang, ihren gesamten Vorrat an Rohdiamanten an eine Vielzahl von Händlern aus dem europäischen und US-amerikanischen Ausland sowie an Schleifer und Juweliere im Kaiserreich zu verkaufen.⁸¹ Zuweilen fielen die Verkäufe sogar derart lukrativ aus, dass die Regie die Rohdiamanten unter erheblichen Risiken außer Landes schmuggelte, um die britische Rohstoffblockade gegen Deutschland zu umgehen.⁸² Diese Handelstätigkeiten der Regie verdeutlichen, dass während des Kriegs einerseits Verflechtungen gelöst wurden, andererseits jedoch auch neue entstanden. Die Ausführungen machen deutlich, dass die These vom Ersten Weltkrieg als Deglobalisierungsschub demnach anhand spezifischer Fallbeispiele genauer untersucht und differenziert betrachtet werden sollte.

Diamanten in der Reklame: Die Exotisierung des Brillantschmucks?

In vielerlei Hinsicht repräsentieren Diamanten eine äußerst spezielle Ware. Als Luxusgüter sind sie außergewöhnlich teuer, was dazu führt, dass sich nur eine begrenzte Anzahl von Käuferinnen und Käufer die Edelsteine leisten kann. Zudem sind Diamanten keine Gebrauchsgegenstände im eigentlichen Sinne, da sie keinen praktischen Nutzen erfüllen. Ihr eigentlicher ›Sinn‹ liegt vielmehr darin, ihre Trägerinnen und Träger zu ›schmücken‹. Auch mit Hinblick auf Werbeplakate und -kampagnen stellen Diamanten eine Besonderheit dar, denn obwohl die Steine oft in kostspieligen Annoncen inszeniert wurden, wurde weder im Kaiserreich noch auf den Plakaten ihr kolonialer Ursprung hervorgehoben. Letzteres lag daran, dass Diamanten schlichtweg keine Ware repräsentierten, die die kolonialen Sehnsüchte oder den Wunsch nach dem vermeintlich ›Exotischem‹ der Verbraucherinnen und Verbraucher befriedigen konnten.

Die Idee, Produkte mittels bildgewaltiger Reklame zu bewerben, war vor dem Ersten Weltkrieg zwar nicht neu, aber zumindest im Kaiserreich noch in den Anfängen begriffen. Ab etwa 1880 begannen Händler und Kaufhäuser, insbesondere in den Vereinigten Staaten, ihr Sortiment mithilfe von Werbebildern anzupreisen.⁸³ Der rasante Aufstieg des Massenkonsums und Massen-

81 BArch R 1001/1377, Bl. 147.

82 BArch R 1001/1376, Bl. 38.

83 Schramm, Manuel: »Die Entstehung der Konsumgesellschaft«, in: Reinhard Sieder (Hg.), *Globalgeschichte 1800–2010*, Wien u.a.: Böhlau 2010, S. 367–388, S. 374.

markts in den USA machte dies aus Verkäufersicht notwendig, da immer mehr Produkte auf den Markt drängten und eine zunehmende Anzahl von Händlern um die Gunst der Verbraucher:innen buhlte.⁸⁴ Diese Entwicklung war auch in Deutschland zu beobachten, jedoch erst zu einem deutlich späteren Zeitpunkt.⁸⁵ Dennoch griffen auch Verkäufer im Kaiserreich immer öfter auf Bildreklame zurück, um ihre Produktpalette zu bewerben. In Berlin hatten Werbemaßnahmen und Anzeigen zudem eine größere Bedeutung als in kleineren Städten, da in der »Warenhausmetropole Berlin die Kramläden alten Typs, Spezialgeschäfte und große Handelsfirmen« stärker konkurrierten.⁸⁶

Berlin war aber nicht nur die Hauptstadt der Warenhäuser, sondern auch eine Stadt in der »Andersartig- und Fremdartigkeit« in »Völkerschauen« beziehungsweise »Eingeborenendörfern« oft und aufwendig inszeniert wurden.⁸⁷ Die Konstruktion des »Kolonialen« wurde auch in der Bildreklame rezipiert. Zahlreiche Kolonialprodukte wie Kakao, Kokosfett oder Kaffee wurden explizit mit Verweis auf ihre koloniale Herkunft beworben und exotisiert. Ganz bewusst bediente man sich in der Werbung rassistischer und stereotypischer Darstellungen und Konstruktionen, in der Hoffnung, das Publikum so eher visuell überzeugen und zum Kauf der beworbenen Kolonialware bewegen zu können.⁸⁸

Auf Diamanten traf dies jedoch nicht zu, denn im Kaiserreich annoncierten Schleifereien und Juweliere ihr Angebot oder ihre Dienstleistungen nur selten auf überregionaler Ebene oder mit aufwendigen Werbekampagnen. Stattdessen verließen sie sich hauptsächlich auf Laufkundschaft und die Präsentation ihrer Produkte in ihren Schaufenstern. Dies war hauptsächlich auf die begrenzte Nachfrage nach den Steinen im Kaiserreich und das eingeschränkte Angebot frei verfügbarer Diamanten zurückzuführen: Im Gegensatz zu den

84 Strasser, Susan: *Satisfaction Guaranteed. The Making of the American Mass Market*, Washington/London: Smithsonian Institution Press 2004, S. 89–93; vgl. Leach, William: *Land of Desire. Merchants, Power, and the Rise of a New American Culture*, New York: Vintage Books 1993, S. 37.

85 M. Schramm: *Die Entstehung der Konsumgesellschaft*, S. 375.

86 Bisky, Jens: *Berlin. Biographie einer großen Stadt* (= Schriftenreihe Bundeszentrale für politische Bildung, Band 10754), Bonn: bpb Bundeszentrale für politische Bildung 2021, S. 381.

87 Ebd., S. 373.

88 Oesterreich, Miriam: *Bilder konsumieren. Inszenierungen »exotischer« Körper in früher Bildreklame* (= Berliner Schriften zur Kunst), Paderborn: Wilhelm Fink 2018, S. 32f.

USA war das Interesse der deutschen Kunden an Diamanten eher gering, zudem gab es deutlich weniger Anbieter.⁸⁹

Dass Brillanten nicht explizit als Kolonialprodukte vermarktet wurden, hatte noch drei weitere Gründe: Erstens war die Herkunft der Edelsteine kein Qualitätsmerkmal. Informationen über den Abbauort ermöglichten keinen Rückschluss auf Reinheit, Farbe oder Größe, weshalb die Steine nicht mit Verweis auf ihren Ursprung annonciert wurden. Zweitens gingen mit dem fortschreitenden Fertigungspfad der Diamanten die Informationen über ihre Herkunft allmählich verloren. Viele Schleifer in den Niederlanden oder Belgien wussten wahrscheinlich nicht einmal, dass sie Rohdiamanten aus Deutsch-Südwestafrika verarbeiteten, da der Ursprung der Edelsteine für sie irrelevant war. Und drittens hatten vor allem Produzenten und Verkäufer der Steine ein großes Interesse daran, den Ursprung geheim zu halten, denn dies ermöglichte es ihnen, die Fördermengen und die langfristige Rentabilität der Lagerstätte gegenüber konkurrierenden Produzenten zu verschleiern.

Schluss

In welchem Maße beeinflussten Kolonialwaren die Metropole und trugen sie zu einer verstärkten Globalisierung bei? Wie entstanden Verflechtungen, wie wirkten sie sich aus und wie veränderten sie sich während des Ersten Weltkriegs? Und vielleicht am wichtigsten: Was oder wer waren ihre Triebkräfte? Dieser Beitrag hat am Beispiel des Diamantenhandels in Berlin Antworten auf diese Fragen geliefert. Abschließend sollen drei zentrale Ergebnisse nochmals herausgegriffen und abstrahiert werden.

Erstens wurde deutlich, dass Globalisierungs- als auch Deglobalisierungsprozesse nicht entpersonalisiert abliefen, sondern von handelnden Akteuren begünstigt, gehemmt oder gefördert wurden. Verantwortlich für die Globalisierung waren und sind somit Akteure und keine anonymen Kräfte. Offensichtlich wurde in diesem Zusammenhang außerdem, dass Verflechtungen keinen linearen Verlauf nahmen, sondern oft erratisch abliefen, da die Akteure unterschiedliche Absichten mit der zunehmenden Globalisierung verfolgten.

89 Rudolph, Mona: »Diamonds are a girl's best friend?« Diamanten, DeBeers und die Vermarktung von Brillantschmuck in den USA, 1939–1960«, in: Historische Zeitschrift 318 (2024), S. 64–98.

Zweitens konnte gezeigt werden, dass der Erste Weltkrieg nicht grundsätzlich deglobalisierende Auswirkungen hatte; vielmehr konnte der Krieg zumindest auch für kurze Zeit einen Globalisierungsmoment darstellen, da einige Akteure auf die kriegsbedingte Deglobalisierung mit der umgehenden Suche nach neuen Verflechtungsmöglichkeiten reagierten. Für den Diamantenhandel in Berlin bedeutete der Erste Weltkrieg daher nicht nur einen Abbruch bestehender Verflechtungen, sondern gleichzeitig einen Vernetzungsschub.

Schließlich wurde drittens sichtbar, dass die deutschen Kolonien vor 1914 wesentlich stärker in die Weltwirtschaft integriert waren, als es auf den ersten Blick erscheint. Der Export der Diamanten aus den deutschen Kolonien, der Kapitaltransfer zwischen Metropole und Schutzgebiet sowie die daraus resultierenden Abhängigkeiten waren untrügliche Anzeichen für die zunehmende Globalisierung. Ein genauerer Blick auf diese Globalisierungsprozesse im Kontext des Diamantenhandels offenbarte jedoch, dass das Kaiserreich mitunter aber nur bedingt von diesen profitierte.

Sansibarische Gewürznelke und Berliner Eisbein

Zur E. d. K.-Gründung von 1898 und den Importen aus Ostafrika

Vera-Felicitas Mayer

Im Jahr 1898 gründete sich im Halleschen Torbezirk in Berlin die erste deutsche Einkaufsgenossenschaft für Kolonialwarenhändler – kurz E. d. K., bis heute bekannt unter dem Firmennamen Edeka. Einundzwanzig Kaufleute organisierten sich unter der Leitung des Berliner Kolonialwarenhändlers Robert Schmidt, um Kolonialwaren gemeinsam günstiger einzukaufen und damit den bis dahin überhöhten Preisen für Kolonialwaren Einhalt zu gebieten. Mitbegründer war der junge und ehrgeizige Kaufmann Fritz Borrmann, der in den darauffolgenden Jahren Verbandsdirektor und somit zentrales Sprachrohr der mittelständischen Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler war. Anfang des 20. Jahrhunderts stieg E. d. K., ab 1911 Edeka, zur mächtigsten kaufmännischen Genossenschaft Europas auf:¹ Im Jahr 1914 lag der Jahresumsatz Edekas bereits bei 10,1 Mio. Mark.² Weniger thematisiert ist die Verflechtung Berlins über die bis heute bestehende Unternehmensgruppe Edeka/EDEKA mit den historischen Handelsbeziehungen, die seit 1848 zwischen den hanseatischen Firmen O'Swald und Hertz und dem Sultanat Oman-Sansibar bestanden. Bereits 1847 kamen die besagten deutschen Händler O'Swald und Hertz erstmals auf der ostafrikanischen Insel Sansibar an, um koloniale Waren wie Kautschuk, Kopal, Kaurimuscheln, Kokosnussöl und Gewürznelken günstig einzukaufen und gewinnbringend an die Großhändler der deutschen Hansestädte weiter zu verkaufen. Von dort aus wurden

1 Vgl. Albert, Werner: 25 Jahre Edeka, Berlin: Edeka Verlags-Gesellschaft 1932, S. 114.

2 Vgl. Spiekermann, Uwe: »Die Edeka. Entstehung und Wandel eines Handelsriesen«, in: Peter Lummel/Alexandra Deak (Hg.), *Einkaufen! Eine Geschichte des täglichen Bedarfs.* (= *Arbeiten und Leben auf dem Lande*, Bd. 10), Berlin: Verein der Freunde der Domäne Dahlem e.V. 2005, S. 93–102, hier S. 96.

diese Kolonialwaren an kleine und mittelständische Händler, u.a. auch an die sich neu spezialisierenden Kolonialwarenhändler der Einzelhandelsbranche, verkauft, bis sie schließlich von den Endverbraucher:innen erworben wurden – auch in Berlin.

Aufgrund der wachsenden Bevölkerungszahl sowie dem im Bürgertum konzentrierten Handelskapital konnte Berlin ab den 1850er Jahren zum größten preußischen Konsumzentrum aufsteigen. Die einsetzenden Modernisierungsvorgänge in Berlin – darunter auch die Rationalisierungsvorgänge im Einzelhandel verstärkt durch die E. d. K.-Gründung und die neue Konsumfreiheit im Bürgertum – waren Ende des 19. Jahrhunderts maßgeblich verbunden mit den konstant fließenden Warenströmen aus den außereuropäischen kolonialen Räumen. Die neu entstehende Konsumgesellschaft wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum durch die Kolonialwarenläden mit überseeischen Waren versorgt, die ab den 1890er Jahren in zunehmenden Umfang auch aus den deutschen Kolonien besorgt werden konnten.

Angesichts der bisher wenig systematisch erforschten Verflechtung zwischen Berlin und Sansibar wird im Folgenden die Gründung der E. d. K. kritisch beleuchtet. Dabei wird die These verfolgt, dass E. d. K./Edeka für die Stadtgesellschaft Berlins aufgrund des ermöglichten Zugangs zu erschwinglichen Kolonialwaren, insbesondere der Gewürznelke aus Sansibar, als ein ›Tor zur Welt‹³ fungierte.

Am Beispiel der sansibarischen Gewürznelke wird herausgearbeitet, welchen Einfluss koloniale Warenströme auf die Berliner Stadtgesellschaft der Jahrhundertwende um 1900 hatten. Hierbei wird zudem deutlich, welcher Anteil die E. d. K. bei der Etablierung und Aufrechterhaltung dieser Warenkette zufällt, für die Sklav:innenarbeit auf den Plantagen Sansibars eine wichtige Voraussetzung war.

Die seit dem Mittelalter in Europa bekannte Gewürznelke ist als Signum der deutschen bürgerlichen Kultur seit Anfang 1900 nicht mehr wegzudenken. Sie bildet neben Zimt eine der wichtigsten Zutaten des allseits bekannten Glühweins und zahlreicher Weihnachtsgebäcke. Seit dem 19. Jahrhundert

3 Der Ausdruck ›Tor zur Welt‹, der eigentlich die Bedeutung des Hamburger Hafens für das Deutsche Reich meint, soll hier metaphorisch auf E. d. K. und ihre Bedeutung für Berlin übertragen werden.

fanden Gewürznelken ihren Weg auch in einige der ikonischsten Berliner Gerichte, wie etwa dem geschmorten Eisbein oder dem Kassler mit Sauerkraut.⁴

Die Produkte aus der Ferne waren untrennbar verknüpft mit kolonialen Vorstellungen von Exotik und Andersartigkeit. Wie diese kolonialen Sehnsüchte mit der entstandenen Berliner Konsumgesellschaft in Verbindung standen, wird im Folgendem anhand von historischer Reklame beispielhaft analysiert. In einem zweiten Schritt wird gezeigt, dass die sansibarische Gewürznelke eine, wie ich sie nenne, unterschätzte Kolonialware darstellt, weil sie erstens nicht ausreichend als Kolonialware gekennzeichnet wurde und zweitens ihre Relevanz für den Konsum der Berliner Stadtgesellschaft von der historischen Forschung im 19. und im frühen 20. Jahrhundert vernachlässigt wurde. Der Konsum der sansibarischen Gewürznelke durch die Berliner Stadtgesellschaft war, wie ich zeigen werde, dennoch verknüpft mit einer Sehnsucht nach exotischer Andersartigkeit, die gleichsam durch den Genuss erfahrbar wurde. Dies machte Sansibar zu einem Sehnsuchtsort für Berlin. Denn ab Ende des 19. Jahrhunderts ging es in Bezug auf den Konsum von Kolonialwaren nicht nur um den bloßen Warenbezug, sondern auch um eine »lebensweltlich-kulturelle Repräsentation«.⁵ Oder wie die Soziologin Stefanie Wolter es ausdrückt: »bei dem Kauf von Waren wurde eine Steigerung des Erlebens in Aussicht gestellt.«⁶

Methodisches Vorgehen

Das theoretische Gerüst dieser Arbeit orientiert sich an der von Immanuel Wallerstein und Terence Hopkins entwickelten Commodity Chain Analysis (CCA).⁷ Mithilfe der CCA lässt sich der Fokus auf verschiedene sozialgesell-

4 Vgl. Ostmann, Karl: Gewürzfibel. Die Gewürze und das richtige Würzen, Bielefeld: Selbstverlag Karl Ostmann o.J., S. 28, 45.

5 Wischermann, Clemens: »Der kulturgeschichtliche Ort der Werbung«, in: Peter Borscheid/Clemens Wischermann (Hg.), Bilderwelt des Alltags: Werbung in der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts: Festschrift für Hans Jürgen Teuteberg, Stuttgart: Steiner-Verlag 1995, S. 8–19, hier S. 17.

6 Wolter, Stefanie: Die Vermarktung des Fremden: Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag 2005, S. 25.

7 Diese Theorie offeriert die Möglichkeit, Warenströme von ihrem Ausgangspunkt her bis zum Endverbraucher zu verstehen und vereinfacht dadurch das Verständnis von der Entstehung transnationaler Räume auf der Grundlage von Ökonomie; vgl. Lawson,

schaftliche, politische und sozioökonomische Phänomene lenken, die die Handelsbeziehungen bzw. den Warenstrom der Gewürznelke beeinflussten.⁸ Darum wird nachfolgend neben der historischen Bedeutung der Gewürznelke für den europäischen Handel auch die Verbindungslinie zwischen Berlin als Ort des Konsums von Kolonialwaren und den außereuropäischen Produktionsstätten am exemplarischen Fall Sansibars untersucht.

Unter Berücksichtigung des von Steven Topik, Carlos Marichal und Zephyr Frank herausgegebenen Sammelbandes *From Silver to Cocain* geht diese Untersuchung über die methodischen Grundannahmen der CCA von Wallerstein und Hopkins hinaus und erweitert die Warenkettenanalyse um die Konsumebene.⁹ Ich setze damit einen Schwerpunkt auf das Bewerben von Kolonialwaren und den dadurch angeregten Konsum und den Einzug in die Berliner Genussskultur. Hierbei wird es weniger um eine quantitative Datenerhebung gehen, die den tatsächlichen Import und Verbrauch von Gewürznelken in Berlin rekonstruiert, sondern um eine Analyse von Werbe- und Konsummustern im modernen Berlin, die unweigerlich die Warenkette beeinflussten. Denn die Untersuchung der E. d. K./Edeka-Reklame erlaubt es, Rückschlüsse auf die mit den Waren verknüpften Sehnsuchtskonstruktionen zu ziehen, die wiederum das Imaginarium des Konsums von Kolonialwaren wie Kaffee, Schokolade, Tee oder auch Gewürznelken strukturierten.

Methodisch stütze ich mich dabei auf die Analyse von historischen Zeitungen und Zeitschriften, die direkt an Berliner Einzelhandelskaufmänner adressiert waren. Beispielhaft sind zu nennen: *Die Deutsche Handels-Rundschau* als Organ des Verbandes deutscher kaufmännischer Genossenschaften, welche über den Edeka-Verlag in Berlin publiziert wurde und die *Kolonialwaren-Zeitung* aus Leipzig, die älteste Fachzeitschrift für Kolonialwarenhändler. Des Weiteren ziehe ich die Kolonialzeitschrift *Der ostafrikanische Pflanzer* als Quelle hinzu, welche als Beiheft der *Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung* erschien.

James: »Everywhere in chains«. Work, commodity chain analysis, and the subversion of accountability«, in: *Work Organisation, Labour and Globalisation* 5 (2011), S. 40–57, hier S. 42f.

- 8 Vgl. Hopkins, Terence/Wallerstein, Immanuel: »Commodity Chains in the World-Economy Prior to 1800«, in: *Review (Fernand Braudel Center)* 10/1 (1986): S. 157–70, hier S. 168–170.
- 9 Vgl. Topik, Steven/Marichal, Carlos/Frank, Zephyr (Hg.): *From silver to cocaine: Latin American Commodity Chains and the Building of the World Economy, 1500–2000* (=American Encounters/Global Interactions), Durham N.C.: Duke University Press 2006, S. 2.

Dies ermöglicht einen Einblick in die Marktberichte Sansibars zur Zeit der Gründung des E. d. K/Edeka-Dachverbandes 1908.

Die Gewürznelke und ihre Geschichte

Der Gewürznelkenbaum gehört zu den Myrtengewächsen und benötigt aufgrund seiner geringen Keimkraft eine besondere Bodenqualität und ein feucht-tropisches Meeresklima, um wachsen zu können. Nach ca. sieben Jahren trägt der stets grüne Baum zum ersten Mal Früchte. Er wird bis zu 12m hoch und kann bei geeigneten klimatischen Bedingungen bis zu einem Lebensalter von 60 Jahren ca. zwei Mal im Jahr geerntet werden. Nach einem ertragreichen Erntejahr folgt ein wenig ertragreiches Jahr. Im Durchschnitt produziert der Gewürznelkenbaum in einem guten Erntejahr einen Ertrag von ca. zwei bis vier Kilogramm. Die rotleuchtenden Knospen des Gewürznelkenbaumes werden vor der Blüte gepflückt, da der Würzgehalt der ungeöffneten Knospe am höchsten ist. Dies geschieht in der Regel per Hand, oder mit langen Stöcken, an denen ein Haken befestigt ist.¹⁰ Nach der Ernte werden die Knospen vom Fruchtfleisch befreit und in der Sonne getrocknet. Während der Trocknung verfärben sich die Knospen von rot zu dunkelbraun und verlieren ca. die Hälfte ihres ursprünglichen Gewichtes.¹¹ Anschließend können die Gewürznelken verpackt und transportiert werden. Eine gute Qualität der Gewürznelke ist dadurch erkennbar, dass sie einerseits eher biegsam, weich und nicht holzig ist und andererseits anhand ihrer Größe und ihrer Form: Hier ist entscheidend, ob der sogenannte Kopf der Gewürznelke vorhanden ist und auf dem Stängel sitzt. Ein weiteres Qualitätsmerkmal ist der Ölgehalt: Wenn man eine Gewürznelke leicht mit dem Fingernagel andrückt, dürfte etwas Öl heraustreten. Im Schnitt enthalten die Gewürznelken 17–19 % Öl.¹²

Die Gewürznelke hat die Welt bewegt, denn über Jahrhunderte hinweg war sie in Europa aufgrund ihrer vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten ein Produkt von großer Begierde, etwa in der Pharmazie und als intensives

10 Vgl. Stobel, Martin: »Pflanzen, die die Welt veränderten: Muskatnuss und Gewürznelke«, in: *historia.scribere* 6 (2014), S. 675–702, hier S. 678.

11 Vgl. o.A.: »Über den Gewürznelkenbau in Zanzibar«, in: *Notizblatt des Königl. Botanischen Gartens und Museums zu Berlin* 1 (1897), S. 275–284, hier S. 277.

12 Ebd.

Gewürz. Durch die hohe Nachfrage entstand ein Machtkampf um die Gewürznelke als Handelsware, die jahrhundertlang als Luxusprodukt für die adeligen Stände galt.¹³ Da den Europäern der Herkunftsort der Gewürznelke lange Zeit unbekannt war, wurde sie zu einer geheimnisvollen und dadurch enorm begehrten Handelsware: Die Wegbereiter der europäischen kolonialen Expansion, Christoph Kolumbus und Vasco da Gama, wollten laut Logbucheintrag die geheimnisvollen Gewürzinseln (ehemals Molukken) finden, um die Handelshoheit über die dort vorkommenden Gewürznelken und Muskatnüsse zu erlangen. Die spanischen und portugiesischen Bemühungen mündeten im Jahr 1521 im Nelkenkrieg, welcher zugunsten der Portugiesen entschieden wurde.¹⁴

Das portugiesische Monopol wurde im 17. Jahrhundert durch das holländische Monopol abgelöst. Um den Preis der begehrten Gewürznelke in die Höhe zu treiben, wurde das Angebot bewusst durch die Vorgabe fester Exportquoten verknappt – die Gewürznelke blieb ein Luxusprodukt. Verstöße gegen diese Auflagen wurden hart bestraft und »Überproduktionen« rigoros verbrannt.¹⁵

Ab Ende des 18. Jahrhunderts endete die holländische Monopolstellung im Gewürznelkenhandel. Grund dafür war die unerlaubte Ausfuhr von Setzlingen der Gewürznelke nach Mauritius, Réunion und den Seychellen durch den französischen Botaniker Pierre Poivre¹⁶, wodurch das Anbauggebiet der Gewürznelke vergrößert werden konnte.¹⁷ Diese Vergrößerung des Anbaugebietes der Gewürznelke kann als Beleg für die andauernde, wenn nicht sogar steigende Nachfrage in Europa gelten.

Im 19. Jahrhundert erfuhr die Gewürznelke als Handelsware eine signifikante Veränderung: Sie entwickelte sich von einem Luxusprodukt zu einer Massenware. Im Jahre 1812 wurde sie schließlich von dem arabischen Händler Saleh b. Haramil al Abray auch auf Sansibar eingeführt.¹⁸ Bald darauf wurde deutlich, dass Sansibar über besonders geeignete klimatische Bedingungen

13 Vgl. M. Strobel: Pflanzen, die die Welt veränderten, S. 681.

14 Ebd., S. 681–683.

15 Ebd., S. 696.

16 Vgl. Rademaker, Maïke: Geburtsstunde des Gewürzhändlers Pierre Poivre, <https://www.deutschlandfunk.de/vor-275-jahren-geburtsstunde-des-gewuerzhaendlers-pierre-100.html> vom 5. Februar 2020.

17 Vgl. M. Strobel: Pflanzen, die die Welt veränderten, S. 697.

18 Vgl. Sheriff, Abdul: *Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar. Integration of an East African commercial empire into the world economy, 1770–1873*, London: Ohio University Press 1987, S. 49.

für ein gutes Wachstum des Gewürznelkenbaums verfügte. Unter der Regie des Sultans Seyyid Said¹⁹ wurde die Gewürznelke ab 1830 massenweise in Plantagenwirtschaft angebaut, welche auf Sklaverei basierte.²⁰ Diese Umstände machten Sansibar im 19. Jahrhundert zum weltweit größten Exporteur für Gewürznelken. Die früh etablierten Handelsbeziehungen Sansibars zu den Anrainerregionen des Indischen Ozeans waren die ideale Grundlage für den Export von Gewürznelken nach Arabien, Indien und Asien. Erste nennenswerte Gewürznelkenexporte erreichten schon in den 1820er und 1830er Jahren Bombay.²¹ Indonesien wurde zum größten Markt für die sansibarischen Gewürznelken, was u.a. mit der Etablierung von Nelkenzigaretten in den 1880 Jahren zusammenhing.²²

Die Verfügbarkeit stieg rasant und auch der Preis für die europäischen Endverbraucher:innen sank erstmals beträchtlich. Ursächlich hierfür war die ökonomische Entwicklung auf Sansibar, denn es gab keine künstliche Verknappung mehr durch die Zerstörung von Beständen, sondern eine massive Ausweitung der Produktion durch unfreie Arbeit auf Plantagen. Was wiederum aufgrund der langen Ernteerträge und durch die lange Lebensdauer des Gewürznelkenbaumes zu einer andauernden Überproduktion von Gewürznelken für den Weltmarkt führte.

Auf den Plantagen Sansibars wurde Sklav:innenarbeit eingesetzt, um die Gewürznelke mit einer möglichst hohen Gewinnspanne auf dem asiatischen und europäischen Markt zu verkaufen. Aufgrund dieser Ausbeutungsverhältnisse und den damit einhergehenden hohen Gewinnmargen für die Händler entstand auf Sansibar eine regelrechte ›Gewürznelkenmanie‹. Diese sorgte wiederum dafür, dass Sansibar ab 1860 aufgrund der Verknappung freier Anbauflächen für Lebensmittel von Lebensmittelimporten abhängig wurde.²³ Dennoch wurde der Gewürznelkenanbau auf Sansibar unverändert weiterbetrieben. Die Gewürznelke war noch weit ins 20. Jahrhundert hinein

19 Sultan Seyyid Said gründete das Sultanat Oman-Sansibar, nachdem er offiziell 1840 seinen Sitz dorthin verlegte. Nach seinem Tod 1856 kam es in Folge von Thronfolgekämpfen unter seinen Söhnen zur Teilung des Sultanats. Sultan Madschid regierte folglich nur noch über das Sultanat Sansibar.

20 Vgl. A. Sheriff: *Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar*, S. 50.

21 Ebd.

22 Vgl. Gilbert, Erik: *Dhows and the colonial economy of Zanzibar, 1860–1970*, Oxford: James Currey Verlag 2004, S. 14.

23 A. Sheriff: *Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar*, S. 53.

das wichtigste Exportprodukt Sansibars.²⁴ Und auch heutzutage werden weiterhin Gewürznelken auf Sansibar angebaut und nach Europa exportiert.

Letztendlich haben zwei historische Phänomene den Warenstrom der sansibarischen Gewürznelke nach Europa im besonderen Maße verändert: Erstens die massenhafte Verfügbarkeit ab Mitte des 19. Jahrhunderts durch den ausgedehnten Anbau der Gewürznelken aufgrund der auf Sansibar besonders geeigneten klimatischen Bedingungen und der unter der Herrschaft von Sultan Seyyid Said massiv ausgebauten Plantagenwirtschaft. Und zweitens die infolge der industriellen Revolution in Europa ausgelöste Konsumrevolution, die zur Herausbildung einer Konsumgesellschaft führte. Durch die Veränderung des Angebots und der Nachfrage veränderte sich letztlich auch der Status der Gewürznelke vom Luxusartikel zur Massenware.

Quantitative Daten zu Sansibars Gewürznelkenhandel

Um die koloniale Verflechtung Berlins und Sansibars über E. d. K. und die daraus hervorgegangene Stabilisierung von Handelsbeziehungen hervorzuheben, ist bei der Datenrecherche und -auswahl ein Fokus auf die Zeit um die Gründungsphase des Edeka-Dachverbandes gelegt worden.

Bei der quantitativen Einordnung der Gewürznelke als koloniale Ware sind als Quellen die untersuchten Handelszeitschriften: *Ostdeutsche Detaillisten-Zeitung*, *Berliner Kolonialwaren-Zeitung* und *Deutsche Handels-Rundschau* der Jahrgänge 1912–1914 zu nennen. Allen voran die Jahrgänge 1913 und 1914 der *Deutschen Handels-Rundschau* enthielten Marktberichte, also eine Auflistung der verfügbaren Handelswaren und deren Preise. Auch in den Marktberichten der Londoner Gewürzmarktes wird die sansibarische Gewürznelke durchweg gelistet, was darauf hindeutet, dass es auf Seiten der wachsenden europäischen Konsumgesellschaft eine konstante Nachfrage gab.

Die Historikerin Bettina Wieneck konnte für die Jahre 1885 bis 1914 einen deutlichen Anstieg des pro Kopf Konsums der Gewürznelke von 6,5 auf 15 Gramm nachweisen. Damit fiel der Gewürznelkenkonsum weitaus höher aus als der von Muskat, Vanille oder Kardamom.²⁵

24 Ebd., S. 55.

25 Vgl. Wieneck, Bettina: Das Würzen in Deutschland im Spiegel regionaler und schichtenspezifischer Kochbücher 1850–1830. Unveröffentlichte Mag.-Arbeit, Münster 1994, S. 37–46.

Wie entscheidend der Export der Gewürznelke nach Europa nach 1900 für Sansibar und folglich für das Sultanat war, zeigen die folgenden Daten aus der Zeitschrift *Der ostafrikanische Pflanze* des Jahrgangs 1910. Denn hier wurde die Quantität der nach Europa verschifften Gewürznelke aufgeführt. Die folgenden Daten beziehen sich auf das Jahr 1908, dem Jahr, in dem E. d. K. zur Verbandsgröße aufstieg:

Die zur Ausfuhr gelangte Eigenproduktion Zanzibars betrug, soweit sie nach der Zollstatistik zu ermitteln ist, im Jahr 1908 etwa 5,850.000 Rupien [...]; ihre Hauptposten waren folgende: Nelken 3,974.398 Rupien, Nelkenstengel 214 788 Rupien [...] Die Ausfuhr verteilt sich dagegen auf: Europa 4,845.845 Rupien, Amerika 533.330 Rupien [...].²⁶

Um diese Angaben in ein Verhältnis zu der verschifften Menge der Gewürznelke setzen zu können, sind folgende Angaben dienlich: »Die Nelkenernte (Saison 1908/09) hat etwa 150.000 Ballen betragen gegen etwa 200.000 Ballen der Saison 1907/08.«²⁷ Die Einheit von einem Ballen entsprach vier einzeln gebundenen Frasilah,²⁸ was in etwa 64 kg entsprach. So ergeben sich für die Saison 1908/09 eine Gesamtausfuhr von 9,6 Tonnen. Was einen Rückgang in Bezug auf die vorherige Saison mit 12,8 Tonnen darstellt.

Darüber hinaus wurde der Transport der Gewürznelke nach Europa beschrieben: »Das Ausfuhrgeschäft nach Europa wird in der Hauptsache durch die europäischen Firmen in Zanzibar geleitet [...] Das Nelkengeschäft wird meistens mit London [...] gemacht.«²⁹

Mit der Fertigstellung des Suezkanals 1869 wurde durch die europäischen imperialen Mächte eine direkte Handelsroute nach Sansibar geschaffen. Der daraus resultierende Anstieg der Dampfschiff-Frequenz beschleunigte den Handel erheblich, da sich die Reisezeit deutlich verkürzte.³⁰ Vom Gewürzmarkt Londons gelangten die Gewürznelken schließlich nach Hamburg. Der

26 o.A.: »Wirtschaftliche Verhältnisse in Zanzibar«, in: *Der ostafrikanische Pflanze* 1 (1909), S. 53.

27 o.A.: »Koloniale Volkswirtschaft«, in: *Der ostafrikanische Pflanze* 1 (1909), S. 45.

28 Die Einheit Frasilah lässt sich wie folgt umrechnen: 1 Frasilah 16 kg.

29 o.A.: »Wirtschaftliche Verhältnisse in Zanzibar«, S. 54.

30 Vgl. Bishara, Fahad Ahmad: »No Country but the Ocean: Reading International Law from the Deck of an Indian Ocean Dhow, ca. 1900«, in: *Comparative Studies in Society and History* 60/2 (2018), S. 338–366, hier S. 346.

Handelsweg von dort bis nach Berlin lief in der Regel über Wasserstraßen, von der Elbe über die Havel bis zur Spree.³¹

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gewürznelke aus Sansibar zur Zeit der Gründung des E. d. K.-Dachverbandes 1908 nach wie vor das wichtigste Anbau- und Exportprodukt Sansibars war und das Ausfuhrgeschäft nach Europa meist über London abgewickelt wurde. Dieser Fakt ist wenig verwunderlich, denn Sansibar wurde zum 1. Juli 1890 infolge der Bestimmungen des zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Deutschen Kaiserreich abgeschlossenen Vertrags über die Kolonien und Helgoland ein britisches Protektorat. Die anfangs erwähnten Handelsbeziehungen von O'Swald nach Sansibar blieben auch nach der britischen Machtübernahme bestehen. Es gibt zwar Hinweise darauf, dass die Gewürznelkenausfuhr nach Hamburg im Vergleich zu London in 1890er Jahren höher ausfiel, jedoch hatten die Briten in London ein Gewürznelkenlager etabliert, das den damaligen weltweiten Jahresbedarf von 320.000 Frasilah abdeckte.³² Dies sicherte den Briten einen Vorteil hinsichtlich der Preisbildung der sansibarischen Gewürznelke auf dem Weltmarkt und machte sie weniger von eventuell schlechten Ernteerträgen des Inselarchipels Sansibar anfällig. Auch E. d. K. bezog die sansibarische Gewürznelke überwiegend über den Londoner Gewürzmarkt.

Weiterhin lässt sich feststellen, dass die Einfuhr der Gewürznelke nach Europa quantitativ im Vergleich mit Asien oder den Vereinigten Staaten bedeutender war und dass der pro-Kopf-Konsum der Gewürznelke im Deutschen Kaiserreich im Zeitraum nach der E. d. K.-Genossenschaftsgründung bis zum Ersten Weltkrieg weiter anstieg.

Verteilungsgeschäft und Absatzmarkt für die Gewürznelke

E. d. K. hatte einen großen Einfluss auf das Verteilungsgeschäft der Kolonialwaren und somit auf die Verbreitung der sansibarischen Gewürznelke in Berlin. E. d. K.s Entwicklung trug zur Stabilisierung des Berliner Absatzmarktes der Gewürznelke bei.

Als Handelsstadt hatte Hamburg in Deutschland das Sagen, doch die wirtschaftlichen Tendenzen in Berlin durch die hohe Händlerdichte, also die vielen

31 Staatsarchiv Hamburg (StAHH), 314–1_B VII, Materialsammlung über Frachttarife in der Binnenschifffahrt (auch Rheingebiet, Kanäle und so weiter), Nr. 5.

32 Vgl. o.A.: Über den Gewürznelkenanbau in Zanzibar, S. 281.

kleinen bis mittelständischen Läden der Einzelhandelsbranche und deren Spezialisierung auf das Geschäft mit Kolonialwaren, vergrößerten den Einfluss Berlins auf die kolonialen Warenketten. Die dort gehandelten Kolonialwaren stiegen auf zu »Ikonen der Zivilisation« – durch ihren Konsum konnte man den eigenen gesellschaftlichen Status demonstrieren.³³ Einst für die adlige Oberschicht gehandelte Luxuswaren aus fernen Ländern wurden nun immer häufiger von einer breiteren Käuferschaft konsumiert.³⁴ Entscheidend dafür war die wachsende Kaufkraft des Bürgertums aufgrund der Verbilligung der Produkte aus Übersee, die in großen Mengen angebaut und als Konsum- und Industriegüter massenhaft verfügbar gemacht wurden.

Die E. d. K.-Gründung

Der frühe Handelsaustausch mit den hanseatischen Kaufleuten und ihren Kolonialwaren wie Kaffee, Tee und Gewürzen und die dadurch bedingte Herausbildung von sogenannten Kolonialwarenläden prägten das Stadtbild Berlins ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der erste Berliner Kolonialwarenladen eröffnete 1845 in der Rosenthalerstraße 41 und bis 1880 gab es bereits 123 Kolonialwarenläden in Berlin.³⁵ Im ganzen Deutschen Kaiserreich wuchs die Zahl der Kolonialwarenläden zwischen 1875 und 1895 von 185.000 auf 300.000 an.³⁶

Der Prozess der sich spezialisierenden Einzelhändler in Berlin mündete in der Gründung der E. d. K.-Genossenschaft, welche wiederum für den Vertrieb mit Kolonialwaren bald der wichtigste Akteur wurde. Wichtig sind dabei zum Verständnis der Vorgänge zwei wirtschaftshistorische Ereignisse: Die Entstehung der Berliner Genossenschaft im Jahr 1898, die den Namen E. d. K. ins Leben gerufen hat, als auch die Etablierung des Dachverbandes im Jahr 1908, der

33 Vgl. Wolter, Stefanie: Die Vermarktung des Fremden: Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums. Frankfurt a.M./New York: Campus 2005, S. 65.

34 Vgl. A. Werner: 25 Jahre Edeka, S. 3.

35 Für das Jahr 1845 vgl. »J. C. F. Hoffmann, Kaufmann, Kolonial- u. Stabeisenhändler, Rosenthalerstr. 41«, in: Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin, Charlottenburg und Umgebungen auf das Jahr 1845, Berlin: Verlag von Veit und Comp. 1845, S. 187. Für das Jahr 1880 ergab das Stichwort Kolonialwaren-Handlung 123 Treffer; vgl. dazu Berliner Adreß-Buch für das Jahr 1880, XII. Jahrgang, Berlin: W. & S. Loewenthal 1880, III. Teil, S. 498–501.

36 Vgl. U. Spiekermann: Die Edeka. Entstehung und Wandel eines Handelsriesen, S. 93.

den Namen der Berliner Genossenschaft ab 1911 übernahm, aber seine Schreibweise in Edeka änderte.³⁷

Der Geburtsstunde der genossenschaftlichen Vereinigung E. d. K. in Berlin im Jahr 1898 war eine existenzielle Not der Einzelhändler für Kolonialwaren vorausgegangen. Die großen Handelshäuser und Fabrikanten hatten ab Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen, den durchaus lukrativen Handel mit Kolonialwaren in großen Teilen zu übernehmen. Hierdurch gefährdeten sie die Existenz des Kleinhandels durch zu hohe Produktpreise³⁸, oder sie verkauften ihre Waren direkt an den Endverbraucher und an sogenannte Konsumgenossenschaften.³⁹

Das Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889 bildete das juristische Fundament für den Zusammenschluss des Kolonialwarenkleinhandels – es erlaubte erstmals die Gründung von wirtschaftlichen Genossenschaften.⁴⁰ Von nun an hatten mittelständische Interessensverbände eine wirtschaftliche Verhandlungsbasis. Das Ziel hinter der Gründung der E. d. K im Jahr 1898 war, den zuvor zersplitterten Einzelhandel mit Kolonialwaren so zu organisieren, dass dieser im Wirtschaftsgefüge eine repräsentative Stimme erhalte und vertreten werde. E. d. K. war der erste deutsche genossenschaftliche Zusammenschluss in der Einzelhandelsbranche. Dieser Schritt inspirierte weitere Genossenschaftsgründungen von Kolonialwarenhändlern im gesamten Kaiserreich.

Fritz Borrmanns Ziel war es »die deutschen Kolonialwarenhändler genossenschaftlich zusammenzuführen, sie in ihrer Geschlossenheit zu einem Achtung gebietenden Machtfaktor zu entwickeln und ihre Existenzbedingungen

37 Vgl. ebd., S. 96.

38 Vgl. Kaufmann, Emil: Die Organisation der freien Interessenvertretungen des deutschen Einzelhandels: Eine kritische Studie, Berlin: Edeka-Verlags Gesellschaft 1931, S. 17f.

39 Die Konsumgenossenschaften verstanden sich als Repräsentanten der kleinen bis mittelständischen Arbeiter:innen. Ihnen ging es vor allem darum, einen günstigen Preis für die Konsument:innen auszuhandeln.

40 Mayer, Walfried: Edeka 1907–1957. Das Lebensbild der Edeka Organisation, Hamburg: Edeka-Verlag 1957, S. 13.

erträglich zu gestalten.«⁴¹ Diese Idee fasste er mit der Formel zusammen: »Einigkeit macht stark.«⁴²

Allerdings war die E. d. K.-Gründung kein Einzelfall. Ihr vorausgegangen war eine breiter angelegte Genossenschaftsbewegung im Kolonialwarenhandel, die unter anderen den gemeinsamen Einkauf von Waren befürwortete. C. W. Zimmermann, Autor in der Leipziger *Kolonialwaren-Zeitung* – seit ihrer Gründung im Jahre 1882 publizistischer Resonanzboden des Kolonialwarenkleinhandels – trat als erster öffentlich für den gemeinschaftlichen Einkauf selbstständiger Gewerbetreibenden ein. Durch den gemeinsamen Wareneinkauf erhofften sich die einzelnen Kolonialwarenhändler einen günstigeren Zugang zu Kolonialwaren über Rabatte durch Sammelbestellungen und gründeten zunächst Einkaufsvereine. Die Gründung einer großen überregionalen Einkaufszentrale erfolgte allerdings kurz nach der Jahrhundertwende 1904 mit Sitz in Hamburg: Die Zentraleinkaufsgesellschaft Deutscher Kolonialwarenhändler m. b. H. (kurz: Z. E. G.) unter der Leitung von Hugo Pabst entstand.⁴³ Unter den Gesellschaftern der Einkaufszentrale waren sowohl Genossenschaften als auch Einzelpersonen. Die Genossenschaften des Kolonialwarenhandels nahmen das Angebot eines gemeinsamen Einkaufs über die Einkaufszentrale nicht ausreichend wahr und so gab es überwiegend Bestellungen von Einzelpersonen, was sich letztlich nicht rentierte.⁴⁴ In den Reihen der Edeka sah man die Sache so: »Die Zentrale war vom Tage ihrer Gründung krank. [...] Statt in emsiger Kleinarbeit allmählich aufzusteigen, strebten Geschäftsführer danach, dem jungen Unternehmen sofort den Charakter einer altrenommierten Großhandels- und Importfirma zu geben.«⁴⁵ Durch die Herausgabe von Marktberichten über die Zentrale, nutzen die meisten Gesellschafter das Unternehmen lediglich als Orientierung oder Ergänzung für ihr Warensortiment, große Bestellungen blieben jedoch aus.⁴⁶ Fritz Borrmann,

41 Borrmann, Fritz: Sie oder wir – Mahnung zu persönlicher Tüchtigkeit, zu standespolitischem und zu genossenschaftlichem Zusammenschluß im Lebensmittel-Einzelhandel. Aufsätze, Reden und Berichte für die Erhaltung der Individualwirtschaft, Berlin: Edeka Verlags-Gesellschaft 1929, S. 5.

42 Borrmann, Fritz: »Einigkeit macht stark«, in: Deutsche Handels-Rundschau 6 (1914), S. 233.

43 A. Werner: 25 Jahre Edeka, S. 17.

44 Ebd., S. 12–15.

45 Ebd., S. 15.

46 Ebd., S. 14.

Mitglied im Aufsichtsrat der Z. E. G., liquidierte das Unternehmen 1907.⁴⁷ Kurz darauf, im Jahr 1908, wurde von Karl Biller, Mitbegründer der *Deutschen Handels-Rundschau* und neben Fritz Borrmann zentrale Figur der Edeka, die Zentraleinkaufsgenossenschaft GmbH in Berlin ins Leben gerufen.⁴⁸ Dies legte den entscheidenden Grundstein für die betriebliche Vereinheitlichung der Edeka und verhalf der genossenschaftlichen Vereinigung, auf Verbandsgröße heranzuwachsen.⁴⁹ Mit der Neugründung der Z. E. G. in Berlin wurde Edeka zum Dachverband der verschiedenen über das Territorium des Kaiserreichs verteilten Genossenschaften der Kolonialwarenhändler.

Die hohe Nachfragekraft durch den zentralisierten Einkauf sicherte Edeka außerdem einen günstigeren Zugang zu Kolonialwaren. Importwaren bzw. Kolonialwaren wurden im großen Stil von Berlin aus über den Hamburger Makler Herbert Siegert bestellt und anschließend über die Kolonialwarenläden an die Endverbraucher:innen veräußert.

Zur Veranschaulichung dieser Entwicklung soll folgende Aussage von Albert Werner in der Festschrift zur Feier des 25-jährigen Bestehens des Edeka-Verbands aus dem Jahre 1932 dienen:

Zu Beginn des Jahres 1889 weist die Zeitung (Kolonialwaren-Zeitung) darauf hin, daß der Bezug bestimmter Warenartikel wie [...] Gewürze, Südfrüchte, Margarine, auch Kaffee, Zucker [...] verbilligt werden könnte, wenn Nachbarsvereine sich [...] zum Zwecke des gemeinschaftlichen Einkaufs verbinden würden. [...] Ein schon lange gehegter Wunsch vieler Genossenschaften durch die Zentrale auch Importartikel zu beziehen, ist im Jahre 1909 verwirklicht worden. [...] Es kam zu einem Vertrauensabkommen mit Herbert Siegert, Hamburg, der zumeist auf Maklerbasis Interessen der Z.E.G. und der ihr angeschlossenen Genossenschaft vertrat.⁵⁰

47 Dies tat er als Vertreter der Genossenschaft, was den Stellenwert Berlins in dieser Angelegenheit betont, denn von hier aus wurde der zentrale Einkauf von Kolonialwaren gesteuert.

48 W. Mayer: Edeka 1907–1957, S. 19.

49 U. Spiekermann: Die Edeka. Entstehung und Wandel eines Handelsriesen, S. 93.

50 A. Werner: 25 Jahre Edeka, S. 10.

Die Nachfrage am Berliner Absatzmarkt

Zentral war für Edeka das Ziel, die Warenauswahl den Wünschen der wachsenden Kundschaft laufend anzupassen.⁵¹ Die Etablierung der Eigenmarke im Jahr 1912 spielte dabei eine wichtige Rolle und half Edeka dabei, sich von anderen Markenartikelfirmen unabhängiger zu machen. Bald nach der Einführung der Eigenmarke wurden auch Gewürze ins Edeka Sortiment aufgenommen.⁵² Berlin war nun immer weniger von den ökonomischen Determinanten der Hansestädte und speziell Hamburgs abhängig. Der Import von Kolonialwaren wurde mehr und mehr durch die Bedarfe der entstehenden Konsumgesellschaft bestimmt – vor allem im preußischen Konsumzentrum Berlin.

Durch Edeka wurde Berlin zum Monopolbrecher der hanseatischen Handelsökonomie: Der Hamburger Makler Herbert Siegert, der als Agent der Edeka die Importe nach der Gründung der Z. E. G. abwickelte, konnte entsprechend Einfluss auf die Einkaufspreise nehmen.

Die Auswirkungen dieser Veränderungen zeigten sich in der Verstärkung von kolonialen Handelsbeziehungen, mehr noch: Die gebündelte Nachfragekraft Edekas, die gesammelten Bedarfe, dominierten und lenkten den kolonialen Warenstrom nach Berlin. Für die bürgerliche Berliner Konsumgesellschaft bedeute das einen konstanteren Wareneinfluss von Kolonialwaren. Zusätzlich war die rasante Entwicklung im Anzeigewesen – besonders die Weiterentwicklung der Reklame – ein wichtiger Multiplikator der sozialgesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen in Berlin. Die volkswirtschaftliche Bedeutung von Kolonialwaren wuchs unterdessen weiter. Edeka profitierte davon, aber auch Berlin hatte nun sein eigenes ›Tor zur Welt‹.

Nach der Verlegung der Z. E. G. von Hamburg nach Berlin wurde die Hauptstadt zum zentralen Nachfrageort des Deutschen Reiches für Kolonialwaren und verstärkte somit Berlins direkten Einfluss auf koloniale Warenströme. Der Vorteil Berlins im Vergleich zu Hamburg war zum einen der größere Absatzmarkt, der eine höhere Nachfrage für Waren sicherte und zum anderen der Standortvorteil als Ort des Zusammentreffens von Handel und Politik. Berlin war nicht nur als Konsumzentrum der lukrativen kolonialen Handelswaren relevant, sondern auch als Zentrum für kolonialpolitische Entscheidungen.

51 Spiekermann, Uwe: Basis der Konsumgesellschaft: Entstehung und Entwicklung des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850–1914, München: C.H. Beck 1999, S. 549.

52 Ebd., S. 547.

Handelsbeziehungen & Kolonialpolitik

Die Entwicklungen und der wirtschaftliche Aufstieg Edekas zeigen, wie weitreichend der Einfluss Berlins auf die Handelsbeziehungen der Hanseaten mit Sansibar gewesen ist. Zusätzlich gilt es, die Verschränkung von Handelsinteressen und Kolonialisierung herauszustellen. Welchen Einfluss hatte die Wirtschaft auf politische Entscheidungen in der Kolonialpolitik? Welche Voraussetzungen wurden durch die staatliche Kolonialpolitik für die Edeka-Handelsbeziehungen geschaffen?

Auswirkungen der Berliner Kongo-Konferenz für den Sansibarhandel

Die Berliner Kongo-Konferenz, die vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 auf Einladung des Reichskanzlers Otto von Bismarck im Reichskanzlerpalais in der Berliner Wilhelmstraße stattfand, schaffte wichtiges Momentum, um die Bedeutung Berlins als Entscheidungsort imperialer und kolonialer Weltpolitik zu festigen.

Am 1. Februar 1892 wurde Sansibar zum Freihafen erklärt, dies setzte die in der Berliner Kongo-Konferenz beschlossene Handelsakte in Sansibar um. Der Historiker Heinz Scheppen führt dazu aus: »Am 15. April unterrichtete der britische Botschafter in Berlin das Auswärtige Amt, daß der Sultan von Sansibar bereit sei, sein Herrschaftsgebiet der Freihandelsregelung der Berliner Konferenz von 1885 zu unterwerfen.«⁵³ Fortan war es allen 14 Unterzeichnerstaaten der Kongo-Akte möglich, zollfrei Handel mit dem Sultanat Sansibar zu führen – unter ihnen auch mittelständische Händler aus Berlin. Die Erklärung Sansibars zum Freihafen ist ein starkes Indiz dafür, dass wirtschaftliche Akteure Druck auf das Sultanat ausübten.

Betrachtet man die zuvor getroffenen Maßnahmen der Zollerhebung des Sultanats, so wird deutlich, dass der Beitritt zur Handelsakte der Berliner Konferenz eine wirtschaftliche Schwächung des Sultanats bedeutete. Der Historiker Felix Brahm führt dazu aus:

Mit der Globalisierung des ostafrikanischen Handels bot sich die Möglichkeit, durch die Sultane über die Erhebung von Importzöllen an dem sich verdichtenden Welthandel teilzuhaben. [...] Fernhändler mussten in Sansibar

53 Scheppen, Heinz: Sansibar und die Deutschen: Ein besonderes Verhältnis. 1844–1966, Münster/Hamburg u.a.: LIT 2003, S. 423.

keinen Ausfuhrzoll entrichten, und bald entfielen Hafен- und Liegegebühren.⁵⁴

Das andauernde deutsche Interesse am Handel mit Sansibar im späten 19. Jahrhundert unterstreicht auch die Reaktion der Handelskammer in Hamburg auf die Abänderung der Handelsverträge mit dem Sultanat, nachdem Sansibar 1890 britisches Protektorat wurde. Stellvertretend für das Handelshaus O'Swald war William O'Swald seit 1866 Mitglied der Abteilung für Deputation für Handel und Schiffahrt der Handelskammer.⁵⁵

Die Abteilung Deputation für Handel und Schiffahrt der Handelskammer in Hamburg kommentierte am 26. Februar 1903 in ihrem Schreiben *Handelsbeziehungen zu Zanzibar* die neuen Handelsvertragskonditionen:

Zu Art. 2 wird gewünscht, dass, dem deutschen Entwurfe entsprechend, das Verbot von Monopolen und Handelsprivilegien in Zanzibar ausdrücklich ausgesprochen würde. Die im britischen Niger-Gebiet gemachten Erfahrungen lassen eine derartige Bestimmung nicht überflüssig erscheinen, und auch, wenn es ausser Zweifel steht, dass der Sultan von Zanzibar vorbehalten der berliner Generalakte beigetreten ist, [...] da bereits in Zanzibar Pläne zur Monopolisierung des Nelkenhandels hervorgetreten sind [sic!].⁵⁶

Dieser Kommentar verdeutlicht das Interesse der deutschen Wirtschaft am Handel mit Sansibar und darüber hinaus eine Angst der deutschen Händler vor einem Preisanstieg der Gewürznelke als lukrative Handelsware durch eine befürchtete Monopolstellung des Sultanats Sansibar im Gewürznelkenhandel. Zentral ist hierbei, dass, obwohl Sansibar offiziell nicht mehr zu den deutschen Einflussgebieten zählte, deutsche Wirtschaftsinstitutionen noch über ein Jahrzehnt später versuchten, Einfluss auf die Handelspolitik des Sultans Sayyid Ali ibn Hammud al-Busaidi zu nehmen.

54 Brahm, Felix: *Merchandise of Power: Der Waffenhandel zwischen Europa und Ostafrika (1850–1919)*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2022, S. 47.

55 Vgl. Hieke, Ernst/Schramm, P. E.: *Zur Geschichte des deutschen Handels mit Ostafrika 1831–1870: Das Hamburgische Handelshaus Wm. O'Swald & Co.*, Hamburg: Christians 1939, S. 47.

56 StAAH, 371–8 II_S XXXVII, Abschluss eines neuen Handelsvertrages mit Sansibar (Diplomatische Verhandlungen zwischen Deutschland und Großbritannien), Nr. 16.

Die Produktionsverhältnisse auf Sansibar im 19. Jahrhundert

Sansibar stieg Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Führung von Sultan Seyyid Said zu einem wichtigen Handelszentrum für ganz Ost-Afrika auf, das zudem zum weltweit größten Produzenten von Gewürznelken aufstieg.⁵⁷

Der entscheidende Faktor, der die massenhafte Produktion der Gewürznelke vorantrieb, war die Sklaverei. Gerade die lange Ernteperiode von September bis März erforderte viele Arbeitskräfte, die durch unfreie Arbeiter:innen abgedeckt wurde.⁵⁸ Jährlich wurden ca. 10.000 Menschen auf den Plantagen Sansibars und Pemas versklavt.⁵⁹ Abdul Sheriff verknüpft den Höhepunkt der Anzahl der versklavten Menschen auf Sansibar mit dem Höhepunkt der Gewürznelkenmanie ab den 1840er Jahren. Nachdem die ersten Gewürznelkensenzlinge 1812 von dem arabischen Händler Saleh b. Haramil al Abray im Westen und Nordosten Sansibars gepflanzt wurden, waren jene sieben Jahre später bereits 4,5m hoch.⁶⁰ Bis zum ersten Besuch des Sultan Seyyid Said im Jahr 1829 auf Sansibar wuchsen viele weitere Gewürznelkenbäume; einige trugen bereits die leuchtend roten Nelkenfrüchte. Seyyid erkannte das Potential des Gewürznelkengeschäftes und verlagerte den Hauptsitz seines Sultanats Oman-Sansibar im Jahr 1840 auf die Insel.⁶¹ Als der Moeresby-Vertrag⁶² aus dem Jahr 1822 den Sklavenhandel Sansibars einschränkte und das zu hohen Verlusten für die Said-Dynastie führte, gab Said Seyyid der Gewürznelkenproduktion seinen *royal push*: Sklav:innen wurden nun als Arbeitskräfte auf den Plantagen eingesetzt.⁶³ In Kizimbani wuchsen 1834 bereits 4000 Gewürznelkenbäume, die von Sklav:innen gepflanzt wurden. Die Swahili-Handelseite und viele arabische Händler stiegen in das Geschäft mit der Gewürznelke ein.⁶⁴ Ende des Jahrhunderts erstreckten sich die Plantagen auf Sansibar vom

57 Vgl. Krajewski, Patrick: Kautschuk, Quarantäne, Krieg: Dhauhandel in Ostafrika 1880–1914, Berlin: Schwarz 2006, S. 61.

58 Vgl. Croucher, Sarah K.: Capitalism and cloves: an archaeology of plantation life on nineteenth-century Zanzibar, New York: Springer 2015, S. 43.

59 Vgl. ebd., S 45.

60 Vgl. A. Sheriff: Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar, S. 49.

61 E. Gilbert: Dhows & The Colonial Economy of Zanzibar, 1860–1970, S. 32.

62 Der Moeresby Vertrag war der erste Vertrag zwischen Großbritannien und dem Sultanat Oman-Sansibar zur Eindämmung des Sklavenhandels. Es folgten weitere Verträge in den Jahren 1839, 1845 und 1873.

63 Vgl. A. Sheriff: Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar, S. 49f.

64 Vgl. ebd., S. 50.

nördlich gelegenen Mkokotoni bis zur südlichsten Plantage Tunguu. Die größte zusammenhängende Plantage reichte von Donge über Kizimbani bis Dunga.⁶⁵

Auf Pemba – der zweitgrößten Insel des Archipels Sansibar – wurden ab 1840, nach einer massiven Waldrodung in den 1830er Jahren, Gewürznelkenbäume gepflanzt. Hier gedieh die Gewürznelke aufgrund des vermehrten Niederschlags und der gut durchfeuchteten Böden noch besser als auf Sansibar. Auch die Erntezeit war von einer längeren Trockenperiode begleitet, was bessere Erträge garantierte.⁶⁶ Nach einem Zyklon im Jahr 1872, der etliche Verluste von Plantagenbeständen auf Sansibar und einen Ernteausfall im darauffolgenden Jahr zur Folge hatte, wurden die Plantagen auf Pemba großzügig ausgebaut. Pemba wurde ab 1872 zum Hauptproduktionsort der Gewürznelke. Fast die gesamte Fläche der Insel wurde bis auf den östlichen Rand bepflanzt. Die Plantagen erstreckten sich vom nördlich gelegenen Wete über Chake Chake bis Mkoani.⁶⁷

Der Besitz der Plantagen lag nicht allein in arabischer Hand: Auf Sansibar waren die arabischen Plantagenbesitzer zwar mit 59 % der Besitzungen dominant, darauf folgten aber die afrikanisch-stämmigen Besitzer mit immerhin 33 % und letztlich die indischen Besitzungen mit 8 %. Auf Pemba konnten die indigenen Bauern weitreichender an der Plantagenwirtschaft partizipieren: Die Plantagenbesitzungen verteilten sich wie folgt: 46 % waren unter afrikanischem Besitz, gleichauf standen 46 % unter arabischem Besitz und schließlich lagen 8 % in indischer Hand.⁶⁸

Die Rolle der Inder im Gewürznelkengeschäft Sansibars bedarf besonderen Augenmerks, da sie nach der Überproduktion der Gewürznelken auf Sansibar ab den 1840er Jahren und dem darauffolgenden Preisabsturz für die Gewürznelken auf dem Weltmarkt erstmals Kapital zum Erhalt der Gewürznelkenwirtschaft zur Verfügung stellten.⁶⁹ Die daraus entstandene finanzielle Abhängigkeit des arabischen Sultanats von den Indern blieb bis ins 20. Jahrhundert hinein bestehen und die Inder konnten sich so als Hauptfinanziers der Gewürznelkenplantagen behaupten.⁷⁰ Sie wurden zu Zwischenhändlern bzw.

65 Ebd., S. 52.

66 Ebd., S. 56.

67 Ebd., S. 52.

68 S. Croucher: *Capitalism and Cloves*, S. 43.

69 A. Sheriff: *Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar*, S. 61.

70 E. Gilbert: *Dhows & The Colonial Economy of Zanzibar*, S. 17.

Maklern zwischen den arabischen und afrikanischen Produzenten und den europäischen Abnehmern der Gewürznelken auf Sansibar.

Um die einzelnen Arbeitsschritte zu veranschaulichen, die notwendig waren, um die Gewürznelken als Exportprodukt für den internationalen Markt versandfertig zu machen, möchte ich mit einem Zitat von Emily Ruete aus ihrer biografischen Erzählung *Memoirs of an Arabian Princess from Zanzibar* beginnen, in der sie den Alltag auf den Gewürznelkenplantagen wie folgt beschreibt: »We rarely undertook these excursions at harvest-time, so as not to interrupt the slaves in their labour. Cloves have a peculiarity of ripening quite suddenly, so that it requires the greatest exertions to gather in the crops at the right moment.«⁷¹ Weiter heißt es: »The only really busy time of the year, then, is the harvest. The ground in that gracious clime almost takes care of itself. No manure is ever used, except the straw that is sometimes burnt.«⁷² Die Erzählung Ruetes lassen den Anschein erwecken, dass es bis auf die aufwendige Ernte wenig zu tun gab auf den Plantagen. Diese Annahme findet ebenfalls Ausdruck durch ihre verharmlosenden Darstellungen in Bezug auf die Sklaverei-Frage. Führt man sich jedoch vor Augen, wie hoch die Sterberate der Sklav:innen auf den Plantagen gewesen ist – Abdul Sheriff vermutet sie bei ca. 10 % – sollte die alltägliche Arbeit der Sklav:innen auf den Plantagen stärker in den Fokus gerückt werden.⁷³ Unter Rückgriff auf weitere Quellen, wie u.a. das *Notizblatt des Königlichen Botanischen Gartens und Museums zu Berlin* aus dem Jahr 1897, lässt sich ein detailliertes Bild des Plantagenalltags rekonstruieren: Die Sklav:innen wurden früh morgens von ihren Aufsehern zu den Gewürznelkenbäumen gebracht, die abgeerntet werden sollten. Sie kletterten mit einem Körbchen hoch und pflückten auf den Ästen sitzend den Baum ab. Angesichts der Höhe des Baumes war dies ein gefährliches Unterfangen. Hin und wieder wurde deshalb für den Erntevorgang eine dreibeinige pyramidenförmige Leiter aus Bambus eingesetzt.⁷⁴ Nach ca. acht bis neun Stunden Arbeit wurden von einer Sklav:in in etwa zwei Bäume abgeerntet. Die Ernte wurde von weiteren Sklav:innen auf freien Flächen vor dem Haus des Plantagenbesitzers aussortiert, die Gewürznelken von Blättern und Stängeln befreit und anschließend zum Trocknen auf

71 Ruete, Emily: *Memoirs of an Arabian Princess from Zanzibar*, Zanzibar: The Gallery Publications 1998, S. 66.

72 Ebd., S. 67.

73 A. Sheriff: *Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar*, S. 59f.

74 o.A.: »Über den Gewürznelkenbau in Zanzibar«, S. 276.

Matten ausgebreitet. Das Trocknen dauerte bis zu drei Tage, wobei die Gewürznelken nachts wieder reingeholt werden mussten, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen.⁷⁵ Da die Erntezeit auch zum Teil mit der Regenzeit auf Sansibar zusammenfiel, war die Arbeit für die Sklav:innen sehr kräftezerrend.⁷⁶

Außerhalb der Ernteperiode mussten die Gewürznelkenbäume beständig von langen Gräsern befreit werden, da diese in dem feucht-warmen Tropenklima so hoch wuchsen, dass die Gräser die Erträge des Gewürznelkenbaumes beeinträchtigen konnten, da der Baum dann nur noch an der Spitze Früchte trug.⁷⁷ Aufgrund der Größe der Plantagen ist der Arbeitsaufwand für das Jäten der Gräser entsprechend hoch einzuschätzen.

Die Aufbereitung der Gewürznelken für den Transport und die Verschiffung bedurfte je nach Produktvorliebe noch weiterer Schritte. Für den Transport nach Hamburg liefert das überlieferte Firmenarchiv des Handelshauses O'Swald Daten, die Karl Evers in seiner Dissertationsschrift aufbereitete, um diesen Produktionsschritt zu rekonstruieren.

Da die christlich-europäischen Händler:innen seit dem Moresby-Vertrag 1822 keine Sklav:innen kaufen durften⁷⁸, ihre Handelsbetriebe jedoch auf Sklavenarbeit angewiesen waren, konnten sie die Sklav:innen vom Sultanat »ausleihen«.⁷⁹ Die Sklav:innen wurden beispielsweise für den O'Swaldschen Gewürznelkenbetrieb für eine weitere Runde des Aussortierens, für das Abwiegen, Verpacken und für das Beladen auf den Handelsschiffen eingesetzt. Nachdem die Gewürznelken durch Sklav:innen von den Plantagen nach Sansibar-Stadt gebracht und über einen indischen Zwischenhändler an u.a. O'Swald verkauft wurden, landeten sie im Handelshaus, das eine große Lagerhalle besaß. Das niedergelassene Handelshaus der O'Swalds lag nur unweit von Sansibar-Stadt, die Gewürznelken wurden vermutlich von Sklav:innen dorthin gebracht. Es wird beschrieben, dass die Gewürznelken nach dem Ankauf noch ein weiteres Mal »übergesucht« werden mussten, was »viel Zeit und Arbeit kostete«.⁸⁰ Zum Verkauf wurden die Gewürznelken in Körben

75 Ebd.

76 Evers, Karl: Das Hamburger Zanzibarhandelshaus Wm. O'Swald & Co: 1847–1890; zur Geschichte des Hamburger Handels mit Ostafrika. Unveröffentlichte Dissertationsschrift, Hamburg 1986, S. 241.

77 o.A.: »Über den Gewürznelkenbau in Zanzibar«, S. 281.

78 Srinivasan, Padma: »Slavery in Mauritius and the Moresby Treaty of 1822«, in: Proceedings of the Indian History Congress 60 (1999), S. 1011–1017, hier S. 1016.

79 Vgl. F. Brahm: Merchandise of Power, S. 49.

80 K. Evers: Das Hamburger Zanzibarhandelshaus Wm. O'Swald & Co., S. 210.

zu je zwei Frasilah gewogen und anschließend in Säcke zu je vier Frasilah verpackt. Der Historiker Karl Evers beschrieb in seiner Dissertation in Form einer euphemistischen Darstellung der Sansibargeschäfte der O'Swalds bis 1890, dass es bei den O'Swalds ein Entlohnungssystem für die »geliehenen« Sklav:innen gab.⁸¹ Ob die Sklav:innen ihren Lohn behalten durften, ist nicht bekannt.

Die Untersuchung von Karl Evers zeigt, wie fundamental die Sklaverei auf Sansibar für die deutschen Handelsbeziehungen war. Solange ein wirtschaftlicher Vorteil bestand, nahmen auch deutsche Kaufleute unmoralische Produktionsverhältnisse in Kauf. Felicitas Becker beschreibt dies in ihrem Werk *Islam and Imperialism in East Africa* folgendermaßen: »European trading firms that dealt complacently in products implicated in slave-trading and slavery«.⁸²

Deutsche Haltung zur Sklaverei

Obwohl das Brüsseler Konferenzgesetz vom 2. Juli 1890 den Sklav:innenhandel Sansibars in die Arabische Welt aus scheinbar moralischen Gesichtspunkten verboten hatte, blieb die Sklaverei auf den Plantagen Sansibars bestehen. Schließlich bezog sich das Gesetz nur auf den Handel, nicht auf bereits bestehende Ausbeutungsverhältnisse. Erst ab dem Jahr 1897 veranlasste Großbritannien effektivere Gesetzgebungen gegen die Sklaverei an sich.⁸³ Doch auch diese Gesetzgebung wurde nur allmählich auf den Plantagen Sansibars umgesetzt. In der Zeitschrift für tropische Landwirtschaft *Der Tropenpflanzer* wurde im Jahr 1898 über absehbare wirtschaftliche Konsequenzen durch die Gesetzgebung nachfolgendes geschrieben:

Man soll sich aber hüten, die Aufhebung der Sklaverei zu forcieren die Entwicklung muss langsam gehen; [...] durch die radikale Aufhebung der Sklaverei auf Sansibar wäre, wenn sie streng durchgeführt würde, die Nelkenkultur stark gefährdet, da die arabischen Pflanzer kein Kapital zur Bezahlung des Tagelohnes besitzen; vielleicht wird sich die englische Regierung zur Ermä-

81 Ebd., S. 208.

82 Becker, Felicitas/Beez, Jigal: Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907, Berlin: Ch. Links 2005, S. 114.

83 E. Gilbert: Dhows & The Colonial Economy of Zanzibar, 1860–1970, S. 77.

ßigung der jetzt 30 pCt. des Wertes betragenden Nelkenausfahrsteuer, einer Haupteinnahme der Verwaltung, entschliessen müssen [sic!].⁸⁴

Unerwähnt bleibt hier die Abhängigkeit der deutschen Handelsfirmen von der Sklaverei auf Sansibar hinsichtlich ihrer Handelsgeschäfte. Bei diesem bewusst gewählten Narrativ wird von deutscher Seite in Bezug auf die Ausbeutungsverhältnisse keine Verantwortung übernommen. Stattdessen geht es gänzlich um das Gewürznelkengeschäft für den deutschen Handel respektive um die Preisbildung des Gewürznelkenhandels für den deutschen Markt.

Da die daraus resultierenden wirtschaftlichen Einbußen für die Plantagenwirtschaft auch als Einbußen in der deutschen Wirtschaft spürbar wurden, reagierten die deutschen Handelsakteure in der Region auf diese Situation, gelinde gesagt, pragmatisch: »Thatsache ist jedenfalls, dass nach Aufhebung der Sklaverei auf Zanzibar und Pemba die Produktionsverhältnisse ganz andere geworden sind, so dass es mit den jetzt lange Zeit in Geltung gewesenen billigen Preisen der Nelken für immer vorbei sein dürfte.«⁸⁵

Wie signifikant der Einfluss der Wirtschaft hinsichtlich kolonial-politischer Fragestellungen auf deutscher Seite war, zeigt beispielsweise die Position des Kolonialrates, welcher 1890 in Berlin gegründet wurde. Die Mitglieder des Kolonialrates setzen sich zusammen aus verschiedenen Interessensverbänden. Darunter fanden sich auch etliche Kaufläute und Händler wie Adolf Woermann.⁸⁶ Zwar hatte der Kolonialrat als Beirat der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes nur eine beratende Funktion für die Regierung, doch dürfte durch die große Anzahl an Wirtschaftsvertretern die Haltung hinsichtlich eines Sklaverei-Verbotes eindeutig gewesen sein.⁸⁷

Dieses Beispiel zeigt, wie bedeutend der Handel mit Produkten aus deutschen und europäischen Kolonien für das Deutsche Kaiserreich gewesen

84 o.A.: »Dr. Stuhlmann über die wirtschaftliche Entwicklung in Deutsch-Ostafrika«, in: *Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft* 2 (1898), S. 120.

85 Warburg, Otto: »Bericht von Heinrich Haensel, Fabrik ätherischer Öle und Essenzen, Pirna a. d. Elbe, 1897«, in: *Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft* 2 (1898), S. 100–101, hier S. 101.

86 Adolf Woermann war ein sehr erfolgreicher Hamburger Händler in Übersee, unterhielt die Woermann-Linie von Hamburg nach Westafrika und war nachweislich an dem Genozid der Herero in Namibia beteiligt.

87 Vgl. Deutsch, Jan-Georg: *Emancipation without abolition in German East Africa, c.1884-1914* (= *Eastern African studies*), Oxford u.a.: Ohio University Press 2006, S. 131–133.

ist. Über die Karriere der Handels- und Kaufmannsvertreter in politischen Ämtern – O'Swald als preußischer Generalkonsul ab den 1840er Jahren⁸⁸ und als Mitglied der Abteilung Deputation für Handel und Schiffahrt in Hamburg; Woermann als Mitglied des Kolonialrates; die spätere politische Karriere von Edeka-Gründer Borrmann als Mitglied und Stadtverordneter der Wirtschaftspartei in Berlin – lässt sich eine andauernde Verschränkung von Handelsbeziehungen und Politik nachweisen.⁸⁹

Die Rücksicht auf wirtschaftliche Belange durch die Politik prägte nachdrücklich die deutsche Haltung in der europäischen Kolonialdebatte bezüglich der Abschaffung von Sklaverei. Es ging darum, den Handel in den Kolonien und die Handelsbeziehungen zu schützen – auch die von Edeka.

Vermarktung und Konsum der Gewürznelke

Nachdem politische und sozioökonomische Einflussfaktoren der Warenkette der sansibarischen Gewürznelke untersucht wurden, wird in einem nächsten Schritt die CCA durch die Betrachtung historischer Vermarktungsstrategien um eine diskursiv analytische Ebene erweitert. Die Edeka-Werbung wird in diesem Zusammenhang ebenfalls berücksichtigt, denn nach Gründung des Dachverbandes 1908 war Edeka Vorreiterin in Sachen Vereinheitlichung der Reklame.

Die Konstruktion von Sehnsüchten in der Werbung

Die technologischen Fortschritte im Anzeigewesen, wie die gedruckten Werbeanzeigen in den sich stark verbreiteten regionalen Zeitungen und Illustrierten ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder das einheitlich gut sortierte Schaufenster in den Läden des Einzelhandels gingen mit der massenhaften Verbreitung von einstigen Luxusgütern einher, die nun als Massenware Profit für die Händler versprachen.⁹⁰ Diese Veränderungen waren nicht nur Ausdruck eines soziokulturellen Wandels: Es war nicht länger verpönt seine Ware durch eine Werbeanzeige in den Vordergrund zu stellen und gleichzeitig

88 Vgl. Töppel, Felix: »Die Preußische Seehandlung und die Konsulate: Zugänge zu einer Globalgeschichte Preußens?«, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 32 (2022), S. 19–51, hier S. 38.

89 Vgl. F. Borrmann: Sie oder Wir, S. 11.

90 Vgl. S. Wolter: Die Vermarktung des Fremden, S. 48.

gab es viele neue gutsituierte Wareneinkäufer:innen.⁹¹ Sie haben insbesondere durch die in den Werbeanzeigen enthaltene hinzugekommene Dimension der lebensweltlich-kulturellen Repräsentation Käufer:innenversprechen geliefert, die die Konsummuster des Bürgertums maßgeblich mitbestimmt haben. Stefanie Wolter spricht in diesem Zusammenhang von einer »Bilderflut, die den Konsum revolutionierte« welche durch »die Entwicklung hochkomplizierter Kommunikationssysteme, [...] die Waren mit einer sozialen Bedeutung versehen und das Bedürfnis nach ihnen wecken«.⁹² Die neu entstandene sogenannte Wirtschaftswerbung war ein untrennbarer Bestandteil der modernen Konsumgesellschaft ab 1890.⁹³

Ohne eine wirkmächtige Vermarktung der Kolonialwaren wären jene nicht als zivilisatorische Notwendigkeit wahrgenommen und massenweise von der neu gewachsenen Konsumgesellschaft gekauft worden. Gängiges Mittel der Reklame für die Produktvermarktung war die Verwendung eines als exotisch konstruierten »Anderen«. Dabei wurde den Konsument:innen mit dem Erwerb des Produktes quasi ein exotisches Versprechen gemacht – dies konstruierte dabei gleichzeitig koloniale Sehnsüchte.⁹⁴

Auch Edeka benutzte koloniale Sehnsüchte bei der Produktwerbung: Nachdem die *Handels-Rundschau* 1908 ins Leben gerufen wurde, folgte zügig die Reklame-Beilage. Hier betonte Edeka-Gründungsvater Fritz Borrmann, dass der Edeka-Verband die Entwicklung der Reklame maßgeblich mitbeeinflusst hat. Borrmann bezeichnete die Abteilung der Edeka-Verlagsgesellschaft als die »geistige Führerin des Reklamedankens«.⁹⁵ Spätestens durch das Aushängeschild der Edeka selbst, als Kennzeichnung der Mitgliedschaft im genossenschaftlichen Verband, und durch die Eigenmarke, hatte Edeka verstärkt mittels Reklame auf sich aufmerksam gemacht.⁹⁶

91 »Reklame-Beilage«, in: Deutsche Handels-Rundschau (1914), S. 30–31.

92 S. Wolter: Die Vermarktung des Fremden, S. 25.

93 Vgl. Brune-Berns, Silke: »Im Lichte der Großstadt – Werbung als Signum der urbanen Welt«, in: Borscheid/Wischermann, Bilderwelt des Alltags (1995), S. 90–115, hier S. 92.

94 Vgl. S. Wolter: Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums, S. 61.

95 Rekofa-Festschrift zur Reichsausstellung für Kolonialwaren und Feinkost, Berlin: Edeka-Verlags-Gesellschaft 1927, S. 23.

96 Die in diesem Sammelband ebenfalls erschienene Untersuchung Anne Peiters enthält Beispiele der historischen Edeka-Werbung, sogenannte Edeka-Reklamemärkchen. Die Autorin zeigt, wie in der Edeka-Anzeigewelt über imaginierte Trägerkarawanen mit imperialen Besitzansprüchen (Plantagenbesitz) und Sehnsüchten im Warenhandel

Die Gewürznelke als unterschätzte Kolonialware

Die Bewerbung von Kolonialwaren und der Konsum dieser Waren war häufig mit der Konstruktion von exotischen Sehnsüchten und Mythen verknüpft, die sich wiederum auf die kolonialen Warenströme auswirkten. Im Falle der sansibarischen Gewürznelke lässt sich nach meiner Recherche eine solche direkte Exotisierung bzw. Aufladung mit Sehnsüchten nicht konkret nachweisen: Denn in der hier untersuchten historischen Werbewelt wurde die sansibarische Gewürznelke kaum als Kolonialware gekennzeichnet oder exotisiert dargestellt. Es wurde bei Edeka sogar eine Unterscheidung zwischen Kolonialwaren und Gewürzen gemacht, wie in Abbildung 1 zu sehen ist.

Dieser Umstand führte möglicherweise dazu, dass Gewürze nicht direkt als Kolonialwaren von den Konsument:innen wahrgenommen wurden. Ich bezeichne die sansibarische Gewürznelke darum als unterschätzte Kolonialware: Wenn man die damaligen Produktionsverhältnisse auf Sansibar und die koloniale Warenkette betrachtet, so steht außer Frage, dass koloniale Ausbeutung hier eine fundamentale Rolle spielte. Die Angaben von Bettina Wieneck bezüglich des Pro-Kopf-Konsums der Gewürznelke zwischen Ende des 19. Jahrhunderts und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zeigen zusätzlich, welche Relevanz die Gewürznelke als koloniale Handelsware für die Konsumgesellschaft hatte.

Die sansibarische Gewürznelke tauchte auch beständig als koloniales Handelsprodukt in den Marktberichten der Edeka-*Handels-Rundschau* und den weiteren untersuchten Kolonialwaren- und Detaillistenzeitungen auf. Sansibar stand dabei synonym für die Gewürznelke, wie dieser exemplarische Auszug belegt: »Feinste Sansibar sind mit 128M., prima Sansibar mit 124 M. käuflich«. ⁹⁷

gespielt wurde. Die Reklamemarken, welche bereits ab 1900, also noch vor der Etablierung der Edeka-Eigenmarke 1912, als Reklamematerial im Umlauf waren, bedienen genau jene rassistischen Stereotype, die Stefanie Wolter in ihrer Untersuchung der imperialen und kolonialen Werbung aufgezeigt hat.

97 o.A.: »Handelsbericht«, in: Deutsche Handels-Rundschau (1914 [vor Kriegsausbruch]), S. 188. Die Preisangabe bezieht sich auf je ein deutsches Pfund.

Abbildung 1: Eigene Waren der Z. E. G. (1914).

Zentral-Einkaufsgenossenschaft
des Verbandes deutscher kaufmännischer Genossenschaften.

Bezugsquelle für alle

Marken-Artikel

Kolonialwaren ☐ Gewürze ☐ Hülsenfrüchte
Getrocknetes Obst und Südfrüchte • Gemüse-, Früchte- und Fisch-Konserven
Kakao, Schokolade und Zuckerwaren
Speiseöle, Margarine, Schmalz und Butter
Haus- und Toilette-Seifen, Wasch- und Putz-Artikel.

Tabak, Cigarren, Cigaretten

Weine, Obstweine, Fruchtsäfte und Liköre.

Gegenwärtig ist **günstige Einkaufszeit** für

Kandis,
Citronat und
Reis neuer Ernte.

Diese interessante Gleichsetzung des Anbaugesbietes mit dem Produkt zeigt zwei Phänomene des Spannungsverhältnisses zwischen kolonialem Warenstrom und Sehnsucht: Erstens setzt es bereits die Kenntnis über den konkreten Ort der Produktion der Gewürznelke beim Publikum voraus und zweitens lässt sich dadurch doch eine gleichzeitige Exotisierung herleiten, da allein der Herkunftsort für deutsche Konsument:innen einen mit kolonialen Sehnsüchten verbundenen Bezug hatte. In seiner Funktion hat dieser Sansibar-Mythos ähnlich wie die in der Werbung dargestellten Sehnsuchts-

konstruktionen gewirkt, folgt man den Erläuterungen von Roland Barthes⁹⁸: »Der Mythos entzieht dem Gegenstand, von dem er spricht, jegliche Geschichte. Die Geschichte verflüchtigt sich aus ihm.«⁹⁹ Produkte werden mit einem Ort verknüpft und Orte werden mit einem Mythos, einer Sehnsucht verbunden. Die Gewürznelke hat also direkt über die Mythenbildung um Sansibar funktioniert. Ziel war dabei stets, die positive Exotisierung der Warenbezeichnung und den wie selbstverständlich erscheinenden kolonialen Zugriff auf die Ware in die Steigerung des Verkaufes umzumünzen.

Sansibar war für das Deutsche Kaiserreich zweifelsohne ein Sehnsuchtsort. Inwiefern er bewusst konstruiert wurde, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Der Nimbus, der allein durch das Wort Sansibar im deutschen Raum entstand und immer noch besteht, kann eventuell auf Expeditionsberichte der Händler zurückgeführt werden. Die Handelsfirma Hertz beschrieb im Jahr 1848 die »Fruchtbarkeit Zanzibars« denn dort gäbe es »Apfelsinen, Mangoes, Bananen, [...] im Überfluss«.¹⁰⁰ Sansibar wurde seither als romantische Gewürzinsel wahrgenommen.

Diese Erläuterungen stimmen mit dem theoretischen Verständnis von Barthes hinsichtlich der Loslösung des Mythos von der eigentlichen Geschichtsschreibung überein. Die kolonialen Handelswaren Sansibars waren per se durch ihren Herkunftsort über den hier dargelegten Mythos mit exotischen Sehnsuchtskonstruktionen verbunden. Allein die Produktbezeichnung, welche im Falle der Gewürznelke die Gleichsetzung mit dem Herkunftsort war, löste beim Publikum ein sehnsuchtsvolles Verlangen aus, ein abstraktes und imaginiertes Bild von einem intensiv-riechenden Sehnsuchtsort, von einer romantischen Gewürzinsel.¹⁰¹

98 Barthes, Roland/Scheffel, Helmut: *Mythen des Alltags*, 6. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, S. 295.

99 Ebd., S. 306.

100 StAHH, 231–3_B, Adolph Jacob Hertz Söhne, vormals: Adolph Jacob Hertz & Söhne, vormals: Adolph Jacob Hertz, Nr. 6282.

101 An dieser Stelle möchte ich auf die ebenfalls in diesem Sammelband erschienene Arbeit von Daniel Jankowski *Chromatografische Kulissen. Bildpostkarten der Ersten Deutschen Kolonial Ausstellung 1896 in Berlin* verweisen. Wie von Jankowski ausführlich erörtert, zeigt die von J. Miesler produzierte Postkarte *Flaggen über Sansibar* als Werbematerial

Fazit

Der koloniale Warenstrom von Sansibar nach Berlin wurde geprägt von Sklaverei, ökonomischen und kolonialpolitischen Umbrüchen. Durch die stetig steigende Nachfrage nach kolonialen Gütern war der Handel mit Kolonialwaren wie der sansibarischen Gewürznelke ein äußerst lukratives Geschäft. Die Verstrickung von Wirtschaft und Kolonialpolitik manifestierte sich in dem Interesse, Handelsvorteile im Kolonialwarenhandel zu erlangen und dadurch einen wirtschaftlichen Wert aus den Kolonien und Interessensgebieten ziehen zu können – auf Kosten der einheimischen Bevölkerung. Das führte zur ersten Hochphase des sich globalisierenden Weltmarktes, zu dem auch Sansibar zählte.

Die Kolonialwarenhändler in Berlin waren Teil des kolonialen Gefüges, obwohl das Deutsche Kaiserreich offiziell noch keine Kolonien hatte. Trotz der Bedeutsamkeit der hanseatischen Händler und Kaufleute und ihres profitorientierten Handelns als Wegbereiter für die Gründung der Deutschen Kolonien und der Etablierung von Handelsbeziehungen muss betont werden, dass die bürgerliche Konsumgesellschaft in Berlin über Edeka die Nachfrage nach Produkten aus Übersee beförderte.

Die massenhafte Verbreitung einstiger kolonialer Luxusprodukte in der entstehenden Konsumgesellschaft konnte nur durch veränderte Produktionsbedingungen und imperiale Handelsbeziehungen gewährleistet werden. Es waren die Einzelhändler der Edeka, die die Gewürznelke massenhaft an die Konsument:innen verkauften. Die Edeka-Gründung wurde also für die historische Stadtgesellschaft Berlins zum ›Tor zur Welt‹.

Der koloniale Warenstrom nach Berlin war wiederum für den wirtschaftlichen Aufstieg der Einzelhandelsbranche essenziell und ebnete Berlin den Weg in die Moderne. Die Spezialisierung auf Kolonialwaren und der genossenschaftliche Schulterschluss waren die Schlüssel zu Edekas Erfolg.

Für die historische Warenkette der Gewürznelke, die sich nur auf der Grundlage von Sklaverei in der Produktion derart etablieren konnte, wurde durch die Arbeitsteilung innerhalb der Handelskette von deutscher Seite

für die Kolonialausstellung Teile einer Sansibar Kulisse mit teilweise fiktiven Darstellungen. Vor allem die Flagge des Deutschen Kaiserreichs über dem Palast des Sultans zeigt eine expansionistische Imagination von Sansibar. Jankowski beschreibt dies wie folgt: »Die Bildinhalte der Postkarte inszenieren die Realität eines deutschen Sansibars, einer Kolonie [...]«.

her keine Verantwortung übernommen. Die Kolonialwarenhändler waren jedoch nicht nur an der Aufrechterhaltung der Handelsbeziehungen nach Sansibar beteiligt, sondern steuerten durch den zentralisierten Einkauf auch die Nachfrage. Das machte sie zu einem zentralen wirtschaftlichen Akteur für das Kaiserreich und schließlich zum Profiteur der Sklaverei auf den Gewürznelkenplantagen.

Die Recherche zur Quantität ergab, dass sich der Konsum der Gewürznelke im Kaiserreich von 1885 bis zum Ersten Weltkrieg nahezu verdoppelte. Die Gewürznelke wurde zu einem festen Teil der Berliner Genussskultur und findet sich bis heute in der Originalrezeptur von ikonischen Berliner Gerichten wieder.

Die diskursive Erläuterung bezüglich des Sansibar-Mythos lässt wiederum die Vermutung zu, dass die sansibarische Gewürznelke der Konsumgesellschaft doch als Kolonialware bekannt war – wenn auch weniger exotisiert dargestellt und mit Sehnsüchten aufgeladen als andere, prominentere Kolonialwaren. Aber genau das macht sie in ihrer Erscheinung in der Berliner Küche so interessant: Sie war eine unterschätzte Kolonialware, die im Schatten von Kaffee und Kakao oft in der Geschichtsschreibung übersehen wurde.

Mithilfe der CCA hat dieser Artikel zur Sichtbarmachung der kolonialen Verflechtungsgeschichte zwischen Berlin und Sansibar durch die Edeka-Entstehungsgeschichte beigetragen. Edeka wurde als zentrale Triebkraft der Aufrechterhaltung des Warenstroms der Gewürznelke von Sansibar nach Berlin und als wichtiger Akteur in der kolonialen Verflechtung der beiden Orte herausgearbeitet.

Berlin als Ort der Kolonialpolitik und Wissensproduktion

›Vom Wehen der Postflagge‹ – Das Berliner Volksblatt positioniert sich im Dampfersubventionsstreit 1884/85

Krisenwahrnehmung im Kontext der kolonialen Wende

Christian Dietrich

Die Konjunktur erholte sich nur langsam. Nach dem Gründerkrach 1873 stagnierte das Bruttoinlandsprodukt für das restliche Jahrzehnt, Anfang der 1880er-Jahre stieg es wieder. Nach sechs Jahren der Flaute folgten 1881 bis 1885 fünf Jahre eines leichten Aufschwungs.¹ Aber die wirtschaftliche Krise hatte zahlreiche Verlierer produziert und somit der sozialen Frage Nachdruck verliehen. Auf lange Sicht erfuhr die Industrieentwicklung nur einen Dämpfer, unter den Zeitgenossen blieb der Eindruck eines wirtschaftlichen Einbruchs. Er ging mit Massenarbeitslosigkeit, Verelendung und einer intensiveren Auswanderung einher. Der Blick in die offiziellen Statistiken eröffnet die zeitgenössische Perspektive.

Ab 1880 wanderten immer mehr Deutsche aus. Allein zwischen 1880 und 1884 verließen mehr als 820.000 Menschen das Land. Die übergroße Mehrheit von ihnen emigrierte in die USA. Mit nur circa 10.000 Zuwanderern war Brasilien das zweitwichtigste Auswanderungsland, nennenswerte Migration aus Deutschland nach Afrika oder Asien gab es in diesem Zeitraum nicht.² Wer sich zur Auswanderung entschied, der kam oft aus den armen, agrarisch geprägten Landesteilen: Westpreußen, Posen, Pommern, Schleswig-Holstein

1 Kernbauer, Hans/März, Eduard: »Das Wirtschaftswachstum in Deutschland und Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg – eine vergleichende Darstellung«, in: Wilhelm Heinz Schröder/Reinhard Spree (Hg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart: Klett-Cotta 1980, S. 47–59, hier S. 54.

2 Hoerder, Dirk: *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium*, Durham/London: Duke University Press 2002, S. 336–339.

und Bayern.³ Wer ging, der hoffte den kargen Zuständen zu entfliehen. Die Kolonialvereine reagierten darauf, indem sie in ihrer Propaganda für deutsche Kolonien den Exodus berücksichtigten. Mit der Schaffung von Kolonien ließe sich die Migration dorthin umlenken, die Auswanderer würden somit auch nach dem Verlassen des Deutschen Reiches an der ›deutschen Sache‹ mitwirken. Der Aufbau eines Imperiums als nationales Projekt würde außerdem die tiefen Gräben in der Gesellschaft zuschütten. Schließlich sei die koloniale Präsenz ein Zukunftsprojekt, erhöhe den Zugriff auf Absatzmärkte und Rohstoffe, mache die Industrieproduktion damit krisenfester.⁴

Dass die politische Öffentlichkeit gerade 1884 – dem Jahr des »Erwerbs« der ersten Kolonien – empfänglich war für ökonomische Versprechungen und bevölkerungspolitische Argumente, ist Teil der Kolonialbegeisterung in den 1880er-Jahren. Konzentrierte sich die deutsche Schutzzollpolitik in den 1870er-Jahren auf Ozeanien, rückte 1884 Afrika in das kolonialpolitische Okular. Die europäischen Mächte kamen 1884/85 zur Berliner Konferenz zusammen und teilten den Kontinent unter sich auf. Das Deutsche Reich mischte nicht nur als Gastgeber mit. Togo, Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) und Kamerun wurden 1884 zu Schutzgebieten erklärt, im Jahr darauf folgte Deutsch-Ostafrika. Ende November 1884 nahm das Reich Territorien in der Südsee und Neuguinea in Besitz.

Die kolonialpolitische Wende vom informellen Imperialismus zum formellen Kolonialbesitz mit direkter Herrschaftsausübung berührte verschiedene politische Teilbereiche.⁵ Die Errichtung einer kolonialpolitischen Infrastruktur verband finanz- und verkehrspolitische Fragen. Im Mai 1884 präsentierte die Reichsregierung eine Vorlage, die die Einrichtung einer Postdampferlinie nach Australien und Asien vorsah. Reichskanzler Otto von Bismarck begründete sie in der Sitzung der Budgetkommission am 23. Juni mit der kolonialpolitischen Wende. Die Entscheidung des Gremiums erklärte er zum »Verdikt über die Chancen der deutschen Kolonialexpansion.«⁶ Im Laufe des Jahres wurde die Vorlage überarbeitet und an die neuen Verhältnisse

3 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Zehnter Jahrgang 1889, hg. vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Berlin 1889, S. 15.

4 Ullmann, Hans-Peter: Das Deutsche Kaiserreich. 1871–1918, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, S. 80f.

5 Ebd., S. 81f.

6 Wehler, Hans-Ulrich: Bismarck und der Imperialismus, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972, S. 246.

angepasst. In der aktualisierten Fassung wurde die Eröffnung von Linien nach Australien und Asien um eine nach Afrika ergänzt. Sie sollten für 15 Jahre und mit jährlich 5,4 Millionen Mark subventioniert werden. Diese zweite Vorlage erreichte den Reichstag im November 1884.⁷

Zwischen der ersten und der zweiten Vorlage wurde der Reichstag neu gewählt. Die Wahl vom 28. Oktober 1884 hatte drei Gewinner: die Sozialdemokratie sowie die Nationalliberalen, die beide mehr Stimmen auf sich vereinen konnten als zur letzten Wahl 1881, und die Deutschkonservativen, die trotz Stimmenverlustes, aber dank des Mehrheitswahlrechtes 22 Sitze im Reichstag hinzugewannen und nun mit 78 Abgeordneten die zweitgrößte Fraktion bildeten. Die größte Fraktion stellte weiterhin das Zentrum mit 99 Abgeordneten.

Während Deutschkonservative und Nationalliberale die Kolonialpolitik befürworteten, nahm das Zentrum eine skeptische Position ein. Die Sozialdemokraten, die trotz des Weiterbestehens des Sozialistengesetzes nach der Wahl mit 24 Abgeordneten im Parlament vertreten waren, lehnten jede Kolonialpolitik ab.⁸ Bereits im Wahlkampf war sie unter ihnen Thema. Im September äußerte Friedrich Engels im Briefwechsel mit Eduard Bernstein die Sorge, die kolonialpolitische Propaganda könnte eine regierungsfreundliche Mehrheit im Parlament ermöglichen.⁹ Doch zwei Wochen vor der Wahl machte sich Erleichterung breit:

Daß der Kolonialschwindel nicht zieht, freut mich. Es war die geschickteste Karte, die Bismarck ausgespielt, recht auf den Philister berechnet, überfließend von illusorischen Hoffnungen und mit nur langsam sich realisierenden, aber auch horrend schweren Unkosten. Bismarck mit Kolonien erinnert mich an den verrückten (wirklich idiotischen) letzten Herzog von Bernburg,

7 Dietrich, Christian: Im Schatten August Bebels. Sozialdemokratische Antisemitismusabwehr als Republikschutz, Göttingen: Wallstein Verlag 2021, S. 37.

8 Vgl.: Schwarz, Maria-Theresia: »Je weniger Afrika, desto besser.« Die deutsche Kolonialpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine Untersuchung zur kolonialen Haltung von Linksliberalismus und Sozialdemokratie, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang 1999, S. 210–217.

9 »Ich schicke Dir eine ›Kölnische‹, woraus Du sehn kannst, wie selbst die humane zivilisatorische Association Internationale des Stanley-Leopold von Belgien in Afrika operiert. Was mögen da erst die Portugiesen und Franzosen machen – und erst unsere Prügel- und Erschieß-Preußen, wenn die anfangen! Übrigens hat Bismarck mit dem Kolonialschwindel einen famosen Wahlcoup gemacht. Darauf fällt der Philister hinein, ohne Gnade und massenhaft.« Friedrich Engels an Eduard Bernstein, 13.-15. September 1884, in: Marx-Engels-Werke [im Folgenden: MEW], Bd. 36, Berlin:

der Anfang der vierziger Jahre sagte: Ich will auch eine Eisenbahn haben, und wenn sie mich tausend Taler kostet. Was 1000 Taler im Vergleich zu den Kosten einer Eisenbahn, das sind die Vorstellungen des Bismarck und seiner Mitphilister von einem Kolonialbudget im Vergleich zu den Kosten.¹⁰

Doch nach der Wahl wurde die Dampfersubventionsvorlage zur Streitfrage in der sozialdemokratischen Fraktion. Der Konflikt erwuchs aus einem parlamentarischen Dilemma. Ließ sich für neue Arbeitsplätze und somit im angenommenen Interesse der eigenen Wählerschaft die Vorlage befürworten oder wog die prinzipielle Ablehnung des Kolonialismus schwerer?¹¹ Diese Fragen wurden nicht nur zu einer Bewährungsprobe der jungen Partei, weil ›Lassalleaner‹ und ›Eisenacher‹, aus denen die SAP 1875 hervorgegangen war, sie verschieden beantworteten.¹² Die Streitpunkte offenbarten auch, dass die Partei trotz ihrer prinzipiellen Ablehnung nur eine bedingt antikonkoloniale Kraft war.

Letztendlich sollten sich die Gegner der Vorlage innerhalb ihrer Fraktion durchsetzen. Aber das war Ende 1884 nicht abzusehen. Zwischen Dezember 1884 und März 1885 schien eine Zustimmung zur Vorlage – zumindest eines Teils der sozialdemokratischen Abgeordneten – denkbar. Mediale Unterstützung fanden die zur Zustimmung bereiten sozialdemokratischen Abgeordneten durch das Berliner Volksblatt, das weniger von exotischen Sehnsüchten als von heimischem Opportunismus geleitet war. Diese Entwicklung steht im Zentrum der folgenden Ausführungen.

Dietz Verlag 1979, S. 206–208, hier S. 207f. August Bebels Einschätzung war nüchtern: »Da alle Register, die seit 1878 gezogen wurden: Soz[ialisten]gesetz, Schutzzollpolitik, Rückwärtsrevidierung der Gewerbeordnung, Agrarpolitik, Sozialreform, die Masse nicht befriedigen, von allen diesen Maßregeln die in Aussicht gestellten Früchte ausbleiben, das Missbehagen immer größer und immer lauter wird, muss ein neues Heilmittel heran, das den Vorteil hat, dass man auf die Früchte ziemlich lange vertrösten kann, aber auch den Nachteil besitzt, ziemlich viel Geld zu kosten. Die Bourgeoisie macht über den Kolonialschwindel viel Lärm, aber bei der Masse findet der Schwindel keinen Boden.« August Bebel an Friedrich Engels, 3. Oktober 1884, in: Werner Blumenberg (Hg.), August Bebels Briefwechsel mit Friedrich Engels, Den Haag: Mouton&Co 1965, S. 185–188, hier S. 187.

10 Friedrich Engels an August Bebel, 11. Oktober 1884, in: MEW, Bd. 36, Berlin 1979, S. 214–216, hier 215f.

11 Lehnert, Detlef: Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983, S. 73.

12 Die Umbenennung in SPD erfolgte erst 1890. Von 1875 bis 1890 firmierte die Partei als Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP).

Wirtschaftsprognose und politisches Kalkül

Es haben sich in der Zwischenzeit die allen bekannten Ereignisse zugetragen, Deutschland hat auf die Zuschauerrolle Verzicht geleistet, es ist eingetreten in die Kolonialpolitik nach den Grundzügen, wie der Herr Reichskanzler sie in der Frühjahrssession hier vor dem hohen Hause und in der Budgetkommission entwickelt hat, und die überwiegend den Beifall der hohen Versammlung fanden. Das ist eine Tatsache, und ebenso ist es Tatsache, daß dieses Vorgehen des deutschen Reichs von der freudigsten Zustimmung des überwiegend größten Teils der Nation begrüßt worden ist.¹³

Mit diesen Worten eröffnete der Reichstagspräsident Wilhelm von Wedel-Piesdorf am 1. Dezember 1884 die erste Beratung über die überarbeitete Gesetzesvorlage zur Dampfersubvention. Sie sah die staatliche Unterstützung von 5,4 Millionen Mark für die Einrichtung von drei Hauptschiffsrouten nach Hongkong, nach Sydney sowie nach Sansibar und einiger Zweiglinien vor.¹⁴ An der Debatte am 1. Dezember beteiligte sich kein sozialdemokratischer Redner, allerdings wurde die Vorlage fraktionsintern in drei Sitzungen kontrovers diskutiert.¹⁵ Wenige Tage vor der ersten Debatte über die Dampfersubventionsvorlage sprach August Bebel im Reichstag zu Haushaltsfragen. Nach langen Ausführungen zum umfangreichen Militäretat kam Bebel auf die Kongo-Konferenz zu sprechen. Er begrüßte sie als das mögliche Ende einer Kolonialpolitik der Okkupation und schlug nach ihrem Vorbild eine große völkerrechtliche Friedenskonferenz aller europäischer Mächte vor.¹⁶ Die inhaltliche Ablehnung der Kolonialpolitik berührte dies jedoch nicht. »Eines der wichtigsten Förderungsmittel der Entwicklung des Kapitalismus ist ein ausgedehntes Kolonialsystem«, hatte Karl Kautsky in *Die Neue Zeit*

13 Präsident (von Wedel-Piesdorf, Wilhelm): »Rede vor dem Reichstag vom 1. Dezember 1885«, in: Stenografische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages – VI. Legislaturperiode, I. Session 1884/85. Erster Band, Berlin: Verlag der Buchdr. der Nordd. Allgemeinen Zeitung 1885 [im Folgenden Stenografische Berichte VI/I/1], S. 120.

14 Schröder, Hans-Christoph: Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der ›Weltpolitik‹ vor 1914, Bonn: Verlag Neue Gesellschaft 1974, S. 126f.

15 Ebd., S. 127.

16 August Bebel, Rede im Reichstag vom 28. November 1884, in: Stenografische Berichte VI/I/1, S. 78–90, hier: S. 89f.

diagnostiziert.¹⁷ Das Ausrauben der indigenen Bevölkerung habe die Industrieentwicklung in den Kolonialländern »treibhausmäßig gefördert«. ¹⁸ Die heutigen Kolonien seien Absatzmärkte und dadurch eine »Lebensbedingung des Kapitalismus geworden«. ¹⁹ Dass hinter der Kolonialpolitik die Suche nach Absatzmärkten stecke, da der Überproduktion in den kapitalistischen Ländern nicht anders begegnet werden könne, war in der Sozialdemokratie eine weit verbreitete Ansicht. ²⁰ Auch als in den Fraktionssitzungen deutlich wurde, dass eine Mehrheit der sozialdemokratischen Abgeordneten die Dampfersubvention befürwortete, traten dennoch nur Einzelne unter ihnen für eine aktive Kolonialpolitik ein. ²¹

Die Fraktionsmehrheit betrachtete die Dampfersubvention nicht als Teil der Kolonialpolitik, sondern als Verkehrsfrage. ²² Für Bebel, der den Streit als einen der beiden Parteiflügel – zwischen Marxisten und Lassalleanern – beurteilte, ²³ eine trügerische Illusion. ²⁴ An Engels, der die Vorlage ebenfalls ablehnte, jedoch an einem Kompromiss innerhalb der Fraktion interessiert war, schrieb er:

Zu alledem kommt, daß die Subvention nach Ansicht der Sachverständigen, wenn die Linien leisten sollen, was man verlangt, bei weitem nicht *reicht*.

17 Kautsky, Karl: »Tongking«, in: Die Neue Zeit 2/4 (1884), S. 156–164, hier S. 156. Vgl. auch Wegner, Jörn: Die Kriegs- und die Kolonialfrage in der britischen und deutschen Arbeiterbewegung im Vergleich 1899–1914, Berlin: Metropol Verlag 2014, S. 30f.

18 K. Kautsky: Tongking, S. 157.

19 Ebd.

20 Schröder, H.-C.: Sozialismus und Imperialismus, S. 106. In seiner Reichstagsrede von 4. März 1885 führte Wilhelm Liebknecht aus: »Fragen wir uns ruhig: was wird mit der sogenannten Kolonialpolitik denn eigentlich bezweckt? Wenn wir auf den Grund gehen, so wird als der Zweck hingestellt: *die Überbevölkerung und Überproduktion zu steuern*.«; Liebknecht, Wilhelm: »Rede im Reichstag vom 4. März 1885«, in: Stenografische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages – VI. Legislaturperiode, I. Session 1884/85. Dritter Band, Berlin: Verlag der Buchdr. der Nordd. Allgemeinen Zeitung 1885 [im Folgenden Stenografische Berichte VI/1/3], S. 1539–1544, hier: S. 1540 [Hervorhebung im Original].

21 August Bebel an Hermann Schlüter, 24./27. Dezember 1884, in: Im Kampf um den revolutionären Charakter der proletarischen Partei. Briefe führender deutscher Arbeiterfunktionäre – Dezember 1884 bis Juli 1885, hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus, Berlin: Dietz Verlag 1977 [im Folgenden: Im Kampf], S. 75–77.

22 Ebd., S. 75.

23 August Bebel an Julius Motteler, 21. Dezember 1884, in: Ebd., S. 72–74, hier S. 73.

24 August Bebel an Julius Motteler, nach dem 30. Januar 1885, in: Ebd., S. 98f.

[...] Ferner, hat man diese Linien, so wird man genau mit denselben Gründen andere dort unten in der Südsee verlangen können. Die Kolonialerwerbungen in der Südsee und im Stillen Ozean fangen an, bedenklich zu werden, weil sie abenteuerlich sind. Aus alledem folgt dann die Notwendigkeit von Kohlenstationen, Seebefestigungen, Kriegsschiffstationen etc. etc. Wo soll da haltgemacht werden?²⁵

Im Interesse einer fraktionsinternen Einigung schlug Engels vor, die Zustimmung zur Subvention an eine von der Regierung nicht zu erfüllende Bedingung zu knüpfen. Die Unterstützung der Reeder müsse an eine Subvention von Arbeitergenossenschaften in gleicher Höhe geknüpft werden. Engels ging davon aus, dass die Bismarckregierung diesen Vorschlag ablehnen und so die Fraktionsmehrheit ohne Gesichtsverlust ins Lager der Nein-Stimmen schwenken würde.²⁶ Eduard Bernstein, Chefredakteur des im Züricher Exil erscheinenden *Sozialdemokrat*, erwartete hingegen Prinzipienfestigkeit. Im Brief an Engels kommentierte er dessen Kompromissvorschlag:

Dein Vorschlag hat den Zweck, der Majorität das Nein! zu erleichtern. Obwohl nach meiner Ansicht unsere Leute keinen Grund haben, sich vor ihrem eigenen Votum zu fürchten, so will ich zugeben, daß schließlich für einen Moment die Dampfervorlage in der Tat als eine selbständige Angelegenheit betrachtet werden konnte. Nach den Annexionen in der Südsee und Bismarcks Erklärungen im Reichstag ist das aber nicht mehr möglich, jetzt stimmt, wer die Dampfervorlage annimmt, auch für die Kolonialgeschichte, und da haben unsere Leute die Pflicht, rund und nett nein zu sagen.²⁷

Aus der Prinzipientreue des *Sozialdemokrat* erwuchs ein Konflikt mit den sozialdemokratischen Abgeordneten, die der Vorlage positiv gegenüberstanden und sich durch die Berichterstattung bloßgestellt sahen.²⁸ Die Fraktion ver-

25 August Bebel an Friedrich Engels, 28. Dezember 1884, in: Ebd., S. 77–81, hier S. 78 [Hervorhebung im Original].

26 Friedrich Engels an August Bebel, 30. Dezember 1884, in: Ebd., S. 82–85.

27 Eduard Bernstein an Friedrich Engels, 15. Januar 1885, in: Ebd., S. 87–90, hier S. 88f. Zum Vorschlag von Engels und der Bebelschen Kritik daran vgl.: Hyrkkänen, Markku: Sozialistische Kolonialpolitik. Eduard Bernsteins Stellung zur Kolonialpolitik und zum Imperialismus 1882–1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Revisionismus, Helsinki: SHS 1986, S. 46–52.

28 Eduard Bernstein an Karl Kautsky, 6. Februar 1885, in: Ebd., S. 102–104; Johann Heinrich Wilhelm Dietz an Wilhelm Liebknecht, 23. Februar 1885, in: Ebd., S. 110–113.

suchte fortan, stärkeren Einfluss auf die Zeitung zu gewinnen. Für Bernstein als verantwortlichen Redakteur war das ein skandalöses Vorgehen, zumal mit Wilhelm Bloss und Wilhelm Hasenclever zwei Reichstagsabgeordnete in der Kontrollkommission der Zeitung agierten, die auch Einfluss auf die Berichterstattung des *Berliner Volksblattes* hatten.²⁹ Anders als der Sozialdemokrat befürwortete das *Volksblatt* die Dampfersubvention. Das *Volksblatt*, dessen Sitzredakteur Bloss in der Fraktion für die Vorlage warb, berichtete intensiv über sie und prophezeite ihr gute Chancen auf Annahme.³⁰ Für die eigene Positionierung nutzte die Redaktion des *Volksblattes* einen Text aus der *Allgemeinen Zeitung*. Um die vage Formulierung ergänzt, man könne dem Artikel nur teilweise zustimmen, halte ihn aber für objektiv und interessant, veröffentlichte das *Berliner Volksblatt* eine detaillierte Auseinandersetzung mit der Dampfersubvention. Dabei spart der Text nicht mit Kritik an den Gegnern der Kolonialpolitik.³¹ Man dürfe von der Kolonialpolitik nicht zu viel erwarten, aber eine grundsätzliche Ablehnung, wie sie Freisinnige, Teile des Zentrums und die Sozialdemokratie vertraten, sei ungerechtfertigt. Während die Freisinnigen bei ihrer Ablehnung nur die Gegenwart sähen und die Zukunftschancen einer aktiven Kolonialpolitik nicht berücksichtigten, verknüpfte die Sozialdemokratie ihre kolonialpolitische Verweigerung mit überzogenen Forderungen nach sozialen Reformen in Deutschland und bliebe damit engstirnig:

29 Eduard Bernstein an Karl Kautsky, 1./2. April 1885, in: Ebd., S. 124–131.

30 o.A.: »Parlamentarisches«, in: *Berliner Volksblatt*, 14. Dezember 1884, S. 6. Vgl. auch: o.A.: »Der deutsche Reichstag«, in: *Berliner Volksblatt*, 20. Dezember 1884, S. 1; o.A.: »Politische Übersicht«, in: *Berliner Volksblatt*, 3. Januar 1885, S. 5f.; o.A.: »Die Parlamentsferien«, in: *Berliner Volksblatt*, 8. Januar 1885, S. 1; o.A.: »Parlamentarisches«, in: *Berliner Volksblatt*, 21. Januar 1885, S. 2; o.A.: »Politische Übersicht«, in: *Berliner Volksblatt*, 5. Februar 1885, S. 1f.; o.A.: »Politische Übersicht«, in: *Berliner Volksblatt*, 7. Februar 1885, S. 1f.; o.A.: »Politische Übersicht«, in: *Berliner Volksblatt*, 17. Februar 1885, S. 1f.; o.A.: »Parlamentarisches«, in: *Berliner Volksblatt*, 25. März 1885, S. 6. Hyrkkänen verweist darauf, dass das *Berliner Volksblatt* eine staatssozialistische Position einnahm und sich schon dadurch vom Sozialdemokrat unterschied. Vgl.: M. Hyrkkänen: Sozialistische Kolonialpolitik, S. 38.

31 o.A.: »Die Stellung der Parteien zur überseeischen Politik«, in: *Berliner Volksblatt*, 30. Dezember 1884, S. 5. Der den ursprünglichen Artikel abschließenden Satz, »Zum Glück haben sich die parlamentarischen Aussichten der Regierungsvorschläge in letzter Zeit wesentlich gebessert«, druckte das *Berliner Volksblatt* nicht ab. Vgl.: o.A.: »Die Stellung der Parteien zur überseeischen Politik«, in: *Allgemeine Zeitung*, 22. Dezember 1884, S. 5241.

Während somit die deutsch-freisinnige Partei in ihrer Opposition gegen die überseeische Politik der Reichsregierung die berechnete Rolle der Phantasie in der Politik übersieht, macht sich bei jenen, welche aus sozialen Gründen, aus Besorgnis, daß über einer weitaussehenden Kolonialpolitik die inneren Reformen vernachlässigt werden könnten, die Phantasie in einer falschen Richtung geltend, indem sie ihnen vorspielt, dass solche Reformen unmittelbar zu verwirklichen wären. Aber gerade jener Partei, welche vor Allem die Lage der Arbeit zu heben wünscht, müssten überseeische Unternehmungen [...] sympathisch sein.³²

Wie andere, dem rechten Parteiflügel nahestehende Zeitungen begegnete auch das *Berliner Volksblatt* der Dampfersubvention mit einer Sympathie,³³ die es mit der Lage der Werft- und Hafendarbeiter begründete. Würde sich ihre Situation nicht verbessern, wenn der überseeische Handel dank staatlicher Subventionen floriertere? Das *Volksblatt* bejahte die Frage und zeigte sich irritiert darüber, dass die Vorlage in der vom Parlament eingesetzten Kommission auf deutliche Kritik stieß.³⁴

Wenn man weiter ins Auge fasst, dass die Reichsregierung besonderen Wert auf die Vorlage gelegt hat und noch immer legt und dass ferner außer der deutsch-freisinnigen Partei keine andere Partei eine prinzipielle Gegnerin der Vorlage ist, so muss es ungemein befremden, dass bei der endgültigen Abstimmung die Vorlage von der Kommission abgelehnt worden ist. Das ›*Volksblatt*‹ hat der Vorlage immer sympathisch gegenüber gestanden und dieselbe als einen Versuch angesehen, etwas mehr Schwung dem deutschen Handel zu verleihen.³⁵

Insbesondere der auf Unabhängigkeit aller Abgeordneten zielende sozialdemokratische Antrag, bei Strafe des Mandatsverlustes nicht zugleich als Eigentümer oder Teilhaber an einer der subventionierten Linien und als Kommissionsmitglied an deren Zustandekommen beteiligt sein zu dürfen, habe »die

32 o.A.: »Die Stellung der Parteien zur überseeischen Politik«, in: *Berliner Volksblatt*, 30. Dezember 1884, S. 5.

33 H.-C. Schröder: *Sozialismus und Imperialismus*, S. 126; M.-T. Schwarz: »Je weniger Afrika, desto besser«, S. 218.

34 Mit Bebel und Dietz waren zwei Sozialdemokraten in der Kommission vertreten, die die Vorlage unterschiedlich bewerteten. Bebel lehnte sie ab, Dietz stimmte ihr zu.

35 o.A.: »Die Dampfersubventionsvorlage«, in: *Berliner Volksblatt*, 3. Februar 1885, S. 1.

Kommission [...] aus dem Leim« gehen lassen³⁶ – denn die Impulsgeber, die nationalliberalen Reeder und Reichstagsabgeordneten Hermann Meier und Adolf Woermann, verließen daraufhin die Kommission. Die Mehrheit der verbliebenen Kommissionsmitglieder lehnte Subventionen sowohl für die afrikanische als auch die asiatische Linie ab. Übrig blieb nur der Vorschlag für eine ostasiatische Linie, die das *Volksblatt* schließlich als »vollständig losgelöst von der sogenannten Kolonialpolitik« präsentierte.³⁷

Die stete Wiederholung dieser Einschätzung offenbart das Interesse des Blattes am Zustandekommen dieser Dampferlinie. Welchen anderen Zweck hat die Wiederholung neben dem, die eigene Leserschaft davon zu überzeugen, dass die Sozialdemokratie für die Subvention stimmen und dennoch an ihren Prinzipien festhalten könnte?³⁸ Die Zustimmung zur Vorlage der Regierung wäre »für die deutschen Arbeiter nutzbringend«, da »der Exporthandel Deutschlands nach Ostasien gefördert« würde.³⁹ Zudem informierte das Blatt über die Meinungsbildung in der Fraktion. Man würde für die Einrichtung der australischen und der ostasiatischen Linie stimmen, insofern sie mit noch in deutschen Werften zu bauenden Schiffen befahren würde.⁴⁰ Würden keine neuen Schiffe gebaut, stimme man im Reichstag gegen die Vorlage.

Wir für unseren Teil trennen die Dampfer-Subventionsfrage von der Kolonialpolitik auf das Entschiedenste. Wir werden immer für die Förderung der Verkehrsmittel sein, die wir für den Nerv der ganzen ökonomischen Entwicklung halten und die ein zu besseren Zuständen mit Naturnotwendigkeit mechanisch vorwärtstreibendes Element sind. Aber andererseits können wir uns nicht einverstanden erklären mit einer Kolonialpolitik, die uns keine zuverlässigen Aussichten bietet und uns unabsehbare Verwicklungen bringen kann, deren Kosten wir dann tragen müssen.⁴¹

36 Ebd.

37 Ebd.

38 o.A.: »Nochmals die Dampfersubventionsvorlage«, in: Berliner Volksblatt, 10. Februar 1885, S. 1. Vgl. M. Hyrkkänen: Sozialistische Kolonialpolitik, S. 43.

39 o.A.: »Zur Dampfer-Subvention«, in: Berliner Volksblatt, 20. Februar 1885, S. 1.

40 Einen entsprechenden Antrag zum Bau neuer Schiffe in deutschen Werften hatten Bebel und Dietz in der Kommission eingebracht. H.-U. Wehler: Bismarck, S. 251.

41 Ebd. Diese Position vertrat Hasenclever auch im Reichstag. Am 20. Januar 1885 kam er im Parlament auf die Dampfersubvention zu sprechen. »Deshalb stimmen wir gegen alle die Etatspositionen, die irgend wie mit der Kolonialfrage zusammenhängen. Ich betone dabei, daß, wo wir der Ansicht sind, daß irgend eine Etatsposition aus anderen Gründen annehmbar uns erscheint, wie z.B. die Position für die wissenschaftliche

Die Einstimmigkeit der Darstellung löste realen Widerspruch aus. Ihn formulierte August Bebel, das *Berliner Volksblatt* druckte ihn ab. Bebel betonte, dass nicht die ganze Fraktion für eine Subvention stimmen könnte, die in erster Linie den Unternehmern nütze, nach kolonialpolitischen Erwägungen geplant wäre und nur wenig Effekt auf den Handel haben würde.⁴² Aber die Intervention blieb Ausnahme in einer Berichterstattung, die den Nutzen der Vorlage für die Arbeiterschaft beschwor und deren kolonialpolitische Bedeutung leugnete.⁴³

Am 25. März 1885 berichtete das *Volksblatt* von der dritten Lesung im Reichstag. Das Parlament beschloss – gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Fraktion – die Einrichtung der ostasiatischen und australischen Linie.⁴⁴ Sie sollten bis zu 4 Millionen Mark jährlich kosten und für 15 Jahre unterhalten werden. Für Unmut sorgte, dass die Linien nicht mit neuen, in Deutschland gebauten Schiffen befahren werden sollten.⁴⁵ Schon am Vortag kritisierte die Zeitung das Agieren der Unternehmer, die sich national gaben, aber aus Kostengründen englische und holländische Werften mit dem Schiffsbau beauftragten.⁴⁶ Mit Kritik am parlamentarischen Beschluss hielt sich das Blatt zurück: »Indessen, wenn die beiden neuen Linien, soweit sie nicht

Untersuchung des Innern Afrikas, wir für dieselbe stimmen werden. Auch der Dampfersubvention stehen wir nicht feindlich gegenüber, wir werden dieselbe, ehe wir uns definitiv entschließen, erst prüfen, wenn sie aus dem Schoße der Kommission an uns gelangt sein wird.« Wilhelm Hasenclever: »Rede im Reichstag vom 20. Januar 1885«, in: Stenografische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages – VI. Legislaturperiode, I. Session 1884/85. Zweiter Band, Berlin: Verlag der Buchdr. der Nordd. Allgemeinen Zeitung 1885, S. 745. Ambivalent hatte sich Hasenclever in seiner Reichstagsrede zwei Jahre zuvor gezeigt, in der er die koloniale Expansion unter bestimmten Bedingungen begrüßte. Wilhelm Hasenclever: »Rede im Reichstag am 5. Februar 1883«, in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages – V. Legislaturperiode, II. Session 1882/83. Zweiter Band, Berlin 1883, S. 1301–1303.

42 B. [Bebel, August]: »Zur Dampfersubvention«, in: *Berliner Volksblatt*, 21. Februar 1885, S. 1f. August Bebel an Karl Kautsky, 22. Februar 1885, in: *Im Kampf*, S. 108–110.

43 o.A.: »Nochmal zur Dampfersubvention«, in: *Berliner Volksblatt*, 25. Februar 1885, S. 1f.

44 o.A.: »Die neuen Dampferlinien«, in: *Berliner Volksblatt*, 25. März 1885, S. 1f.

45 Vgl. o.A.: »Auch ein ›nationales‹ Unternehmen«, in: *Berliner Volksblatt*, 24. März 1885, S. 1f. Im November 1885 wurde der Vertrag zwischen der Reichsregierung und dem Norddeutschen Lloyd, der den Zuschlag erhielt, unterzeichnet. Von fünfzehn Dampfern, die die Linien befahren, sollten sechs neu gebaut werden. Sie entstanden auf der Stettiner Vulcan-Werft. Vgl. H.-U. Wehler: *Bismarck*, S. 255.

46 Ebd.

der Kolonialpolitik dienen, den Export fördern, neue Absatzgebiete schaffen helfen und die Beschäftigungslosigkeit im Lande zu vermindern etwas beitragen, so wollen wir das mit Freuden begrüßen, wenn auch der Löwenanteil des Gewinnes den Unternehmern zufällt.«⁴⁷

Der Warenstrom und der Südseeschwindel

Die Auseinandersetzungen zur Dampfersubventionsvorlage hatten ein innerparteiliches Nachspiel. Die Mehrheit der Reichstagsfraktion fühlte sich von der klar antikolonialen Haltung des *Sozialdemokrat* herausgefordert. Das Parteiorgan hatte im Dezember 1884 über das Patt in der Fraktion informiert: »Die Mehrheit der Genossen ist der Ansicht, dass es sich hier um eine Zweckmäßigkeits- und nicht um eine *Prinzipienfrage* handelt.«⁴⁸ Die Abstimmung sei daher für die Fraktionsmitglieder freigegeben, die einzelnen Abgeordneten nicht an die Fraktionsdisziplin gebunden. Die Bekanntgabe sorgte für Ärger in der Partei. Die deutschen Sozialisten im Züricher Exil verabschiedeten am 10. Januar 1885 eine Resolution, wonach die Dampfersubventionsvorlage »als notwendige Vorbedingung zur *Kolonialpolitik*«⁴⁹ prinzipiell abgelehnt werden müsse und die *Der Sozialdemokrat* zum Ärger der ›gemäßigten‹ Fraktionsmitglieder abdruckte. Ihr Anliegen, auf die Inhalte der Zeitung, die Berichterstattung und die redaktionelle Arbeit Einfluss zu nehmen, waren Ausgangspunkte weiterer parteiinterner Konflikte.⁵⁰ Jenseits der Parteigeschichte ist die Chronik der Dampfersubventionsdebatte ein Ereignis in der deutschen Kolonialgeschichte. In dieser Hinsicht eröffnet sie drei interessante Beobachtungen:

Sehnsuchtsorte waren die deutschen Schutzgebiete und überseeischen Exklaven für die Sozialdemokraten nicht – das unterschied sie von bürgerlichen Akteuren, insbesondere den Konservativen und Nationalliberalen. Dass die oft im chauvinistischen Vokabular vorgetragene Sehnsuchtsortrhetorik bei den Sozialdemokraten nicht verding, hatte wesentlich mit dem Vorhandensein eines bereits existenten, sozialdemokratischen Sehnsuchtsortes zu tun. Der lag

47 o.A.: »Die neuen Dampferlinien«, in: Berliner Volksblatt, 25. März 1885, S. 1f.

48 o.A.: »Sozialpolitische Rundschau«, in: Der Sozialdemokrat, 11. Dezember 1884, S. 2f., hier: S. 2 [Hervorhebung im Original].

49 o.A.: »Sprechsaal«, in: Der Sozialdemokrat, 22. Januar 1885, S. 4 [Hervorhebung im Original].

50 H.-C. Schröder: Sozialismus und Imperialismus, S. 134f.; Rothe, Rudolf: »Zum Streit um die Dampfersubvention«, in: Archiv für Sozialgeschichte 1 (1961), S. 109–118.

jedoch nicht in der räumlichen, sondern in einer zeitlichen Ferne. Die sozialistische Zukunftserwartung einer nahenden Revolution, die die bürgerlich-kapitalistische Ordnung beenden und die soziale Frage lösen würde und die sich mit der Bewertung der Sozialistengesetze als Abwehrmaßnahme einer im Untergang befindlichen Ordnung verfrügte, findet sich nicht nur in den Briefwechseln der prominenten ›Arbeiterführer‹, sie verhinderte auch eine Annäherung an einen durch Expropriation und politischer Unfreiheit charakterisierten Status quo. Als solche wurde die Kolonialpolitik verstanden.

In der Rekonstruktion der Dampfersubventionsdebatte wird – zweitens – deutlich, dass die sozialdemokratischen Unterstützer der Vorlage die Dampfersubvention als losgelöst von der Kolonialpolitik bewerteten. Man kann dies als Indikator für eine Hegemonie des Antikolonialismus in der SPD bewerten. Der Zusammenhang der Postlinien mit den deutschen Kolonialambitionen lag zwar auf der Hand, wurde aber nicht nur verschwiegen, sondern explizit geleugnet. Die Zustimmung der ›gemäßigten‹ Sozialdemokraten gründete nicht in der Sehnsucht, sondern im konkreten Interesse am Warenstrom. Von ihm versprach man sich eine Verbesserung der Lage der Arbeiter in den Küstenstädten. Es ist denkbar – wie in der DDR-Geschichtswissenschaft geschehen –, hier einen Konflikt zwischen proletarisch-revolutionären und kleinbürgerlich-opportunistischen Kräften zu sehen. Von den marxistisch inspirierten Zeitgenossen in der Partei wurde das Schielen auf den Warenstrom als Abrücken vom sozialistischen Zukunftsbild und Akzeptanz des Status quo verstanden. In den divergenten Auffassungen zeigt sich die parlamentarische Verlegenheit, in der die Sozialdemokratie steckte: die unterschiedliche Gewichtung von Wählerinteressen und Klasseninteressen in der zunehmend heterogenen Reichstagsfraktion. Die Reden der sozialdemokratischen Abgeordneten Wilhelm Hasenclever und Johann Heinrich Wilhelm Dietz – beides Unterstützer der Vorlage – priorisierten die Wählerinteressen. Von den Kolonialisierten als den Opfern der Kolonialpolitik sprachen sie nicht.⁵¹

Überhaupt waren – drittens – die Kolonialisierten fast durchweg Abwesende in der Debatte um die Dampfersubvention. Ihre Lage wurde in sozialdemokratischen Debatten zum Kolonialismus zwar benannt.⁵² Das *Berliner Volksblatt* kam jedoch in der Diskussion über die Vorlage ohne jeden

51 Hasenclever, Wilhelm: »Rede im Reichstag vom 12. März 1885«, in: Stenografische Berichte VI/1/3, S. 1777f.; J.H.W. Dietz: »Rede im Reichstag vom 6. März 1885«, in: Ebd., S. 1845–1848.

52 M.-T. Schwarz: »Je weniger Afrika, desto besser«, S. 238.

Verweis auf sie aus. Die Perspektive des Blattes lag auf Mitteleuropa.⁵³ Das war kein Alleinstellungsmerkmal der Zeitung. Wo die konkreten Verhältnisse in den Kolonien beleuchtet wurden, geschah dies meist in Verbindung zur Lage der Arbeiterklasse in Deutschland, so auch bei den Gegnern der Dampfersubvention. In der Züricher Erklärung heißt es:

Nach den Zollkriegen, in denen eine Nation die Folgen der heutigen Produktionsweise auf die andere abzuwälzen sucht, ist für die heutigen Staats- und Wirtschaftspolitiker die Gründung überseeischer Kolonien das letzte Auskunftsmitglied aus der Anarchie der gegenwärtigen wirtschaftlichen Zustände. Während im Lande alle Magazine überfüllt und Tausende von Arbeitern zur Erwerbslosigkeit verdammt sind, sucht man dieser Überproduktion damit einen Ausweg zu bahnen, dass man ›wilden‹ Völkerschaften Bedürfnisse angewöhnt, auf welche die arbeitenden Klassen im eigenen Lande infolge niedergedrückter Löhne und Erwerbslosigkeit Verzicht leisten müssen, unbekümmert um die verhängnisvollen Folgen solcher ›Zivilisation‹ für die Opfer derselben.⁵⁴

Noch deutlicher wurde Wilhelm Liebknecht, der in seiner Reichstagsrede vom 4. März 1885 die Methode der kolonialen Landnahme ansprach und gegen die kolonialpolitische Propaganda, man könne durch Kolonialbesitz die soziale Frage in Deutschland lösen, polemisierte:

Wie sind die Landkäufe dort zu Stande gekommen? Einfach durch Betrug! Man hat die Leute betrunken gemacht und sie dann über den Löffel balbiert. Und haben wir nicht auf den Südseeinseln die Sklaverei in der schmachvollsten Form unter dem Namen des ›Arbeitergeschäfts‹? Das sind unreine Dinge, und glauben Sie denn, meine Herren, dass solche Praktiken zum Ruhm des deutschen Volkes beitragen? Nie und nimmermehr!⁵⁵

Kolonialpolitik exportiere die soziale Frage, aber sie löse sie nicht. Für die bürgerliche Kolonialeuphorie hatte Liebknecht, der als Vermittler zwischen den Fraktionsflügeln auftrat, nur Spott übrig. In ihr erkannte er chauvinistische

53 Zur Auffassung der Kolonialpolitik als ›Innenpolitik‹ vgl. M. Hyrkkänen: Sozialistische Kolonialpolitik, S. 38.

54 o.A.: »Sprechsaal«, in: Der Sozialdemokrat, 22. Januar 1885, S. 4 [Hervorhebung im Original].

55 Liebknecht, Wilhelm: »Rede im Reichstag vom 4. März 1885«, in: Stenografische Berichte VI/I/3, S. 1539–1544, hier S. 1541.

Allüren, gepaart mit der Illusion, durch Machtausweitung die bestehende Ordnung zu retten. So glaube man

sich zuweilen zurückversetzt in die Zeiten des Südseeschwindels, wie er in Frankreich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts grassierte, wenn man hört und liest, welche überschwänglichen Hoffnungen von gewissen Parteien und Personen an die Kolonialpolitik geknüpft werden. Da lese ich z.B. in einem Blatt, welches sogar ein Regierungsorgan ist, in der ›Leipziger Zeitung‹, dem ›amtlichen Organ der sächsischen Regierung‹, bis zum Jahre 1884 sei Deutschland nur die erste kontinentale Macht gewesen; von jetzt an, von dem Moment an, wo Fürst Bismarck aus seinem Haupte, wie Jupiter die Athene, die Kolonialpolitik habe hervorgehen lassen, sei Deutschland eine Weltmacht geworden. Eine Weltmacht dadurch, dass ein paar nackte Wilde mit ihrem King Bell, für die wir gleich Gefängnisse bauen müssen, annektiert worden sind! Man fragt sich wahrhaftig: träumt man oder wacht man, wenn man solche Überschwänglichkeiten liest.⁵⁶

Der Sammelband gliedert in die Schwerpunkte ›Sehnsüchte‹ und ›Warenströme‹. Liebknecht und der linke Flügel der Sozialdemokratie erblickten in der Kolonialeuphorie die Schnittmenge: Sehnsucht nach Warenströmen.⁵⁷ Sie galt der Sozialdemokratie als Ergebnis einer Krisenerfahrung und als Versuch, eine niedergehende Ordnung zu retten, die Krisenursachen im Rahmen der bestehenden Ordnung zu bekämpfen. Euphorielose Zustimmung zu Teilen der Kolonialpolitik gab es jedoch auch in der Sozialdemokratie. Das *Berliner Volksblatt* war hierfür Forum.

56 Ebd., S. 1540 [Hervorhebung im Original].

57 Vgl.: Bendikat, Elfi: *Wahlkämpfe in Europa 1884–1889. Parteiensysteme, Politikstile in Deutschland, Frankreich und Großbritannien*, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1988, S. 86.

Chinesische und osmanische Eliten im wilhelminischen Berlin¹

Saimaiti Maimaitiming

Das wilhelminische Kaiserreich kolonisierte nicht nur ferne Weltregionen, sondern nutzte auch ›soft power‹, um Länder außerhalb Europas im Interesse der eigenen ›Weltpolitik‹ zu beeinflussen und zu instrumentalisieren. Berlin war zentraler Knotenpunkt der zu diesem Zweck aufgebauten Netzwerke. All dies lässt sich nur durch einen Rückblick ins frühe 19. Jahrhundert verstehen. Damals beschleunigte die napoleonische Besatzung in deutschen Ländern die Entstehung des deutschen Nationalismus und Reformen. Das gilt vor allem für Preußen. Um seinen Status als große Macht in Europa wiederherzustellen, ging man ab 1808 militärische, politische und bildungspolitische und ab 1810 wirtschaftliche Neuerungen an.² All das waren direkte Reaktionen auf die französische Besatzung.

Ergebnis der Reformen war die Befreiung von der napoleonischen Besatzung und ein wiedererstarakter Militärstaat. In nur wenigen Jahrzehnten stieg Preußen zum Hegemon unter den deutschen Ländern auf. In der Konkurrenz um die Hegemonie im Prozess der nationalen Einigung der deutschen Länder wurde Preußen nur von Österreich herausgefordert. 1864 besiegte Preußen Dänemark, 1866 Österreich und das mit Wien verbündete Dutzend deutscher Staaten, von denen dann viele annektiert wurden. 1871 besiegte Preußen Frankreich, nun im Bündnis mit vielen seiner ehemaligen Gegner von 1866. Der Sieg über diese westliche Großmacht und die Einigung Deutschlands unter preußischer Ägide fanden nicht nur innerhalb Europas Beachtung. Auch

1 Dieser Aufsatz ist aus meinem Promotionsprojekt hervorgegangen, das die Gerda Henkel Stiftung mit einem Stipendium großzügig unterstützt.

2 Levinger, Matthew: »The Prussian Reform Movement and the Rise of Enlightened Nationalism«, in: Philip G. Dwyer (Hg.), *The Rise of Prussia, 1700–1830*, Harlow: Longman 2000, S. 259–277, hier S. 266–275.

in anderen Teilen der Welt bewunderten nicht nur Eliten die preußische Fortschrittlichkeit in Militär, Industrie und Hochschulwesen und ließen sich von davon inspirieren, darunter das Osmanische und das Qing-Reich, die sich beide von britischem, französischem und russischem Imperialismus bedroht sahen. In den Augen vieler Eliten aus China und dem Osmanischen Reich unterschied sich der Aufstieg Preußens von dem seiner westlichen Nachbarn: Zunächst gedemütigt durch die napoleonische Besatzung und der Macht überlegener britischer Industrien ausgesetzt, aber schließlich siegreich im Krieg von 1870/71 und erfolgreich beim Aufbau eines modernen deutschen Nationalstaats.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts erkannten sowohl das Osmanische Reich als auch das Qing-Reich, dass die Nationalstaatsbildung entscheidend war, um weitere Gebietsverluste und eine Schwächung der Zentralmacht zu verhindern. Daher sahen sie den preußischen Pfad in die Moderne als Vorbild für die Modernisierung ihrer bedrohten Reiche und das Kaiserreich als Modell für die eigene Nationenbildung. In ihrer Sicht war Deutschland keineswegs eine imperiale Macht, sondern vielmehr ein Opfer des westlichen (das hieß hier: des französischen) Kolonialismus, und seine Kultur unterscheide sich wesentlich von der westlichen Zivilisation – genau wie die ihre.³ Sie glaubten, dass Deutschland ein potenzieller Verbündeter der antikolonialen und antiwestlichen Bewegungen in Asien sei. Das Kaiserreich wiederum – in seinen frühen Jahren noch keine Kolonialmacht – nutzte dieses gute Image und seinen wirtschaftlichen und kulturellen Einfluss, um Peking und Istanbul in Bündnisse gegen die westlichen Konkurrenten Großbritannien und Frankreich einzubinden. Auf deutscher Seite wurde dies von den politischen, militärischen und akademischen Eliten gleichermaßen begrüßt.

Um den Anforderungen der Modernisierung gerecht zu werden, holten sowohl die chinesische als auch die osmanische Regierung ab den 1870er Jahren

3 Thompson, Mark R.: »East Asian Authoritarian Modernism: From Meiji Japan's ›Prussian Path‹ to China's ›Singapore Model‹«, in: *Asian International Studies Review* 17/2 (2016), S. 125–141; Kurt, Ümit/Gürpınar, Doğan: »The Balkan Wars and the Rise of the Reactionary Modernist Utopia in Young Turk Thought and the Journal Türk Yurdu« [Turkish Homeland], in: *Nations & Nationalism* 21 (2015), S. 348–368; Weber, Klaus: »Zivilisationskritik als Export-, Import- und Re-Exportgut. Antiwestliche Ideologien zwischen dem Kaiserreich und dem spätosmanischen und ostasiatischen Raum«, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 23 (2022), S. 109–136.

Militärberater, Techniker und Lehrer aus Deutschland.⁴ Umgekehrt schickte man aus den beiden Reichen militärische und zivile Beamte, Militärtechniker und Studenten verschiedenster Fächer nach Berlin, um vom preußischen Erfolgsrezept zu lernen. Um 1800 war Berlin im Vergleich zu Paris oder London noch recht provinziell gewesen, doch ab den 1870er Jahren wurde es zu einem wichtigen politischen, kulturellen und hochschulpolitischen Zentrum der Welt. Beobachter in der muslimischen und in der weiteren asiatischen Welt waren sich dieser Transformation bewusst. Die Hauptstadt Preußens und des neu gegründeten Deutschen Reiches hatte einen großen Einfluss auf die Besucher aus dem Osmanischen Reich und China. Dort konnten sie rapide Modernisierungen in den Bereichen der Wirtschaft sowie der Militär- und Industrietechnik studieren. Berlin war ihnen ein Schaufenster des neu gegründeten Deutschen Reichs und ein Maßstab für die Bewertung des Zustands ihrer eigenen Länder. Angesichts der Bedrohung durch westlichen Imperialismus kamen viele zu dem Schluss, dass Modernisierung nach deutschem Vorbild Rettung bot. Infolgedessen entwickelten sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert verstärkt politische, militärische, wirtschaftliche und intellektuelle Transfers und Interaktionen zwischen Berlin, Peking und Istanbul.

Berlin im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Die zunehmende Bedeutung Berlins im 19. Jahrhundert als politisches, kulturelles und industrielles Zentrum war eng mit dem Aufstieg Preußens verbunden. Zu den preußischen Reformen der 1810er Jahre gehörte die Gründung

4 Eberspächer, Cord: »To Arm China. Sino-German Relations in the Military Sphere Prior to the First World War«, in: Klaus Mühlhahn (Hg.), *The Limits of Empire. New Perspectives on Imperialism in Modern China* (= Berliner China-Hefte/Chinese History and Society, Band 33), Berlin: LIT 2008, S. 54–74; Reinbothe, Roswitha: *Kulturexport und Wirtschaftsmacht. Deutsche Schulen in China vor dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a.M.: Verlag für interkulturelle Kommunikation 1992; Kış, Salih: *Osmanlı Ordusunda Alman Ekolü. Von Der Goltz Paşa (1883–1895)* [German Influence in the Ottoman Army. Von der Goltz Pasha], Istanbul: Palet Yayınları 2017; Unat, Yavuz/Kalaycıoğulları, İnan: »Darülfünun'da Alman Müderrisler« [German Professors at University], in: Murat Haniççe/Yunus Emre Tekinsoy (Hg.), *Osmanlı Devleti Hizmetindeki Yabancılar* [Foreigners in the Service of the Ottoman State], Istanbul: Selenge Yayınları 2020, S. 81–92; Böttcher, Julika: *Der deutsch-türkische Bildungsraum im Wilhelminischen Kaiserreich. Akteure, Netzwerke, Diskurse*, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt 2023.

der Universität zu Berlin im Jahr 1810 (ab 1828 Friedrich-Wilhelms-Universität, erst 1949 in Humboldt-Universität umbenannt), die Lehre und Forschung miteinander verband und das Hochschulwesen revolutionierte. Die Berliner Universität wurde sehr bald zu einer der weltweit führenden Hochschulen, insbesondere in der forschungsorientierten Hochschulbildung.⁵ Sie wurde nicht nur innerhalb und außerhalb Preußens und anderer deutscher Länder zum Vorbild, sondern auch für viele Universitäten in ganz Europa, Nordamerika und Asien.⁶

Die Reichsgründung von 1871, der neue Hauptstadtstatus und der Aufstieg Berlins zu einem bedeutenden Industrie- und Finanzzentrum in Europa begünstigten die Entwicklung der Bildungs- und Forschungseinrichtungen in der Stadt. Mit der Gründung der Königlich Technischen Universität in Charlottenburg im Jahr 1879 und dem Ausbau der Klinik Charité entwickelten sich Naturwissenschaften, angewandte Wissenschaften und Medizin rasant. Berlin wurde zum unbestrittenen kulturellen Zentrum Deutschlands.⁷ Wie der Stadtforscher Peter Hall im Rückblick feststellte, konnte das Berlin des späten 19. Jahrhunderts »fairly claim the title of high-tech industrial center of the world: the Silicon Valley of the day«.⁸ Die Berliner Universität glänzte mit hoher Forschungsleistung in Physik, Chemie und Medizin. Bis Ende des Ersten Weltkriegs wurde etwa ein Drittel der Nobelpreise an deutsche Forscher verliehen, darunter vierzehn Preise an solche, die mit der Universität Berlin verbunden waren.⁹ In den Naturwissenschaften trugen sie zur Zweiten Industriellen Revolution bei, die im Wesentlichen getragen war von der chemischen und elektrotechnischen Industrie und angeführt von Berliner Unternehmen wie Siemens und AEG. Die Hochschulen der Stadt zogen auch viele Studenten aus Russland, den Vereinigten Staaten, Großbritannien, der Schweiz, Japan, und Frankreich an. Zwischen 1890 und 1914 schrieben sich fast 10.000 ausländische Studenten an den Berliner Universitäten ein.¹⁰

5 Kirby, William C.: *Empires of Ideas. Creating the Modern University from Germany to America to China*, Cambridge, MA: Harvard University Press 2022, S. 29.

6 McClelland, Charles E.: *Berlin, the Mother of all Research Universities*, New York: Lexington Books 2017, S. 13.

7 Ebd.

8 Large, David Clay: *Berlin*, New York: Basic Books 2000, S. 47.

9 W.C. Kirby: *Empires of Ideas*, S. 38.

10 Siebe, Daniela: »Germania docet«. Ausländische Studierende, auswärtige Kulturpolitik und deutsche Universitäten 1870 bis 1933, Husum: Matthiesen Verlag 2009, S. 187.

Bald wurde Berlin auch zu einem Zentrum internationaler Politik und des deutschen Kolonialismus. Otto von Bismarck machte die Stadt zum Schauplatz des Berliner Kongresses von 1878 zur Aushandlung einer Friedensordnung in Südosteuropa und der Berliner Konferenz von 1884–1885 zur Aufteilung Afrikas unter den Kolonialmächten. Zur Unterstützung der damit einsetzenden deutschen Kolonialpolitik gründete die Berliner Universität 1887 das Seminar für Orientalische Sprachen. Bis 1912 bildete es über 100 Kolonialbeamte und viele weitere Experten auf diesem Gebiet aus.¹¹ Der deutsche Kolonialismus wirkte vor allem in Afrika, und die folgenden Seiten sollen zeigen, dass er im osmanischen Raum und in Asien ganz anders wahrgenommen wurde.

China im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Ab dem späten 18. Jahrhundert verlor das Qing-Reich (1644–1912), benannt nach der in diesen Jahrhunderten herrschenden Dynastie, aufgrund von äußeren und inneren Kriegen, Bauernrevolten, ethnischen Spannungen und Naturkatastrophen nach und nach einen Großteil seiner politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht. Dies trug zur Stagnation und zum Niedergang der Zentralmacht bei, und zwar genau in der Phase, in der die industrielle Revolution den westeuropäischen Mächten auf globaler Ebene erstmals Wettbewerbsvorteile verschaffte.¹²

Im späten 18. Jahrhundert waren sich die konfuzianischen Gelehrten der großen Herausforderungen bewusst, vor denen das Reich sowohl im Inland als auch international stand.¹³ Es fehlte jedoch noch an politischem Willen und Unterstützung für den Wandel. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschärfen sich die internen und externen Krisen, sodass die weitsichtigeren unter den chinesischen Eliten und hochrangigen Beamten (den im Westen so genannten *literati*) erkannten, dass das Reich gegenüber dem sich modernisierenden Westen ins Hintertreffen geraten war. Sie plädierten nun dafür, sich westliche Technologien anzueignen. Lin Zexu (1785–1850) war der erste hohe Beamte,

11 Marchand, Suzanne L.: *German Orientalism in the Age of Empire. Religion, Race, and Scholarship*, Cambridge: Cambridge University Press 2009, S. 350f.

12 Ropp, Paul S.: *China in World History*, Oxford: Oxford University Press 2010, S. 102.

13 Spence, Jonathan D.: *The Search for Modern China*, New York: WW Norton & Co 1990, S. 143f.

der sich von der Überlegenheit westlicher Militärmacht überzeugen konnte, als er versuchte, die britischen Opiumimporte nach Kanton (Guangzhou) zu beschränken. Der Erste Opiumkrieg (1839–1842), der mit einer demütigenden Niederlage Chinas und der Fortsetzung des britischen Opiumhandels endete, machte die militärische und industrielle Unterlegenheit Chinas überdeutlich. Noch während des Krieges versammelte Lin in Kanton eine Gruppe von Übersetzern, die westliche Bücher zu Militärtechnik, Geografie und internationalem Recht ins Chinesische übersetzen sollten.¹⁴ Trotz seiner Bemühungen konnte er die Niederlage nicht verhindern. Schon 1840 schickte die Regierung ihn ins Exil, und sein Übersetzungsteam wurde aufgelöst.¹⁵ Im Laufe des Jahres 1842 wiederholte er in Briefen an seine Freunde, dass Chinas Militär schwächer sei als das des Westens, und betonte die Notwendigkeit, die dortigen Techniken zur Aufrüstung von Armee und Marine übernehmen.¹⁶

Nach dem Krieg gewannen die westlichen Mächte noch mehr wirtschaftliche, politische und kulturelle Kontrolle in China. Mehr Gelehrte und Beamte im Qing-Reich betonten, wie wichtig es sei, von den »Barbaren« zu lernen, um das Militär der Qing zu modernisieren. Wei Yuan (1794–1857) war einer der wenigen *literati*, die einen umfassenden theoretischen und strategischen Plan für die Neugestaltung des Reiches entwickelten.¹⁷ Seine Schlussfolgerung war, die »Barbaren« zu besiegen, indem man Konflikte zwischen gegnerischen Mächten stimulierte und sich ihre überlegenen Fähigkeiten selbst aneignete.¹⁸ Die Niederlage im Zweiten Opiumkrieg (1856–1860), allgemeine wirtschaftliche Probleme und der besonders im Südosten seines Territoriums verheerende Taiping-Aufstand (1850–1864) schwächten das Kaiserreich aber weiter. Um die

14 陈, 胜彝: »林则徐 ›开眼看世界‹ 的珍贵记录. 林氏《洋事杂录》评介« [Lin Zexu's precious record of ›opening his eyes to see the world‹. Commentary on Lin Shi's ›Records of Foreign Affairs‹], in: Journal of Sun-Yat-sen University (Social Science Edition) 3 (1986), S. 1–13; Martínez Mitchell, Ryan: *Recentring the World. China and the Transformation of International Law*, Cambridge: Cambridge University Press 2023, S. 15–22.

15 陈, Shunyi: »Translation and Ideology: A Study of Lin Zexu's Translation Activities«, in: *Meta* 62/2 (2017), S. 313–332, hier S. 328.

16 Teng, Ssu-Yü/Fairbank, John K.: *China's Response to the West. A Documentary Survey 1839–1923*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1975, S. 28.

17 Man, Li: »›To change‹ or ›to be changed‹. The Dialectics of a Decaying Empire and the Political Philosophy of Wei Yuan (1794–1857)«, in: *Global Intellectual History* 1 (2016), S. 261–274, hier S. 261.

18 S.Y. Teng/J.K. Fairbank: *China's Response to the West*, S. 30.

verschiedenen Krisen zu überwinden, initiierten politische Machthaber und Heerführer wie Prinz Yixin (im Westen besser bekannt als Prinz Gong oder Prinz Kung, 1833–1898), Zeng Guofan (1811–1872), Li Hongzhang (1823–1901) und Zuo Zongtang (1812–1885) die »Selbststärkungsbewegung«, die von den 1860er bis in die 1890er Jahre wirkte.¹⁹ Sie betonten die Bedeutung der chinesischen Traditionen: Bewahrung der konfuzianischen Grundsätze hinsichtlich der »Substanz« der Ethik und der sozialen Ordnung, Übernahme westlichen Wissens nur in den angewandten Wissenschaften und in der Technologie. Die Köpfe der Bewegung förderten und initiierten die Übersetzung von Büchern aus westlichen Sprachen, gründeten moderne Fabriken, Werften und Schulen und luden ausländische Experten ein. Um die Abhängigkeit von solchen Ausländern zu verringern, entsandte die Qing-Regierung ausgewählte Gruppen zum direkten Erwerb westlichen Wissen in die Vereinigten Staaten und nach Europa.²⁰

Auch der Erste Chinesisch-Japanische Krieg (1894–1895) endete mit einer demütigenden Niederlage Chinas. Dies war ein unüberhörbarer Weckruf für die Qing-Regierung und auch für viele chinesische Eliten. Viele Chinesen gingen nun nach Japan, um sich moderne Technologien anzueignen, die dort bereits während der Meiji-Reformen aus der westlichen Welt übernommen worden waren.²¹ Die verschiedenen Reformen und Reformversuche im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert konnten aber den Zusammenbruch des Qing-Reiches letztlich nicht verhindern. Die Xinhai-Revolution von 1911, unterstützt und angeführt vor allem von chinesischen Eliten, die im Ausland (insbesondere in Japan) ausgebildet worden waren, setzte dem Qing-Reich ein Ende und führte zur Gründung der Republik China im Jahr 1912. Die Republik übernahm

19 赵, 党留: »新评洋务运动« [New Comments on the Self-Strengthening Movement], in: *Journal of Changsha University* 30/6 (2016), S. 80–82.

20 Zum weiteren Zusammenhang zwischen Übersetzungen und chinesischer Modernisierung siehe Wang-chi Wong, Lawrence (Hg.): *Translation and Modernization in East Asia in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries*, Hong Kong: The Chinese University of Hongkong Press 2017. Zum Verhältnis zwischen der Selbststärkungsbewegung und den Maßnahmen für Auslandstudien siehe 侯, 耀先: »洋务运动时期的留学教育« [Study Abroad Education during the Self-Strengthening Movement], in: *Journal of Northwest University for Nationalities (Philosophy and Social Sciences Edition)* 5 (2007), S. 13–16.

21 Huang, Fu-Ch'ing: *Chinese Students in the Late Ch'ing Period*, Tokyo: Center for East Asian Cultural Studies 1982.

aber viele Elemente der Modernisierung aus der späten Qing-Zeit und schickte mehr Studenten in die USA, nach Japan und Deutschland. Das sich modernisierende China und die bereits modernisierten Länder erlebten eine starke Zunahme der intellektuellen Transfers.

Chinesische Eliten in Berlin

Seit etwa 1840 interessierte sich die preußische Führung vermehrt für China, und die dortigen politischen Veränderungen wurden von den politischen Eliten in Berlin genau beobachtet. 1859 schickte die Regierung eine Delegation in den Fernen Osten, und nach verschiedenen Verhandlungen wurde 1861 der erste deutsch-chinesische Vertrag unterzeichnet. Um sich chinesische Märkte zu eröffnen, setzten die preußischen Unterhändler bewusst auf Diplomatie und nicht auf militärische Drohung oder Gewalt, die Preußen anders als Großbritannien und Frankreich dort auch nicht ausüben konnte. Guido von Rehfues (1818–1894) wurde 1862 zum ersten preußischen Gesandten in China ernannt, aber erst 1865 erkannte die Qing-Regierung ihn als Diplomat an.²²

Ab diesen Dekaden beobachteten die Eliten in China die militärischen und politischen Veränderungen in Europa noch aufmerksamer, auch die neu aufstrebende Macht Preußen und ihre militärischen Erfolge. Wang Tao (1828–1897) war ein führender Übersetzer, Reformler und Journalist im späten Qing-Reich und hielt sich von 1867 bis 1870 in Europa auf. Unter Rückgriff auf die Kriegsberichterstattung westlicher Zeitungen schrieb er seine 1873 publizierten *Aufzeichnungen über den Deutsch-Französischen Krieg* (普法战纪) – das erste Buch in China, das ein bedeutendes Ereignis der jüngeren europäischen Geschichte unter die Lupe nahm. Er führte den preußischen Erfolg auf die militärische Strategie, die Bewaffnung, die Ausbildung und außergewöhnliche Anführer wie Otto von Bismarck (1815–1898) und Helmuth von Moltke (1800–1891) zurück.²³ Er plädierte dafür, Deutschland zum Vorbild für die Reform des eigenen Militärs zu nehmen. Sowohl in China als auch in Japan stieß das Buch auf großes Interesse, und es beeindruckte den Reformler und

22 Crowe, David M.: »Sino-German Relations, 1871–1918«, in: Joanne Miyang Cho/Ders. (Hg.), *Germany and China. Transnational Encounters since the Eighteenth Century*, New York: Palgrave Macmillan 2014, S. 71–96, hier S. 72.

23 Cohen, Paul A.: *Between Tradition and Modernity. Wang T'ao and Reform in Late Ch'ing China*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1987, S. 113–117.

Armeegeneral Li Hongzhang.²⁴ Ab 1871 bestellte Li eine große Anzahl von Kanonen bei den Krupp'schen Rüstungsbetrieben. Wie viele Chinesen war er überzeugt: »the Germans did not bring any imperial baggage to China like other Western powers«. ²⁵ Infolgedessen entsandte die Qing-Regierung Militärs, Studenten, Diplomaten und hochrangige Beamte nach Deutschland, um sich das Wissen über die erfolgreiche deutsche Modernisierung anzueignen und die bilateralen Beziehungen zu stärken. Der Status Berlins als wichtiges politisches, industrielles und universitäres Zentrum des Deutschen Reiches machte es zu einem attraktiven Ziel für die jüngeren Mitglieder der chinesischen Eliten.

Um Informationen aus erster Hand zu erhalten und gegenseitiges Verständnis zu fördern, entsandte die Qing-Regierung 1866 ihre ersten Bildungsbeauftragten nach Deutschland und 1869 auch Diplomaten nach Berlin. Drei von ihnen trafen Otto von Bismarck in der Hauptstadt und baten ihn, dass sich die deutschen Staaten bzw. der 1867 von Preußen gegründete Norddeutsche Bund intensiver mit China befassen sollten.²⁶ Nach der Reichsgründung von 1871 legte das Qing-Reich noch mehr Wert auf die Pflege bilateraler Beziehungen. 1877 entsandte die Qing-Regierung mit Liu Xihong (1848–1891) ihren ersten Gesandten nach Berlin. Er war der zweite Vertreter der Qing-Regierung, der im Westen akkreditiert war, nach dem 1875 nach London geschickt Diplomaten.²⁷ Auf Vorschlag des Rüstungsindustriellen Alfred Krupp (1812–1887) schickte Li Hongzhang 1876 sieben junge Offiziere nach Deutschland – die ersten chinesischen Offizierskadetten in Übersee.²⁸ Sie erhielten eine etwa dreijährige Ausbildung an der *Königlichen Militärakademie*

24 D. M. Crowe: Sino-German Relations, S. 73–72. Im Jahr seines Erscheinens in China kehrte die berühmte Iwakura-Mission über Shanghai nach Japan zurück und brachte ein Exemplar mit. Dort wurde es gleich übersetzt und gerade von Reformern viel gelesen. Zur Wirkung Wang Taos in Japan siehe Reynolds, Douglas R./Reynolds, Carol T. (Hg.): East Meets West. Chinese Discover the Modern World in Japan, 1854–1898. A Window on the Intellectual and Social Transformation of Modern China, Ann Arbor: Association for Asian Studies 2014, S. 171–181.

25 J. Miyang/D. M. Crowe: Germany and China, S. 74.

26 Ebd., S. 2.

27 Hu, Zhongliang: »Liu Xihong – Der erste chinesische Gesandte in Deutschland«, in: Mechtild Leutner/Andreas Steen/Xu Kai u.a. (Hg.), Preußen, Deutschland und China. Entwicklungslinien und Akteure (1842–1911), (= Berliner China – Studien, Band 53), Berlin: LIT 2014, S. 161–194.

28 董, 守义. 清代留学运动史, [History of the Study Abroad Movement in the Qing Dynasty], 沈阳: 辽宁人民出版社 1985, S. 112.

in Spandau.²⁹ 1896 besuchte Li selbst Bismarck, der seit 1890 nicht mehr im Amt war, und Friedrich Alfred Krupp (1854–1902), der seinen Gast »Bismarck of Asia« nannte. Der Besuch von Li Hongzhang in Berlin war sowohl für China als auch für Deutschland ein wichtiges Ereignis, da er der ranghöchste Qing-Regierungsbeamte war, der jemals Berlin besuchte. In seinen Memoiren betonte Li die Bedeutung des Treffens mit Fürst von Bismarck und Krupp Junior und erklärte, dass er sich bereits seit vielen Jahren danach geseht habe, sie zu treffen.³⁰ Er genoss einen besonderen Empfang und traf sich mit Reichskanzler Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901), Kaiser Wilhelm II. und schließlich mit dem bewunderten Otto von Bismarck. Während seines Treffens mit Bismarck erhielt er Vorschläge, wie China zu seiner früheren Größe zurückkehren könnte. Bismarck empfahl den Aufbau einer starken Armee nach deutschem Vorbild, woraufhin Li ihm versicherte, er werde dem folgen.³¹ In Berlin besuchte er auch die Rüstungsfabrik Ludwig Loewe, die ihn ebenfalls beeindruckte. Der Besuch von Li Hongzhang in Berlin fand nicht nur in den deutschen Medien, wie dem Berliner Tageblatt, große Beachtung, sondern löste auch gemischte Reaktionen in der Berliner Bevölkerung aus.³² Der Besuch in der Hauptstadt des wilhelminischen Deutschlands half ihm, sich aus erster Hand ein Bild von der deutschen Politik, dem Militär, der Industrie und der Kultur zu machen, was seine Reformideen und seine Modernisierungspolitik stark beeinflusste.

Es sei darauf hingewiesen, dass selbst der deutsche Kolonialismus in China – die militärische Übernahme von Qingdao 1898 und die Beteiligung an der blutigen Niederschlagung des Boxeraufstands 1901/02 – wenig an der positiven Wahrnehmung Deutschlands durch viele einflussreiche Vertreter der po-

29 Meng, Hong: Das Auslandsstudium von Chinesen in Deutschland (1861–2001). Ein Beispiel internationaler Studentenmobilität im Rahmen der chinesischen Modernisierung, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2005, S. 49.

30 Mannix, William Francis: *Memoirs of the Victory of Li Hung Chang*. With an Introduction by Hon. John W. Foster, London: Constable and Company LTD 1913, S. 143.

31 Lappenküper, Ulrich: »Otto von Bismarck und Li Hongzhang«, in: Lappenküper Ulrich/Maik Ohnezeit (Hg.), *Li Hongzhang – ein Bismarck des Fernen Ostens? Das Reich der Mitte und Deutschlands Hinwendung nach Ostasien, 1860–1914*, Friedrichsruh: Otto-von-Bismarck-Stiftung 2016, S. 46.

32 Kuo, Heng-yü: »Li Hongzhangs Besuch in Berlin 1896: Ziel, Erwartungen, Ergebnisse«, in: Heng-Yü Kuo (Hg.), *Berlin und China. Dreihundert Jahre wechselvolle Beziehungen*, Berlin: Colloquium Verlag 1987, S. 71–78.

litischen Eliten Chinas änderten.³³ Sun Yat-sen (1866–1925), eine der Gallionsfiguren der Xinhai-Revolution (1911/12) und erster Präsident der Republik China, hatte Berlin bereits 1905 besucht. Als Verschwörer gegen die Qing warb er bei den chinesischen Studenten in Berlin um Unterstützung – am selben Ort, wo der Jurastudent Zhu Hezhong (1866–1925) die deutsche Verfassung gerade wegen der illiberalen Elemente als Modell für Reform oder Revolution in China vorschlug. Die Verfassung des Kaiserreichs von 1871, die von der preußischen Verfassung von 1850 abgeleitet war, gab dem Monarchen nämlich mehr Macht als in Großbritannien. Sun Yat-sen diskutierte mit chinesischen Studenten in Berlin auch über seine Vorstellungen von Nationalismus, Demokratie und Sozialismus. Studentische Anhänger gründeten in Berlin das Büro von *Tongmenghui* (Bund der Allianz) und betonten, wie wichtig es sei, dass sich die Studenten aktiv an den revolutionären Aktivitäten von Sun Yat-sen in China beteiligten.³⁴ 1905 schlossen sich mehr als zwanzig Studenten der von Sun Yat-sen in Berlin organisierten Chinesischen Vereinigten Liga gegen die Qing an.³⁵ Er betonte die Bedeutung des deutschen Modernisierungsmodells für China und trat auch nach 1918 für ein deutsch-chinesisches Bündnis gegen den »imperialistischen Westen« ein.³⁶ Noch ein wichtiger chinesischer Protagonist in Berlin war der reformistisch gesonnene Kang Youwei (1858–1927), ein führender Verfechter der konstitutionellen Monarchie und stolz darauf, ähnlich wie Li Hongzhang als »Bismarck des modernen China« zu gelten. Nachdem dem Scheitern der Hundert-Tage-Reform von 1898 war Kang ins Exil gegangen und besuchte viele Länder, darunter auch Deutschland. Insgesamt neunmal reiste Kang nach Berlin. Er führte die deutsche Einigung und den wirtschaftlichen Erfolg auf Bismarcks starke Führung zurück und lobte das deutsche Bildungs- und

33 Unter ihnen war Sun Yat-sen am prominentesten. In seiner Rede vor Studenten in Qingdao im Jahr 1912 nannte er Qingdao eine »Mustersiedlung für China« und lobte die deutsche Leistung an dem Ort. Siehe dazu Mühlhahn, Klaus: »Negotiating the Nation. German Colonialism and Chinese Nationalism in Qingdao, 1897–1914«, in: Bryna Goodman/David S. G. Goodman (Hg.), *Twentieth-Century Colonialism and China. Localities, the Everyday, and the World*, London: Routledge 2012, S. 37–56.

34 H. Meng: *Das Auslandsstudium von Chinesen in Deutschland*, S. 63f.

35 Benton, Gregor: *Chinese Migrants and Internationalism. Forgotten Histories, 1917–1945*, London: Routledge 2007, S. 31.

36 Saaler, Sven: »Germany, Sun Yat-sen, and Pan-Asianism, 1917–1923«, in: Sven Saaler/Christopher W. A. Szpilman (Hg.), *Pan-Asianism. A Documentary History*, Band 1: 1850–1920, New York: Rowman & Littlefield Publishers 2011, S. 243–253.

politische System. In seinen Schriften ermutigte er mehr chinesische Studenten, ihre Ausbildung in Deutschland fortzusetzen.³⁷

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten die chinesischen Studenten in Berlin die größte chinesische Gemeinschaft in Deutschland. 1902 wurde in Berlin der *Club chinesischer Studenten in Deutschland* gegründet, und bis 1911 absolvierten ca. 120 Chinesen ein militärisches, technisches oder wissenschaftliches Studium in Deutschland. Bis Ende 1911 hatten insgesamt sechs chinesische Studenten in Deutschland in Natur- und Geisteswissenschaften promoviert, vier davon in Berlin.³⁸ Um das Erlernen der deutschen Sprache zu beschleunigen, veranlasste die Qing-Regierung, dass die Studenten in kleinen Gruppen bei einheimischen Familien lebten – nach dem Vorbild der ersten chinesischen Studentengruppen, die seit 1871 in die Vereinigten Staaten geschickt wurden.³⁹ Viele von ihnen studierten an Universitäten in Berlin, darunter die Friedrich-Wilhelms-Universität, die Technische Universität und die Preußische Kriegsakademie. Die Friedrich-Wilhelms-Universität war unter ihnen am beliebtesten, mit insgesamt 71 eingeschriebenen chinesischen Studenten für die Jahre 1898 bis 1917. Der erste Student der Rechtswissenschaften war Hsüeh Shen (*1853), der auch der erste chinesische Student überhaupt war, der 1898 an der Friedrich-Wilhelms-Universität immatrikuliert wurde (eingeschrieben als Karl Hsüeh). In Berlin war er vor allem als Lehrer für Chinesisch am schon erwähnten Seminar für Orientalische Sprachen der *Friedrich-Wilhelms-Universität* tätig (1890–1914). In Zusammenarbeit mit Adolf Kammerich (damals Kaiserlicher Marinekriegsgerichtsrat) veröffentlichte er 1912 in Berlin eine *Einführung in die neuchinesische Schriftsprache: Übungsstücke*.⁴⁰

Ma Derun (1881–1945), ab 1904 in Rechtswissenschaften eingeschrieben und 1907 in Berlin zum Dr. jur. promoviert, war der erste chinesische Student, der diesen Abschluss erwarb. Während seiner Zeit in Berlin übersetzte er die preußische Verfassung ins Chinesische.⁴¹ Wang Chonghui (1881–1958) schrieb

37 Meng, Hong: *Chinese in Berlin*, Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats 1996, S. 31.

38 H. Meng: *Das Auslandsstudium von Chinesen in Deutschland*, S. 62.

39 Xu, Jian: »Die offizielle Entsendung chinesischer Studenten nach Deutschland in der späten Qing-Zeit, 1876–1911«, in: Leutner/Stehen/Kai u.a., *Preußen, Deutschland und China* (2014), S. 195–229.

40 杜, 卫华: »1889-1918年德国柏林大学中国留学生研究« [Research on The Chinese Students Studying at the University of Berlin, 1889–1918], in: *浙江师范大学学报哲学社会科学版* 第39卷第4期 (2013), S. 1–5.

41 H. Meng: *Auslandsstudium von Chinesen*, S. 62.

sich 1905 für ein Studium der deutschen Rechtswissenschaften ein.⁴² Er war der erste, der 1907 das *Bürgerliche Gesetzbuch* (in der Fassung von 1900) ins Englische übersetzte, und er wurde Mitglied der *Internationalen Vereinigung für Vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre* in Berlin. Zhou Zechun (1880–1963) studierte dort von 1906 bis 1909 zunächst Nationalökonomie und dann Jura. Im Jahr 1908 wurde er Mitglied der »Imperial Chinese Constitution Commission« und übersetzte während seines Studiums deutsche Gesetzestexte und Lehrbücher. Im Jahr 1909 wurde er promoviert.⁴³ Ma Derun und Wang Chonghui beteiligten sich an der World Comparative Law Society. 1908 gaben Ma Derun und Zhou Zechun in Shanghai die Monatszeitschrift *Politische Nachrichten aus Europa und Amerika* (欧美政治介闻) heraus und trugen so zu einer breiteren Kenntnis der europäischen und amerikanischen Rechtssysteme in China bei.⁴⁴

Zurück in China bekleideten viele Studenten, die in Berlin studiert hatten, wichtige Positionen an den Universitäten oder im öffentlichen Dienst und wurden zu Wegbereitern der chinesischen Modernisierung. Im Mittelpunkt dieser Bemühungen standen Cai Yuanpei (1868–1940) und der bereits erwähnte Wang Chonghui. Cai Yuanpei hatte einen großen Einfluss auf die Entwicklung der modernen Hochschulbildung in China. Er war fasziniert vom preußischen Reformler Wilhelm von Humboldt (1767–1835), der seit 1809 auch Minister für Kultus und Unterricht gewesen war, und von der entscheidenden Rolle des Bildungswesens in der Konstruktion des Nationalismus in Deutschland nach 1815. Cai Yuanpei lehnte sogar ein Angebot seiner Regierung ab, in Japan zu studieren. Stattdessen lernte er in der »deutschen« Hafenstadt Qingdao Deutsch und brach 1907, im Alter von 40 Jahren, auf, um bis 1912 an der Friedrich-Wilhelms-Universität und der Universität Leipzig Philosophie, Psychologie und Kunstgeschichte zu studieren.⁴⁵ Zurück in China spielte er als erster Bildungsminister der Republik und als Präsident der Universität Peking eine

42 Vor dem Studium in Berlin hatte er bereits in Japan (1901) und in den USA (1902–1905) studiert und in Yale einen Dokortitel für Zivilrecht erworben (1905).

43 Harnisch, Thomas: Chinesische Studenten in Deutschland. Geschichte und Wirkung ihrer Studienaufenthalte in den Jahren von 1860 bis 1945, Hamburg: Institut für Asienkunde, S. 111f.

44 卫华社: 1889–1918年德国柏林大学中国留学生研究, S. 2.

45 Mak, Ricardo K. S.: »German Intellectual Tradition, Cai Yuanpei and the Founding of Peking University«, in: Ders. (Hg.), *Transmitting the Ideal of Enlightenment: Chinese Universities since the late Nineteenth Century*, New York: University Press of America 2009, S. 36–52; H. Meng: *Auslandsstudium von Chinesen*, S. 66–69.

wichtige Rolle bei der Modernisierung des chinesischen Hochschulwesens.⁴⁶ Nach Abschluss seiner Promotion an der Yale University im Jahr 1905 studierte der erwähnte Wang Chonghui drei weitere Semester Rechtswissenschaften an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Nach seiner Rückkehr nach China diente er als Außen- und Justizminister sowie als Premierminister der Republik. Er war auch an der Ausarbeitung der provisorischen Verfassung der Republik China von 1912 beteiligt.

Das späte Osmanische Reich

Das Osmanische Reich (1302–1922), im 19. Jahrhundert neben China eines der ältesten bestehenden Reiche, erlebte seit dem späten 17. Jahrhundert einen stetigen Niedergang. Eine Reihe von Kriegen zwischen dem Osmanischen Reich und europäischen Mächten wie Frankreich, Russland, dem Habsburgerreich, Italien und Großbritannien führte zu Gebietsverlusten und einem Rückgang der Steuereinnahmen. Dieser relative Niedergang des Reiches und die Schrumpfung des Territoriums führten dazu, dass vielen osmanische Eliten die Überlegenheit der europäischen Militärtechnologie und die Notwendigkeit des Aufholens bewusst wurde.⁴⁷

In Reaktion auf weitere interne und externe Krisen versuchten die osmanischen Sultane seit dem frühen 18. Jahrhundert, westliche Militärorganisation und -technologien zu übernehmen. Selim III. (1761–1808) leitete mit Antritt seiner Herrschaft im Jahr 1789 konkrete Reformen ein und schickte Gesandte nach Preußen und ins Habsburger Reich. Man begann mit einer Umgestaltung des Militärkorps und einer Verbesserung der militärischen Technik nach europäischem Vorbild.⁴⁸ Mahmud II. (1808–1839) setzte die von Selim III. eingeleiteten Maßnahmen fort und führte umfassendere Reformen in der gesamten osmanischen Gesellschaft durch.⁴⁹ Im Jahr 1839 leitete Großwesir

46 Du, Weihua: Die Universität Berlin als Modell und seine Einflüsse in China von 1902 bis 1952, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2013, S. 202–204.

47 Hanioglu, M. Şükrü: A Brief History of the Late Ottoman Empire, Princeton: Princeton University Press 2008, S. 43f.

48 Findley, Carter Vaughn: Turkey, Islam, Nationalism, and Modernity. A History, 1789–2007, New Haven: Yale University Press 2010, S. 31.

49 Mehr zu den Reformen Mahmuds II. bei Shaw, Stanford J./Shaw, Ezel Kural: History of the Ottoman Empire and Modern Turkey, Band 2: Reform, Revolution and Republic. The Rise of Modern Turkey, Cambridge: Cambridge University Press 1977.

Mustafa Reşid Pascha (1800–1858) die Tanzimat-Reformen ein, die sich auf die Bereiche Militär, Steuern, Finanzen und Bildung konzentrierten. Das Osmanische Reich benötigte qualifiziertes Personal für sein Militär, die Bürokratie, das Bildungswesen und die Industrie. Dafür lud man Militärberater, Lehrer und Techniker aus Europa ein.⁵⁰ Ab 1830, also viel früher als in China, begannen man mit der Entsendung von Studenten ins Ausland, um sich die erwünschten Kenntnisse aus erster Hand zu verschaffen und die Abhängigkeit von ausländischen Experten zu verringern.⁵¹

In den frühen Phasen der Modernisierung im 19. Jahrhundert war Frankreich ein wichtiges Vorbild. Viele Elemente des aus der Französischen Revolution hervorgegangenen säkulareren Staates wurden während der Tanzimat-Zeit übernommen. Ein großer Teil der Einkünfte aus den ursprünglich unveräußerlichen »waqf« (frommen Stiftungen) wurde nun in Staatseinnahmen umgewandelt und diente der Finanzierung neuer weltlicher Schulen, auf Kosten der »Madrasas« und anderer religiöser Schulen.⁵² Frankreich diente auch als Vorbild für die Militärreform und die Modernisierung der türkischen Literatur, Architektur und Mode. Paris wurde daher ein wichtiges Ziel für osmanische Studenten und Intellektuelle. Von 1839 bis 1876 schickte die Regierung 254 Studenten nach Frankreich.⁵³ Dies änderte sich ab den 1870er Jahren, also nach der Niederlage Frankreichs gegen Preußen, die von vielen Beobachtern in der muslimischen Welt und in anderen asiatischen Regionen gar als ein Wendepunkt in der Weltgeschichte angesehen wurde. Nach dem Machtantritt von Abdul Hamid II. (1842–1918) im Jahr 1876 galt Deutschland als zuverlässiger Verbündeter in Europa. Immerhin hatte er bereits 1867 als Prinz in Begleitung

50 Hanilçe, Murat/Tekinsoy, Yunus Emre (Hg.): *Osmanlı Devleti Hizmetindeki Yabancılar* [Foreigners in the Service of the Ottoman State], Istanbul: Selenge Yayınları 2020.

51 Maimaitiming, Saimaiti: »Study Abroad« in the Long 19th Century: Modernization, War, and Higher Education in Global Context«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 62 (2022), S. 75–97, hier S. 79.

52 Rothman, Norman C.: »Islam in Turkey and Modernization. The Tanzimat Period«, in: *Comparative Civilizations Review* 56 (2007), S. 76–92.

53 Erdoğan, Aynur: *Osmanlı' da Yurt Dışı Eğitim ve Modernleşme* [Overseas Education and Modernization in the Ottoman Empire], Istanbul: Büyüyenay Yayınları 2016, S. 398; zu osmanischen Studenten in Frankreich während der Tanzimat-Periode siehe Şişman, Adnan: *Tanzimat Döneminde Fransa'ya Gönderilen Osmanlı Öğrenciler, 1839–1876* [Ottoman Students Sent to France during the Tanzimat Period, 1839–1876], Ankara: Türk Tarih Kurumu Basımevi 2004.

seines Onkels Sultan Abdul Aziz Europa, einschließlich Preußen, besucht. Er legte großen Wert auf die bilateralen Beziehungen zum Kaiserreich.

Eine weitere Niederlage der osmanischen Armee im Krieg mit Russland 1877/78 hatte gravierende Folgen. Im Winter 1908/09 stürzten die »Jungtürken«, eine Gruppe von Reformern, den Sultan Abdul Hamid II., weil er sich weigerte, die von ihm eingeleiteten Verfassungsreformen vollständig umzusetzen. Anfänglich strebten die Jungtürken eine Demokratisierung und ein multiethnisches, integratives Staatsbürgermodell an, doch schon bald gewann eine autoritärere Fraktion hochrangiger Militärs die Oberhand. Diese Fraktion propagierte eine eher antiliberalen und antikosmopolitische Ideologie und einen zunehmend aggressiven ethnischen Nationalismus.⁵⁴ Damit wurden Deutschland und in gewissem Maße auch Japan noch stärker zu Modellen der Wahl und lösten Frankreich als Vorbild für die Modernisierung des Staates ab.⁵⁵ Die deutsch-osmanischen Beziehungen wurden intensiviert. Im Sinne der eigenen wirtschaftlichen und geopolitischen Interessen nutzte die deutsche Regierung den osmanischen Einfluss in Eurasien, um die neuen Bewegungen des Pan-Islamismus und den Pan-Turkismus gegen Frankreich, Russland und Großbritannien zu instrumentalisieren. Wilhelm II. besuchte Istanbul schon 1898 und sogar inmitten des Ersten Weltkriegs, im Jahr 1917. Ab den frühen 1910er Jahren hatten sich politische und militärische Köpfe beider Imperien zunehmend für das osmanisch-deutsche Bündnis ausgesprochen. Celâl Nuri (1881–1938), ein prominenter Befürworter dieses Bündnisses, stellte die Auseinandersetzungen als Kampf eines »moral East against the materialist Western civilization« und als Konflikt zwischen einer (westlichen) industriell-technischen und einer (östlicheren) geistigen Zivilisation dar.⁵⁶ Dies entsprach der dichotomischen Vorstellung von »westlicher Zivilisation« und »deutscher Kultur«, die unter deutschen Intellektuellen weit verbreitet war und 1914–18 ihren Höhepunkt erreichte.⁵⁷ Die Balkankriege (1912–1913) markierten den

54 M. Ş. Hanioglu: *A Brief History of the Late Ottoman Empire*, S. 144–147.

55 Worringer, Renée: *Ottomans Imagining Japan. East, Middle East, and Non-Western Modernity at the Turn of the Twentieth Century*, New York: Palgrave Macmillan 2014, S. 153–155.

56 Aydin, Cemil: *The Politics of Anti-Westernism in Asia. Visions of World Order in Pan-Islamic and Pan-Asian Thought*, New York: Columbia University Press 2007, S. 100–103.

57 Hewitson, Mark: *Germany and the Modern World, 1880–1914*, Cambridge: Cambridge University Press 2018, S. 84–94.

entscheidenden Wendepunkt hin zu einer eher antiliberalen, antikosmopolitischen Kultur und dem Aufkommen eines radikalen ethnischen Nationalismus in der Türkei.⁵⁸ Es ist bemerkenswert, dass fast ein Jahrhundert nach der napoleonischen Besetzung der Sieg Preußens über Frankreich von 1815 immer noch eine ganze Reihe prominenter jungtürkischer Intellektueller inspirierte, wie İsmail Naci Pelister (1893–1949), bekannter unter seinem Pseudonym Habil Adem. In seinem 1913 erschienenen Buch *Mağlub Milletler Nasil İntikam Alırlar* (Wie besiegte Nationen Rache nehmen) ermutigte er das osmanische Volk, von Preußen zu lernen.⁵⁹ Als »Waffenbruder« des Kaiserreichs trat das Osmanische Reich 1914 in den Krieg ein und verlor mit ihm. Da die alliierten Sieger die zurückliegenden militaristischen Verstrickungen und Ideologietransfers zwischen den beiden Mächten nur zu gut kannten, zwang man Deutschland und das Osmanische Reich in den Friedensverträgen, ihre diplomatischen Beziehungen zu beenden.⁶⁰

Die osmanischen Eliten in Berlin

Im Vergleich zu China haben die bilateralen Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und den deutschen Ländern eine längere Geschichte. Als Anfang gilt ein 1718 vom Osmanischen Reich an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), gesandter Brief.⁶¹ Im Jahr 1763 entsandte das Osmanische Reich Ahmet Resmi Efendi (1700–1783) als ersten Botschafter nach Berlin.⁶²

58 Ü. Kurt/D. Gürpınar: *The Balkan Wars*, S. 350.

59 C. Aydın: *The Politics of Anti-Westernism in Asia*, S. 104.

60 Der 1918 unterzeichnete Waffenstillstand von Mudros verpflichtete den osmanischen Staat, alle Beziehungen zu Deutschland abzubrechen. Der Vertrag von Versailles verpflichtete Deutschland zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem osmanischen Staat. Siehe dazu Atar, Zafer: »From Unofficial Contact to Official Diplomacy. Mutual Appointment of Ambassadors between Turkey and Germany in the First Years of the Republic of Turkey«, in: Claus Schönig/Ramazan Çalık/Hatice Bayraktar (Hg.), *Türkisch-deutsche Beziehungen. Perspektiven aus Vergangenheit und Gegenwart*, Berlin: Klaus Schwarz Verlag 2012, S. 56–59.

61 Türk, Fahri: *Türkiye ile Almanya Arsındaki Silah Ticareti, 1871–1914* [Arms Trade Between Turkey and Germany, 1871–1914], Istanbul: IQ Kültür Sanat Yayıncılık 2012, S. 39.

62 Beydilli, Kemal: *Büyük Friedrich ve Osmanlılar. XVIII. Yüzyılda Osmanlı ve Prusya Münasebetleri* [Frederick the Great and the Ottomans. Relations between the Ottoman Empire and Prussia in the 18th Century], İstanbul: Cüray Matbacılık 1985.

Seit dem 18. Jahrhundert hatte Berlin, die Hauptstadt Preußens, die Aufmerksamkeit der Türken auf sich gezogen. Der Reisebericht von Ahmet Resmi Efendi aus dem Jahr 1764 und der europäische Reisebericht von Mustafa Sami Efendi (?-1855) aus dem Jahr 1840 gelten als die frühesten Reisebücher osmanischer Autoren, die Berlin erwähnen. Zu dieser Zeit galt Berlin noch nicht als eine der großen Hauptstädte Europas.⁶³ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich dies jedoch.

Die osmanischen Eliten beobachteten den Deutsch-Französischen Krieg aufmerksam, und der preußische Sieg inspirierte viele Osmanen dazu, Preußen als Vorbild für die Modernisierung des eigenen Reiches zu nehmen. Die vielgelesene Zeitung *Basiret* (Weltblick) berichtete ausführlich über den Krieg und unterstützte Preußen.⁶⁴ In Anerkennung ihrer deutschfreundlichen Haltung lud Bismarck den Gründer und Herausgeber Ali Efendi (1838–1910) gleich 1871 ein, Berlin zu besuchen – mit staatlicher Unterstützung. Während seines 29-tägigen Aufenthalts traf er zweimal mit Bismarck zusammen und besuchte Schulen und Fabriken in der Stadt.⁶⁵ Nach seiner Rückkehr nach Istanbul schrieb er weiterhin über Deutschland und die deutsche Politik und war ein wichtiger Kanal für den wachsenden deutschen Einfluss im Osmanischen Reich. Im Jahr 1872 wurde ein Buch zum Krieg, das aus deutschen Texten zusammengestellt war und zunächst in Deutschland auf Griechisch erschien, unter dem Titel *Fransa ve Prusya Muharebesi Târîhi* (Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges) im osmanischen Türkisch veröffentlicht. Dieses Buch

-
- 63 Gökçek, Fazıl: »Bir Yazar, Bir Şair, Bir Şehir: Ahmet Mithat Efendi ve Mehmet Âkif'in Berlin İzlenimleri« [A Writer, a Poet, a City: Ahmet Mithat Efendi and Mehmet Akif's Impressions of Berlin], in: Mehmet Doğan (Hg.), Mehmet Akif, 100 Yıl Sonra Berlinde [Mehmet Akif, in Berlin After 100 Years], Ankara: Türkiye Yazarlar Birliği Yayınları 54 (2015), S. 123–132.
- 64 1870, kurz nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, schlug Mustafa Celâledin Pascha (Konstanty Borzęcki, polnischer Herkunft), einer der wichtigsten Autoren dieser Zeitung, vor, dass sie für Preußen eintreten sollte, was andere Mitglieder der Redaktion unterstützten. Die polnisch-stämmigen Autoren der Zeitung spielten eine entscheidende Rolle bei ihrer Haltung während des Krieges. Weitere Einzelheiten bei Çavdar, Necati: »Basiret Gazetesi'ne Göre Prusya-Fransa Savaşı, 1870-1871« [Prussia-Franco War according to the Basiret Newspaper, 1870–1871], in: Gümüşhane Üniversitesi İletişim Fakültesi Elektronik Dergisi Cilt: 7, Uluslararası Türk Dünyası Basın Sempozyumu Özel Sayısı, S. 1512–1532.
- 65 Böer, Ingeborg/Haerkötter, Ruth/Kappert, Petra (Hg.): Türken in Berlin 1871–1945. Eine Metropole in den Erinnerungen osmanischer und türkischer Zeitzeugen, Berlin: Walter de Gruyter 2002, S. 23–27.

ist eine der ersten umfassenden Darstellungen der Zeitgeschichte aus westlichen Quellen, die für türkische Leser zugänglich war.⁶⁶

Ahmad Midhat Efendi (1844–1912) war ein bekannter osmanischer Journalist, Schriftsteller und Intellektueller. Er kam im Jahr 1888 für nur drei Tage nach Berlin und war beeindruckt von Museen, Bibliotheken, der Oper, dem Zoo und Aquarium, aber auch von der großzügigen Anlage und Sauberkeit der Straßen. Er sah Berlin nun in der Riege der führenden europäischen Hauptstädte, gleich nach London und Paris.⁶⁷

Ende des 19. Jahrhunderts wurden die in Berlin erzielten Durchbrüche in Medizin und Biologie von Ärzten und Wissenschaftlern im Osmanischen Reich aufmerksam verfolgt. Um an Robert Kochs (1843–1910) Vorlesungen zu Bakteriologie teilzunehmen, schickte die osmanische Regierung eine ganze Delegation nach Berlin. Unter ihnen war Hüseyin Hulki (1862–1894), ein junger Arzt und Lehrer an der Militärmedizinischen Schule, der als einer der Begründer der Dermatologie und Venerologie im Osmanischen Reich gilt.⁶⁸ Während seines Aufenthalts im Jahr 1890 lernte er Robert Koch kennen und hatte die Gelegenheit, ein Interview mit ihm zu führen.⁶⁹ Nach seiner Rückkehr nach Istanbul im Jahr 1892 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel *Berlin Hatıratı* (Berlin-Erinnerungen). Darin vergleicht er die Wissenschaften in Deutschland mit denen im Osmanischen Reich: »Die wissenschaftlichen Fortschritte der Europäer, insbesondere der Deutschen, haben unsere Vorstellungskraft weit übertroffen. Wir Orientalen können uns nicht mit ihnen vergleichen. Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass wir 50 bis 60 Jahre hinter den Europäern zurückliegen.«⁷⁰

Einer der wichtigsten in Berlin ausgebildeten osmanischen Ärzte war Raşid Tahsin Tuğsavul (1870–1936). Er studierte dort von 1893 bis 1896 und arbeitete nach der Rückkehr nach Istanbul an der Militärmedizinischen

66 Strauss, Johann: »What was (Really) Translated in the Ottoman Empire? Sleuthing Nineteenth-century Ottoman Translated Literature«, in: Marilyn Booth (Hg.), *Migrating Texts. Circulating Translation around the Ottoman Mediterranean*, Edinburgh: Edinburgh University Press 2019, S. 57–94, hier S. 68f.

67 F. Gökçek: *Bir Yazar, Bir Şair, Bir Şehir*, S. 123–132.

68 I. Böer/R. Haerkötter/P. Kappert: *Türken in Berlin 1871–1945*, S. 49–53.

69 Dinc, Cultan/Arikan, Ayten: »The interview with Robert Koch held by Huseyin Hulki and the Ottoman delegation on tuberculin therapy«, in: *Vaccine* 37/17 (2019), S. 2422–2425.

70 Hulki, Hüseyin: *Berlin Hatıratı [Berlin Memories]*, Istanbul: Karabet Matbaası 1892, S. 74–75.

Hochschule. Er gilt als der Begründer der osmanischen Psychiatrie und Neurologie.⁷¹

Nach der Jungtürkischen Revolution von 1909 und dem Balkankrieg (1912–1913) wurden die bilateralen Beziehungen zwischen Istanbul und Berlin intensiviert und vertieft. Sympathie und Bewunderung für Deutschland waren unter den Jungtürken weit verbreitet, und einige der Anführer waren von deutschen Offizieren ausgebildet worden.⁷² Von Deutschland erwarteten sie, dass es ein Gegengewicht zum britischen und französischen Einfluss in der Region bilden und das osmanische Militär mit Waffen versorgen würde.⁷³ Einer der wichtigsten hochrangigen osmanischen Militärs war Enver Pascha (1881–1922). Er wurde 1909 erstmals als Militärattaché nach Berlin entsandt und blieb über zwei Jahre auf diesem Posten.⁷⁴ In Berlin lernte er nicht nur Deutsch, sondern machte auch umfassende Bekanntschaft mit der deutschen Oberschicht. Er trat für eine Reform des Osmanischen Reiches nach deutschem Vorbild ein und bemühte sich um freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Imperien.⁷⁵ Im Jahr 1914 wurde er Kriegsminister und befürwortete den Kriegseintritt auf Seiten Deutschlands und Österreichs. Für die deutsche Öffentlichkeit repräsentierte Enver die deutsch-türkische »Waffenbrüderschaft«. Im Jahr 1915 wurde die Schlossbrücke zwischen Kleinglienicke und Neubabelsberg, wo er während seiner Berliner Zeit gewohnt hatte, in *Enver-Pascha-Brücke* umbenannt.⁷⁶ Nach der Niederlage des Osmanischen Reiches boten Berliner Unterstützer dem Militaristen Enver Pascha und weiteren prominenten Mitgliedern ihrer Partei Komitee für Einheit und

71 I. Böer/R. Haerkötter/P. Kappert: *Türken in Berlin 1871–1945*, S. 97–99.

72 Nach dem Deutsch-Französischen Krieg hatten deutsche Militärberater nach und nach die französischen ersetzt. Unter ihnen hatte Wilhelm Colmar von der Goltz (1843–1916), in Istanbul als Goltz-Pascha bekannt, großen Einfluss auf die Jungtürken. Siehe dazu Grüßhaber, Gerhard: *The »German Spirit« in the Ottoman and Turkish Army, 1908–1938: A History of Military Knowledge Transfer*, Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2018.

73 Gencer, Mustafa: *Bildungspolitik, Modernisierung und kulturelle Interaktion. Deutsch-türkische Beziehungen 1908–1918*, Münster: LIT 2002, S. 44–47.

74 Çolak, Mustafa: *Osmanlı – Alman İlişkileri Çerçevesinde Harbiye Nazırı Enver Paşa ve Türkçü Politikaları* [Minister of War Enver Pasha and his Turkist Policies within the Framework of Ottoman-German Relations], Isparta: Fakülte Kitabevi 2016, S. 4.

75 I. Böer/R. Haerkötter/P. Kappert: *Türken in Berlin 1871–1945*, S. 69–77.

76 Fuhrmann, Malte: »Potsdam. Die Enver-Pascha-Brücke«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt: Sutton 2008, S. 209–214, hier S. 213.

Fortschritt (*İttihâd ve Terakki Cem'iyeti*) Zuflucht.⁷⁷ So entzogen sie sich der Verfolgung in Istanbul, wo sie sich für ihre Kriegspolitik und die Verbrechen an den Armeniern verantworten sollten.

Einer der wichtigsten osmanischen islamischen Intellektuellen, der Dichter und Verfasser der türkischen Nationalhymne, war Mehmet Akif Ersoy (1873–1936). Er kam 1914 auf Einladung des deutschen Außenministeriums nach Berlin, um Reden zu halten und muslimische Kriegsgefangene zu betreuen, die in der französischen und britischen Armee gedient hatten und nun in deutscher Hand waren. Während des Krieges nutzte Deutschland den Einfluss des osmanischen Khalifa, um eine an die islamische Welt gerichtete Propaganda-Strategie gegen die alliierten Streitkräfte umzusetzen. Deutschland errichtete zwei Lager in Wünsdorf und Zossen, etwa 50 km südlich von Berlin, mit dem Ziel, dort inhaftierte muslimische Kriegsgefangene für die osmanisch-deutsche Allianz zu gewinnen.⁷⁸ Während seines rund viermonatigen Aufenthalts in Deutschland verbrachte Ersoy die meiste Zeit in Berlin. Währenddessen schrieb er eines seiner längsten Gedichte, die *Berlin Hatıraları* (Berlin-Erinnerungen), in dem er Berlin mit Istanbul vergleicht. Er bewunderte die Fortschritte in Deutschland und führte sie auf gemeinsamen Anstrengungen in der Gesamtgesellschaft zurück. Akif betonte in seiner Idealisierung auch, dass das Geheimnis des deutschen Fortschritts in Wissenschaft und Technik in der Bildung liege und dass die deutschen Intellektuellen immer loyal gegenüber ihrem Volk seien.⁷⁹ Außerdem lobte er die deutsche Lebensperspektive und Lebensweise und schlug vor, sie als Beispiel für ein Volk zu nehmen, das sich gegen Unterdrückung wehrt.⁸⁰

77 Yenen, Alp: »The Exile Activities of the Unionists in Berlin, 1918–1922«, in: Schönig/Çalık/Bayraktar, Türkisch-Deutsche Beziehungen (2012), S. 71–94.

78 F. Gökçek: Bir Yazar, Bir Şair, Bir Şehir, S. 123–132; mehr Einzelheiten bei Gussone, Martin: »Architectural Jihad: The ›Halbmondlager‹ Mosque of Wünsdorf as an Instrument of Propaganda«, in: Erik-Jan Zürcher (Hg.), Jihad and Islam in World War I. Studies on the Ottoman Jihad on the Centenary of Snouck Hurgronje's ›Holy War Made in Germany«, Leiden: Leiden University Press 2016, S. 179–222.

79 Babacan, Hasan: »Mehmet Akif'in Almanya Seyahati« [Mehmet Akif's Travel to Germany], in: Journal of Ottoman Legacy Studies 5/11 (2018), S. 175–181.

80 Çakmak, Nursel: »İki Berlin Hatırası Örneği Üzerinden Avrupa'dan Osmanlı'ya Rol Model Olarak Almanya« [Germany as a Role Model from Europe to Ottoman through the Two Examples of Berlin Memories], in: İğdır Üniversitesi Sosyal Bilimler Dergisi Sayı 23 (2020), S. 185–200, hier S. 191.

Auch das Osmanische Reich schickte Studenten nach Deutschland. Einige studierten mit privaten Mitteln, andere wurden von der osmanischen Regierung finanziert. Um die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osmanischen Reich zu fördern, gründeten Intellektuelle und Politiker 1914 in Berlin die *Deutsch-Türkische Gesellschaft*. Eines ihrer Hauptziele war es, mehr osmanischen Jugendlichen ein Studium in Deutschland zu ermöglichen. Bis 1918 kamen über 380 Studenten, zu meist Offiziere, nach Deutschland, von denen viele in Berlin studierten. Nach ihrer Rückkehr spielten sie eine wichtige Rolle bei der Modernisierung des Osmanischen Reiches und der Türkischen Republik. Im Jahr 1917 waren in Berlin 2000 Bürger aus dem Osmanischen Reich registriert.⁸¹

Fazit und Ausblick auf die 1920er und 30er Jahre

Der Deutsch-Französische Krieg veränderte nicht nur das Machtgleichgewicht in Europa, sondern verschob auch die Hierarchie der Zielorte für außereuropäische Eliten. Seit der Gründung des Kaiserreichs unter preußischer Führung 1871 und Berlin Aufstieg zu seiner Hauptstadt wuchs die Zusammenarbeit zwischen Berlin, Peking und Istanbul rapide an. Berlin entwickelte sich zu einem zentralen Anlaufpunkt für chinesische und osmanische Eliten. Universitäten wie die Friedrich-Wilhelms-Universität, die Technische Universität in Charlottenburg und die Preußische Kriegsakademie wurden zu wichtigen Zielen für eine wachsende Zahl chinesischer und osmanischer Studenten, von denen viele aufgrund des Prestiges der Berliner Universitäten auch dort promovierten.

Berlin diente auch als Plattform für chinesische und osmanische Studenten und von ihnen gegründete Organisationen wie den *Chinesischen Studentenclub* und den *Osmanischen Studentenclub*. Intellektuelle, die mit den politischen Verhältnissen in ihren Reichen unzufrieden waren, suchten in Berlin nach Reformen und Strategien für die Schaffung eines Nationalstaates modernen Typs. Zu ihnen gehörten Revolutionäre wie die Jungtürken und die chinesischen Nationalisten. So beeinflusste der deutsche Nationalismus auch maßgeblich die Entwicklung des chinesischen und türkischen Nationalismus.

Das Kaiserreich wurde von einflussreichen chinesischen und osmanischen Eliten als wichtiger Verbündeter gegen den westlichen Imperialismus

81 I. Böer/R. Haerkötter/P. Kappert: *Türken in Berlin 1871–1945*, S. 12.

wahrgenommen. Diese Sichtweise widersprach der gängigen Wahrnehmung Deutschlands als Kolonialmacht. Türkisches und chinesisches Misstrauen gegenüber Frankreich und Großbritannien, gepaart mit Ideen des Pan-Islamismus und Pan-Asiatismus, entsprach antiwestlichen Ressentiments, die während des Ersten Weltkriegs in Deutschland vorherrschten. Viele deutsche Intellektuelle konstruierten eine Dichotomie zwischen der oberflächlichen »westlichen Zivilisation« Frankreichs und Großbritanniens und einer tiefgründigen »deutschen Kultur« und »Innerlichkeit« und waren überzeugt, dass Deutschland mit unterdrückten Reichen im Osten ein Schicksal teilte.

Der Ausgang des Ersten Weltkriegs markierte einen Wendepunkt in den deutsch-chinesischen und deutsch-türkischen Beziehungen. Deutschland hörte auf, eine Kolonialmacht zu sein, und Berlin entwickelte sich umso mehr zu einem Zentrum für antikoloniale Aktivitäten dort lebender Chinesen und Türken. Die Zahl der chinesischen und türkischen Studenten in Berlin nahm zu⁸², auch weil der Aufenthalt in Deutschland durch die Inflation viel erschwinglicher wurde, während seine Universitäten ihren Weltruf beibehielten. Im Jahr 1924 erreichte die Zahl der chinesischen Studenten einen Höchststand, mit fast tausend allein in Berlin.⁸³ Sie arbeiteten eng mit Intellektuellen und Politikern aus dem gesamten politischen Spektrum in Berlin zusammen, veröffentlichten antikoloniale Schriften und organisierten antikoloniale Demonstrationen in Berlin und anderen deutschen Städten.⁸⁴ Sie glaubten, dass ihre Länder – so wie Deutschland durch den Versailler Vertrag – erneut von westlichen Mächten gedemütigt wurden.

Diese gemeinsame Opfermentalität in Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung stärkte ihr Bündnis gegen den westlichen Imperialismus. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg plädierte Sun Yat-sen für ein euro-asiatisches Bündnis, das China, Japan und Deutschland einschließen sollte. Der gegen Griechenland, Großbritannien und Frankreich geführte türkische Unabhängigkeitskrieg (1919–1923) unter der Führung von Mustafa Kemal – der so den Titel Atatürk erhielt – erregte die Aufmerksamkeit einer neuen Generation

82 T. Harnisch: Chinesische Studenten in Deutschland; Şarman, Kansu: Türk Promethe'ler. Cumhuriyet'in Öğrencileri Avurpa'da [Turkish Prometheans: The Students of the Republic in Europe], İstanbul: Türkiye İş Bankası Yayınları 2005.

83 王, 奇生: 中国留学生的历史轨迹 1872–1949 [The Historical Trajectory of Chinese Students Studying Abroad, 1872–1949], 武汉: 湖北教育出版社 1992, S. 82.

84 Li, Weijia: »Otherness in Solidarity: Collaboration between Chinese and German Left-wing Activists in the Weimar Republic«, in: Qinna Shen/Martin Rosenstock (Hg.), Beyond Alterity: German Encounters with Modern East Asia, S. 73–93.

deutscher Rechtsextremisten und chinesischer politischer Eliten. In ihren Augen war Atatürk ein Held im Kampf gegen den westlichen Imperialismus.⁸⁵ Nachdem Adolf Hitler (1889–1945) an die Macht gekommen war, versuchten einige nationalistische Eliten in China und der Türkei, die nationalsozialistische Ideologie und ihre Institutionen nachzuahmen, um ihre Macht zu festigen. So blieben die engen Beziehungen zwischen Berlin, Peking und Ankara unter veränderten Vorzeichen bestehen.

85 Mangold-Will, Sabine: »Vorbild Türkei – dunkles Licht aus dem ›Orient‹. Zu einer transnationalen Geschichte der Weimarer Republik auf dem Weg in den Abgrund«, in: Christoph Cornelißen/Dirk van Laak (Hg.), Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2020, S. 181–193; Ihrig, Stefan: Atatürk in Nazi Imagination, Cambridge, MA: Harvard University Press 2014; Temel, Mehmet: »Atatürk Devrimlerinin Çin Aydınlarının Algılanışı ve XX. Yüzyılın İlk Yarısındaki Türkiye-Çin İlişkilerine Yansıması« [Perception of Atatürk's Revolutions by Chinese Intellectuals and its Reflections on Türkiye-China Relations in the First Half of the 20th Century], in: Selçuk Üniversitesi Türkiyat Araştırmaları Dergisi 21 (2007), S. 105–123.

Berliner Sehnsüchte und die Bilder von den ›Anderen‹

Koloniale Echokammern – Die Bildgeschichte der ›Anderen‹

Eine Analyse kolonialer Kontinuitäten und Brüche in der Region Berlin-Brandenburg

Lilja-Ruben Vowe

Für Sie als Leser:in mag es überraschend sein, den Begriff der Echokammer an prominenter Stelle in einer bildwissenschaftlichen und kulturhistorischen Studie zu finden, die sich mit der verflochtenen Kolonialgeschichte der Region Berlin-Brandenburg befasst. Stammt der Begriff der Echokammer doch eigentlich aus der kommunikationswissenschaftlichen Forschung und wurde in den letzten Jahren verstärkt als Hypothese verwendet, um das Phänomen zu beschreiben, dass sich öffentliche Kommunikation zunehmend in geschützte oder weniger diverse Räume verlagert. Problematisch wird dieser Effekt dann, wenn mit der Einkapselung vormals offener Diskussionsforen eine Homogenisierung von Weltbildern einhergeht, so die vereinfachte Grundannahme. Die negativen Effekte dieses Prozesses sind in den letzten Jahren vor allem anhand von Social-Media-Plattformen nachgewiesen worden. So hat dieser Fragmentierungsprozess einen übergreifenden Dialog zwischen polarisierenden Positionen zunehmend unmöglich gemacht, da sich die Vertreter:innen unterschiedlicher Standpunkte im digitalen Raum schlichtweg nicht mehr begegnen. Es ist also die bewusst selektive, einseitige Mediennutzung, und die unsichtbare Vorsortierung durch einen in die Plattform eingebetteten Algorithmus, die ursprünglich öffentliche Kommunikationsforen zunehmend in geschlossene Echokammern verwandeln.¹

1 Haim, Mario: »Echokammer | Journalistikon«, <https://journalistikon.de/echokammer/vom-10.04.2020>; vgl. Stollenwerk, Claudia/Keil, Miriam: Echokammer. Soziale Kommunikation unserer digitalen Gesellschaft, Marburg: Büchner 2022.

Das vorgebliche ›Eigene‹ und das ›Andere‹

Hierin liegt auch der Transfer dieser kommunikationswissenschaftlichen Erkenntnisse auf das kulturhistorische Feld begründet. Die einseitige Mediennutzung könnte bei der Untersuchung kolonialer Topoi in der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte als Argument herangezogen werden, um zu erklären, warum die damit verbundenen Bilder bis heute nachwirken. Die These der Echokammer kann das bemerkenswerte und schädliche Nachleben jener Bilder erklären helfen, die sich auf im Grunde kaum veränderte Stereotypen der Darstellung des ›Anderen‹ zurückführen lassen (vgl. Prozess der Veränderung oder ›Othering‹).²

Die ›Anderen‹ beschreibt eine mittlerweile gängige Kategorie in der kulturwissenschaftlichen Forschung, die auch in der historischen Rückschau verwendbar ist. Für die Analyse von Geschichtsbildern – seien sie sprachlich sedimentiert oder, wie in der Kunstgeschichte, durch materielle und bildliche Manifestationen zeitgeschichtlicher Annahmen, Verständnisse und Missverständnisse überliefert – ist diese Analysekategorie jedoch unverzichtbar. Denn häufig verraten diese Bilder tatsächlich weniger über die unscharf als ›anders‹ kategorisierten Personen als vielmehr über das Selbstverständnis derjenigen, die einen Kanon des Kolonialen mitproduzieren, der durch Macht- und Herrschaftsstrukturen verfestigt und durch die Entleerung, Aneignung und Transformation bekannter ikonographischer Formeln und Abkürzungen visuell umgesetzt wird. Die Analyse dieser visuellen Formen und Repräsentationen von Herrschaft und Subalternität gewinnt angesichts der spärlichen oder nicht ausgewerteten Quellen und Egodokumente aus subalternen Perspektive immens an Bedeutung. Dieser Umstand wird für Historiker:innen noch verschärft bei zunehmender zeitlicher Distanz und insbesondere durch die Schwierigkeit, Auskunft über diejenigen zu geben, die historisch aufgrund von Hautfarbe, Abstammung, Stand, Religion, Behinderung, Geschlecht oder Sexualität zu der schwach definierten und heterogenen Gruppe der ›Anderen‹ gehörten.³ Dieses Missverhältnis wird sich in der kulturhistorischen Analyse

2 Vgl. Ziai, Aram: »Postkoloniale Studien und Politikwissenschaft: Komplementäre Defizite und ein Forschungsprogramm«, in: Ders. (Hg.), Postkoloniale Politikwissenschaft: Theoretische und empirische Zugänge, Bielefeld: transcript 2016, S. 37.

3 Kuhlmann-Smirnov, Anne: Schwarze Europäer im Alten Reich: Handel, Migration, Hof, Göttingen: V&R unipress 2013, S. 110–112.

nicht auflösen lassen, aber das Aufbrechen dieses Herrschaftsgestus im Visuellen bietet an den Bruchkanten die Möglichkeit, durch das Heranziehen anderer Quellen, etwa literarischer, das Narrativ einer europäischen, *weißen* Vorherrschaft – welches bis heute reale Auswirkungen hat – in Frage zu stellen.

Für diese methodische Herangehensweise haben Protagonisten der postkolonialen Denkströmungen wie Edward Saïd, Homi K. Bhabha uvm. bereits in der Vergangenheit wichtige Ansätze geliefert.⁴ Saïd hatte in seinen wegweisenden Werk *Orientalism*, trotz aller berechtigter Kritik, bereits die wesentlichen Eigenschaften des auf ›othering‹ beruhenden Konzeptes eines Europäischen Orientalismus beschrieben. Dieses ›othering‹ vollzog sich laut Saïd vor allem aufgrund sexualisierter, exotisierender und hierarchisierender Narrative.

Bhabha hingegen versuchte, auch als Reaktion auf Saïd, stärker die Möglichkeiten von Anpassung und Widerstand einer hybriden kulturellen Identität unter kolonialen Bedingungen auszuloten. Er beschreibt koloniale Mimikry als Werkzeug der Anpassung oder Umformung, um aus einem subalternen Subjekt – dem ›Anderen‹ an sich – einen sozusagen reformierten ›Anderen‹ zu konstruieren. Das bedeutet, durch Mimikry verringert sich zwar die Differenz zwischen Kolonisator und Kolonisierten – es entsteht aber niemals Augenhöhe, da diese Differenz schlussendlich eine Legitimation der kolonialen Herrschaft ist. Dieses nie ganz ausgeglichene Machtgefälle führt dann erneut in einen Diskurs der Distinktion und Herabsetzung durch Ambivalenz.⁵ Durch die bis heute vorhandenen kolonialen Kontinuitäten werden damit verbundene Konzepte und Repräsentationen weitergeführt und sogar aktualisiert – mit samt aller negativen gesellschaftlichen Auswirkungen und Politisierung bestimmter Diskurse.⁶ Ausdrücklich möchte ich an dieser Stelle nochmals auf die Beiträge von Albert Guaffo sowie von Frauke Miera, Lorraine Bluche und Ibou Diop in diesem Band verweisen, die auf die historischen wie zeitgenössischen Implikationen dieser Aufarbeitung aufmerksam machen.

4 Saïd, Edward W.: *Orientalism*, London: Penguin 2003; Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*, London/New York: Routledge 1994.

5 Bhabha, Homi: »Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse«, in: *October* 28 (1984), S. 125–133, hier S. 126.

6 Zur Kritik an Saïd vgl. H. Bhabha: *The Location of Culture*, S. 72.

Das Bildgedächtnis als Echokammer

Die Bildgedächtnisse, auf die ich im Folgenden immer wieder zu sprechen kommen werde, sind im Sinne ihres eigenen Anspruchs auf vermeintliche Objektivität von Natur aus fehlerhaft, denn in ihrer konstanten Selbstreferenzialität schlagen sich in ihnen Jahrhunderte europäischer Bildtraditionen und -transformationen sedimentiert nieder. Durch diesen Prozess werden sie zu Echoräumen, deren visueller Widerhall in der Darstellung des vermeintlich ›Eigenen‹ und ›Anderen‹ stets die *conditio sine qua non* in sich trägt – den Anspruch und das Selbstverständnis, über diese dichotome Zuordnung überhaupt bestimmen zu können. Und in diesem Anspruch begegnen sich mit sehr konkreten Auswirkungen auf den geschichtlichen Verlauf die geistesgeschichtliche Legitimation und machtpolitische Ermächtigung zur Kolonisierung einer als ›anders‹ beschriebenen Welt durch (*weiße*) Europäer:innen. Zur Verflechtungsgeschichte einer brandenburgisch-preußischen Expansions- und späteren Kolonialpolitik gehörte eben auch eine klare Machtaufteilung und eine rhetorische und territoriale Machtausübung. Die legitimierende Kraft des Visuellen als vermeintliche Begründung dieses ›Auftrags‹ ist dabei von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne auch ein Element zur Stabilisierung und Ausübung von Herrschaft. Bildwissenschaftlich ist das auch für die Transformation der höfischen Kunst relevant, die bereits in der Frühen Neuzeit durchzogen war von Exotismen und Orientalismen, genährt von Reiseberichten und der gelegentlichen Begegnung mit den ›Anderen‹.

Nicht zu vergessen sind dabei die Schwarzen Menschen und aus dem Osmanischen Reich stammende Personen, die als menschliche Kriegsbeute verschleppt, vermeintlich durch christlichen Missionsauftrag ›erhoben‹ wurden, oder im Interesse einer pseudowissenschaftlichen Forschung in die brandenburgischen, später preußischen Lande und an Fürstenhöfe gelangten. Wenige Namen und Lebensläufe dieser Menschen lassen sich heute rekonstruieren. Anne Kuhlmann-Smirnov identifizierte in ihren Forschungen für den Zeitraum zwischen dem späten 16. Jahrhundert bis 1800 ca. 380 Schwarze Diener in den unterschiedlichsten Positionen einer höfischen Existenz. Arne Spohr verortete den Lebensbereich eines Großteils dieser Personen in den höfischen oder militärischen Musikkapellen.⁷ Diese zu Beginn sehr kleine Anzahl

7 A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer im Alten Reich, S. 373; Spohr, Arne: »Mohr und Trompeter«, in: Journal of the American Musicological Society 72/3 (2019), S. 613–663, hier S. 614–621.

von Personen, die wir heute meist nur unzureichend als Personen außereuropäischer Herkunft beschreiben können, ist aber aufs Engste verflochten mit der frühneuzeitlichen höfischen Inszenierungs- und Repräsentationskultur. Ihre Anwesenheit am Hofe diente in der Regel unterschiedlichen Repräsentationsbedürfnissen ihrer *weißen* Eigentümer oder ›Patronen‹.⁸ Ihr variierender Rechtstatus an den Höfen deutet darauf hin, dass sie in besonderer Weise als Leibeigene, Bedienstete oder diplomatische Mündel von ihren ›Patronen‹ abhängig waren. Darüber können auch die wenigen bekannten Lebensläufe der Menschen nicht hinwegtäuschen, denen der Aufstieg in häufig strenge Hierarchien wie beim Militär oder der Musikkapelle gelangten, wie im Beitrag von Thomas Weißbrich thematisiert. Die Grenzen ihrer sicher auch erkämpften Autonomien wurden durch höfische, später *weiße* mehrheitsgesellschaftliche Diskurse festgelegt.

Ob nun die Verfügbarkeit der Bilder, die bereits den realen Zugriff auf Territorien, Menschen und Warenströme einer ›anderen‹ Welt vorwegnahm, oder das machtpolitische, ökonomische Interesse diesen Ausgriff für die Zeitgenossen letztendlich rechtfertigte, lässt sich wohl nur an Einzelfällen darlegen. Verschiedene Beiträge in diesem Band zeigen, dass wirtschaftliche koloniale Interessen ohne die Präsenz, Dokumentation und Übertragungsketten von materiellen und geistigen Bildern nicht vermittelbar gewesen wären. Die Integration dieser vom Kolonialen durchsetzten Bildströme in die Alltagskultur im Berliner Raum stellt eine Kommodifizierung des Visuellen für ein Massenpublikum dar. Die vorliegende Studie geht dieser These des Zugriffs auf das konstruierte oder imaginierte ›Andere‹ über die Bilderwelt in drei Schlaglichtern nach, um mögliche Kontinuitätslinien und den Weg in die Echokammer des Kolonialen aufzuzeigen. Dabei konzentriert sich die Untersuchung auf visuelle Zeugnisse und Objekte, die drei Epochenschwellen der kolonialen Verflechtungsgeschichte repräsentieren: 1700, 1800, 1900.

8 A. Kuhlmann-Smirnov: Schwarze Europäer im Alten Reich, S. 113f. und 116–132.

Un-Sichtbar

Abbildung 1: Verwiebe. Kopie: Otto Friedrich Graf von der Groeben mit dem Plan der Kolonie Großfriedrichsburg in der Hand, nach 1701.



GK I 9302/SPSG/Fotograf: Daniel Lindner.

Vor einem dunkel gehaltenen Hintergrund erkennt die Betrachter:in in einem medaillonartigen Rahmen im Stile des barocken Herrscherporträts einen Mann, der in Erscheinung und Ausrüstung alle Zeichen höheren Standes aufweist: die sorgfältig gelockte Perücke umrahmt das uns zugewandte Porträt in Dreiviertel-Ansicht, der Blick ist klar. Mit der gebotenen Ernsthaftigkeit

und *gravitas* blickt Otto Friedrich Graf von der Groeben aus dem Gemälde heraus.⁹ Auf seine militärisch-strategischen Taten verweist seine prachtvoll gearbeitete Rüstung und der Orden *de la Générosité* an seiner Brust. Der leuchtend rot-purpurne Umhang akzentuiert als eine bis in die Antike zurückreichende Herrschaftsformel des Visuellen die dunkle Rüstung und ermöglicht Kontraste in der sonst dunklen, erdigen Farbpalette des Gemäldes. Erst auf den dritten Blick bemerkt die Betrachter:in schließlich die Anwesenheit einer anderen Person – wenn auch der Maler alles im Bild so arrangiert, diese eben nicht als Individuum, sondern als Attribut, als Objekt, nur lesbar in Ergänzung zu von der Groeben, darzustellen. Ein Schwarzer Mann ist in der linken oberen Ecke des Medaillons verborgen. Er tritt nur in wenigen Graden konturiert als Umriss aus dem schwarz-bräunlichen Hintergrund hervor. Einzig die vom Maler platzierten Lichtpunkte in den Pupillen seiner Augen helfen, die Umrisse seines Kopfes zu erkennen. Dieser Schwarze Mann ist im Bild mehr eine Ahnung als eine Erscheinung und steht buchstäblich im Schatten des Grafen.

Auch seine vermutete Aufgabe als Diener lässt sich ikonographisch kaum aus dem Gemälde heraus ablesen. Ob und wie er bekleidet ist, ist in der Ansicht des Gemäldes nicht eindeutig zu erkennen, einziger Hinweis auf die vermutete Position des Dieners ist eine Handreichung, die vor den Augen der Betrachter:in erfolgt. Übergeben wird allerdings ein folgenschweres Dokument, wie die Inschrift auf dem gemalten Pergament bezeugt. Es handelt sich hier um den Vertrag zur Erbauung der Festung Großfriedrichsburg, an der Küste des heutigen Ghana, die Inschrift wird gerahmt vom Grundriss der Feste. Am 1. Januar 1683 ließ der Überlieferung nach von der Groeben, beauftragt vom kurbrandenburgischen Fürsten Friedrich Wilhelm, die brandenburgische Fahne an der Küste des heutigen Ghanas hissen. Ein Beginn der brandenburgischen, später preußischen Expansionspolitik, von der sich die Brandenburger insbesondere Profite durch die Ausbeutung der lokalen Goldvorkommen erhoffen. Der finanzielle Erfolg der Expedition stellte sich zwar nicht im erhofften Maße ein, doch seit 1682 war die *Brandenburgisch-Africanische Compagnie* (BAC) Akteur im transatlantischen Handel und in Zusammenarbeit mit afrikanischen Kaufleuten involviert im Handel mit versklavten Menschen, mit Elfenbein, Gummi

9 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG): Gemäldebeschreibung *Otto Friedrich Graf von der Groeben*, <https://www.spsg.de/forschung-sammlungen/forschung/koloniale-kontexte/otto-friedrich-graf-von-der-groeben/>

arabicum, Gold und Elfenbein.¹⁰ Durch Vertragsabschlüsse mit lokalen Machthabern sicherten die Brandenburger, bzw. ihre häufig aus den Niederlanden stammenden Vertreter,¹¹ über den Bau der Festung der lokalen Bevölkerung Schutz zu, worauf verschleppte Menschen und Güter aus dem Hinterland als ›Warenströme‹ über Großfriedrichsburg in die Amerikas und nach Europa geleitet wurden. Großfriedrichsburg war also in erster Linie ein wichtiger Handelsstützpunkt und eine Voraussetzung für die brandenburgische Teilnahme am transatlantischen Handel.

Mag die Festung historisch nicht die territoriale und machtpolitische Ausdehnung einer Kolonie erfüllt haben – in der Rückschau diente Großfriedrichsburg für die Hohenzollern im 19. Jahrhundert als stilisierter Beleg für die (stolze) Kolonialgeschichte Brandenburg-Preußens.¹² Das ursprüngliche Gemälde wird auf 1701 datiert und war somit Zeugnis einer brandenburgischen Selbstsicht in dieser frühen Phase zunehmender transatlantischer Verflechtungen. Durch die Kopie aus dem 19. Jahrhundert durch H. Verwiebe ist das Gemälde erhalten geblieben. Unzweifelhaft war Großfriedrichsburg ein Versuch der Umsetzung einer Merkantilpolitik, dessen langfristiges Ziel auch die Begründung von Kolonien war. Dazu gehört auch die gewaltvolle Verschleppung von Menschen in Zusammenarbeit mit lokalen Machthabern. Aus heutiger Sicht lässt sich festhalten: Für kurze Zeit waren die Brandenburger im Sklavenhandel mit der Karibik tatsächlich einflussreicher als andere Kompanien.

Das Handelsvolumen und die Beteiligung der Brandenburger am transatlantischen Handel und Menschenhandel im 18. Jahrhundert kann aus ökonomischer Sicht statistisch nicht vollständig, aber doch sehr umfassend belegt werden. So wird geschätzt, dass zwischen 1682 und 1715 ca. 20.000 verschleppte Menschen auf Schiffen der BAC in die Karibik transportiert wurden – vor allem auf den strategisch günstig gelegenen kurfürstlichen Stütz-

10 Weindl, Andrea: Die Kurbrandenburger im ›atlantischen System‹: 1650–1720, Universität zu Köln: II-03 Iberische und Lateinamerikanische Geschichte 2001 (Arbeitspapiere zur Lateinamerika-Forschung, hg. v. Wentzlaff-Eggebert/Traine).

11 Zaugg, Roberto: »Grossfriedrichsburg, the First German Colony in Africa? Brandenburg-Prussia, Atlantic Entanglements and National Memory«, in: Osei-Tutu, John Kwadwo/Smith, Victoria Ellen (Hg.), *Shadows of Empire in West Africa. New Perspectives on European Fortifications*, Springer Publishing 2017, S. 33–73, hier S. 42.

12 Ebd., S. 42f. und 45–48.

punkt St. Thomas, der mit dem dänischen König ausgehandelt wurde.¹³ Aus den Akten geht laut Nils Brübach hervor, dass 20 Prozent der Verschleppten die Überfahrt nicht überlebten. Mangels eigener ausgedehnter Plantagenkolonien, die nach der merkantilistischen Logik der Zeit Waren und damit Gewinne für das Mutterland erwirtschaften sollten, und ohne eine schlagkräftige Kriegsflotte war diese einflussreiche Stellung der Brandenburger jedoch nicht von Dauer.¹⁴

Doch dieser Einfluss auf den sich entwickelnden »Dreieckshandel«¹⁵ hinterließ Spuren, nicht nur in der mit den Versklavungen einhergehenden Gewalt, in Bauten wie der Festung Großfriedrichsburg und Namensgebungen von Straßen in Berlin. Auch ließen sich die Vertreter Brandenburgs selbst idealisiert als machtvolle Akteure in diesem transkontinentalen Handel in Szene setzen, wie eben in dem Porträt von der Groebens. Fortan sollte dieser absolute Machtanspruch den Echoraum des Kolonialen dominieren, und nicht mehr in erster Linie das ›Exotische‹ oder ›Orientalisierende‹ der visuellen Kultur der europäischen Fürstenhöfe. Die Akteure schreiben sich nun machtbewusst in den Wettlauf um die Ausbeutung von Ressourcen ein, ob es sich nun um Menschen, die mit Gewalt als Ware behandelt wurden, oder um andere Güter handelte. In diese Logik passt auch der Verzicht auf die genauere Ausgestaltung des afrikanischen Schwarzen Mannes in der Bildkomposition. Im kolonialen

13 Brübach, Nils: »Seefahrt und Handel sind die fürnembsten Säulen eines Estats« – Brandenburg-Preußen und der transatlantische Sklavenhandel im 17. und 18. Jahrhundert«, in: Rüdiger Zoller (Hg.), *Amerikaner wider Willen: Beiträge zur Sklaverei in Lateinamerika und ihren Folgen*, Frankfurt a.M./Madrid: Vervuert 1994, S. 42.

14 Institut für Europäische Ethnologie: »Schwarze Menschen im 17./18. Jahrhundert in Brandenburg-Preußen«, <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/das-institut/faq-zu-r-umbenennung/schwarze-menschen-im-17.-18.-jahrhundert-in-brandenburg-preussen>; Weindl: *Die Kurbrandenburger im ›atlantischen System‹*, S. 68.

15 Der immer noch geläufige Begriff des »Dreieckshandels« suggeriert, dass ein Schiff tatsächlich alle drei Routen zwischen Europa, Afrika und den Amerikas befuhr. Dies ignoriert die Spezialisierung der Schiffe und Händler:innen auf bestimmte Waren. Zudem verschleiert der Begriff, dass nicht nur Menschen innerhalb und aus Afrika verschleppt wurden, sondern sich das wirtschaftliche Interesse und die daraus resultierende spätere Ausbeutung auch auf hochpreisige Ressourcen wie Gold oder Elfenbein, Farbstoffe, Gewürze und Kautschuk erstreckte. Afrikanische Eliten kauften dafür z.B. teures Leinen oder indische Baumwollstoffe aus Europa. Vgl. dazu Bernhard, Roland/Wimmler, Jutta: »Dreieckshandel«, *Glasperlen und Gender. Mythische Narrative zum transatlantischen Sklavenhandel in aktuellen deutschen und österreichischen Schulbüchern*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 70 (2019), S. 149–164.

Zugriff der Brandenburger auf die visuelle Geschichtsschreibung wurde seine Person zur Staffage. Die Echokammer beginnt sich zu schließen.

Tropische Fantasien auf märkischem Sand

Abbildung 2: Blechen, Karl: Inneres des Palmenhauses auf der Pfaueninsel (R 1737).



GK I 4054/SPSG/Fotograf: Wolfgang Pfau.

Wie weit die Einrichtung dieser kolonialen Echokammer in Brandenburg, nun Preußen, bis 1832 vorangeschritten war und auf welche Weise mit visuellen Versatzstücken unterschiedlichster Prägung gearbeitet wurde, lässt sich anhand des bekannten Werkes *Das Innere des Palmenhauses* des Malers Carl

Blechen (1978–1840) analysieren.¹⁶ Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, gab diese Szenen bei Blechen in Auftrag. Blechen setzte den Blick in das 1880 niedergebrannte königliche Palmenhaus auf der Pfaueninsel in der Havel in zwei Ölgemälden und mehreren außergewöhnlich detaillierten Vorstudien um. Das eigentliche Objekt der Begierde ist die Vegetation, auch wenn im Hintergrund des Gemäldes drei Frauen in indisch anmutenden Gewändern ruhend zwischen den Pflanzen dargestellt werden. Im Fokus stehen die Palmen aus der Pariser Sammlung Foulchiron, die der preußische Hof 1830 erworben hatte. Für diese Sammlung wurde nach Entwürfen Karl Friedrich Schinkels (1781–1841), vermutlich innen ausgeführt durch Johann Gottfried Schadow (1764–1850), auf der Lustinsel ein Gewächshaus geschaffen, das nach der Tradition der höfischen Orangerie die kostbaren Palmen vor den Widrigkeiten des märkischen Klimas schützen sollte. Von außen von Schinkel eher nüchtern und funktional mit einer Holz-Glas-Fassade gestaltet, zeigt das Innere des Palmenhauses jedoch stilistisch ganz andere, ›orientalisierende‹ Elemente.¹⁷

Zunächst ist natürlich das Motiv der Palme selbst relevant, als prestigeträchtiges Repräsentationssymbol seit der Antike in Europa bekannt und in dieser Bildkomposition mehrfach verwendet. Palmen wurden mit dem immer zuverlässigeren Gelingen ihrer Aufzucht dank der verfeinerten Möglichkeiten der Klima-Regulierung in Gewächshäusern in den europäischen Metropolen ausgestellt. Die überwiegende Mehrheit der Zeitgenossen, welche diese königlich-fürstlichen botanischen Gärten besuchen durften, betraten gewissermaßen die für sie noch immer schwer zugänglichen Regionen der

16 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG): Karl Blechen, Inneres des Palmenhauses auf der Pfaueninsel, 1832–34, GK I 4054, <https://www.spsg.de/forschung-sammlungen/sammlungen/gemaelde> vom 05.06.2024.

17 Seiler, Michael: Das Palmenhaus auf der Pfaueninsel. Geschichte seiner baulichen und gärtnerischen Gestaltung, Berlin: Haude & Spener 1989, S. 25–40, 51–54, 80–86; Cortjaens, Wolfgang: »Carl Blechen: Innenansicht des ehemaligen Palmenhauses auf der Pfaueninsel bei Potsdam, 1832/34«, in: Sammlung Online | Hamburger Kunsthalle, <https://online-sammlung.hamburger-kunsthalle.de/de/objekt/HK-1324/innenansicht-des-ehemaligen-palmenhauses-auf-der-pfaueninsel-bei-potsdam?term=&filter%5Bhighlight%5D%5Bo%5D=Meisterwerke&start=20&context=default&position=26> vom 09.03.2024; Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.): Schlösser, Preußen, Kolonial: Orte, Biografien und Sammlungen [Kat.], Dresden: Sandstein 2023, S. 148–151.

Welt.¹⁸ In diese Tradition stellt sich auch Friedrich Wilhelm III., dessen Palmenammlung Alexander von Humboldt bei seinem Besuch der Pfaueninsel 1852 wie folgt kommentierte:

Wenn man in dem Palmenhause [...] von dem hohen Altane bei heller Mittagssonne auf die Fülle schilf- und baumartiger Palmen herabblickt, so ist man auf Augenblicke über die Örtlichkeit, in der man sich befindet, vollkommen getäuscht. [...] Man knüpft an jede Pflanzenform die Wunder einer ferneren Welt [...].¹⁹

Wenn Christian Kravagna den europäischen Gesellschaften des 18. und 19. Jahrhundert eine ins Museum überführte »imperialistische Sucht nach Aneignung und Anhäufung des Unbekannten«²⁰ zuschreibt, ließe sich Ähnliches für die botanischen Gärten feststellen. Ihre Bedeutung maß sich an der Größe und Vielfalt der Herbarien. Dieser Transport des Pflanzenbestandes, häufig aus der Ferne ›verschleppt«²¹, ging einher mit der Überschreibung indigener Pflanzenordnungen und Benennungen.

Nun ›exotische‹ Pflanzen wie Tabak, Blumenrohr, Mangold, Bananen, Artischocken und Rhabarber machten aus dem Palmenhaus und seiner Umgebung das Glanzstück der 1810 begonnenen Kultivierung von Blattpflanzen auf der Pfaueninsel. Sorgsam bestellt vom Hofgärtner wurde sie zu einem prominenten Ort für koloniale Seh- und Sehnsüchte in und um Berlin. Durch die Öffnung des Gebäudes – zumindest für aristokratische Besuchende – wurde das Gewächshaus aber auch zu einem höfischen Repräsentationsort der Hohenzollern.²² Humboldts Eindrücke und der von Blechen festgehaltene Innenraum sind Musterbeispiele der ›Exotisierung‹ von Seheindrücken. Dafür setzten Ziersäulen, dekorative Holzgitter (*mashrabiye*), islamische Gebetsnischen

18 Brockway, Lucile H.: Science and Colonial Expansion: The Role of the British Royal Botanic Garden, New York/London: Academic Press 1979, S. 79–87.

19 M. Seiler: Das Palmenhaus auf der Pfaueninsel, S. 100; zit.n. Humboldt, Alexander von: Kosmos, 2. Band, Stuttgart o.J., Erstausgabe 1844.

20 Kravagna, Christian: »Konserven des Kolonialismus: Die Welt im Museum«, in: Belina Kazeem/Charlotte Martinz-Turek/Nora Sternfeld (Hg.), Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien (= Ausstellungstheorie & Praxis, Band 3), Wien: Turia + Kant 2009, S. 131–142.

21 Varatharajah, Sinthujan: an alle orte, die hinter uns liegen, München: hanserblau 2022.

22 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG): »Pfaueninsel – ferne Welten«, <https://www.spsg.de/schloesser-gaerten/objekt/pfaueninsel/>

(*maharib*) und Palmettenelemente einen gewissen Kenntnisstand bei den Betrachter:innen voraus. Über diese historisierenden Versatzstücke wurde die Elemente der indo-islamischen Mughal-Architektur im Gewächshaus zu einer Fantasiearchitektur transformiert. Die einzig genuin moderne und gleichzeitig realistische Irritation, die in diesem Arrangement neben allen Idealisierungen des Motivs durch den Künstler auftaucht, sind die für die ›Insassen‹ des Palmenhauses überlebenswichtigen Belüftungsschlitze im Boden, die den Pflanzen das notwendige Klima ermöglichten. Leichte Reflektionen und die intensive Farbigkeit der Palmenblätter im Gemälde lassen die feucht-schwüle Luft erahnen. Abgeschlossen von der Außenwelt erscheint diese ›orientalisierende‹ Szenerie als eine Art Utopia²³ und gleichzeitig als Beweis der Fortschrittlichkeit der Hohenzollern auf den Feldern der Botanik und der Bautechnik.

Edward Saïd analysierte in seinem Werk *Orientalism* die Bedingungen für diese Figurationen, die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Verwissenschaftlichung des ›orientalistischen‹ Studienfeldes in Europa von einem ›free floating‹ zu einem latenten oder manifesten ›Orientalismus‹ in Kunst, Literatur und Wissenschaft entwickelten.²⁴ Dabei weist er bereits auf sexuelle Fantasien hin, die europäische Reisende, Künstler und Wissenschaftler auf den sogenannten ›Orient‹ und seinen Bewohner:innen als scheinbar passende Projektionsflächen richteten. Denn ein weiterer Aspekt ›orientalistischer‹ Vorprägung ergänzt den romantisierenden Charakter des Gemäldes. Die Staffagefiguren im Hintergrund, drei Frauen in indisch anmutenden Gewändern, wurden von Blechen auf einem Kelim platziert. Links befinden sich zwei Frauen in einer intim wirkenden Berührung festgehalten. Die vordere Frau hält ein Musikinstrument, die hintere blickt zur Betrachter:in und berührt ihrer Vorderfrau an den Schultern. Rechts befindet sich eine weitere Frau in dunklerer Kleidung halb ausgestreckt im Halbdunkel. Auf ihrer Hand sitzt ein roter Papageienvogel, vermutlich ein hellroter Arka, dessen Anwesenheit die Deutung dieser Gruppe als sexualisiertes Motiv nahelegt.²⁵ Das Arrangement

23 Bündenbender, Hanna: ›Wow, that's so postcard!‹- De-/Konstruktionen des Tropischen in der zeitgenössischen Fotografie, Bielefeld: transcript Verlag 2022, S. 56–59.

24 Saïd: *Orientalism*, S. 118f. und 205–208.

25 Textor, Sula: ›Papageien als Motiv in Malerei und Literatur‹, in: Dies. (Hg.), *Psittacismus und narrative Vielstimmigkeit: Vom Sprechen des Papageis zur Stimme des Textes*, Bielefeld: transcript 2022, S. 17–58, hier S. 34–37.

der weiblichen Figuren verweist auf ›orientalistische‹ Topoi wie die Odaliske – vielleicht die am ungenauesten definierte Frauenfigur der Malerei des 19. Jahrhunderts. Die in dieser Figur häufig zur Schau gestellte Nacktheit einer versklavten Frau oder ›exotischen‹ Haremsbewohnerin war in der europäischen Imagination fest mit dem sogenannten ›Orient‹ verbunden.

Die Bedeutung von Physiognomie und Hautfarbe im Sinne des modernen ›race‹-Begriffs war seit der Aufklärung Gegenstand einer fortlaufenden Debatte, wie sich bereits in entsprechenden Schriften zwischen Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) und Immanuel Kant (1724–1804) zeigte.²⁶ Doch im 19. Jahrhundert hatte sich diese Kategorie derart politisiert, wurde pseudowissenschaftlich belegt und im Gedankengut verfestigt, dass sie eine neue Legitimation des europäischen Herrschafts-Ausgriffs auf die Welt mit sich brachte. Damit überformte diese Kategorie den älteren geschlechtsspezifischen Aspekt der ›Feminisierung‹, der im 18. Jahrhundert im kolonialen Denken, etwa bei Cornelius de Pauw (1739–1799), als prominente Erklärung für eine vermeintliche Unterlegenheit der indigenen Bevölkerung der Amerikas herangezogen wurde.²⁷ Beide Kategorien, ›race‹ und ›gender‹, werden somit spätestens im 19. Jahrhundert zur Legitimation des europäischen kolonialen Projekts verflochten.

Über die inszenierte Präsentation dieser drei weiblichen Figuren im Palmenhaus tritt also ein latent erotischer oder voyeuristischer Moment in die sonst realistisch anmutende Darstellung ein. Der Blick scheint auf eine intime Szene des Ausruhens oder der weiblichen Verbindung zu fallen. Ob sie nun für den Maler Blechen Hofdamen, Musikantinnen oder Haremsangehörige symbolisieren sollen, bleibt uneindeutig. Auch, ob reale Frauen für seine Vorstudien posierten, muss dahingestellt bleiben.

Hierin lassen sich Parallelen zu späteren Konstruktion der:des »Sexotic« erkennen, auf die Leo Ryczko in seinem Beitrag anhand der Analyse des Männerbegehrens unter kolonialen Vorzeichen genauer eingeht. Im vorliegenden Gemälde werden ähnliche Aspekte über die Frauenfiguren zumindest angedeutet. In der Abgeschlossenheit und Abgeschlossenheit des Palmenhauses werden sie zu latent sexualisierten Staffagefiguren, welche die ›exotische‹ und ›orientalisierte‹ Utopie des Palmenhauses mit einer zusätzlichen Bedeutungsebene versehen. Inmitten der Versatzstücke indo-islamischer Architektur,

26 Zantop, Susanne: *Colonial Fantasies: Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770–1870*, Durham: Duke University Press 1997, S. 67–80.

27 Ebd., S. 47–65.

die ebenso wie die Pflanzen als Spolien²⁸ auf die Havelinsel gebracht oder ›verschleppt‹ wurden, und der zumindest symbolischen Präsenz der ›orientalisierten‹ Frauen erscheint das Gemälde als ein machtbewusster Zugriff auf ferne Weltgegenden. In der Verbindung der historistischen Fantasiearchitektur des Palmenhauses mit ausgesuchter Vegetation und der absichtsvoll platzierten, ausgestaffierten Personengruppe wird bereits ein Prinzip des Besitzens und Ausstellens deutlich, das sich über Weltausstellungen, Handelsschauen hin zu ›Menschenzoos‹ weiterentwickeln wird – von den Imaginationen über die nicht-europäische Welt, hin zur Konstruktion einer ›fremden‹ Welt zum Vergnügen der ›eigenen‹ Massen.

Kolonialherrschaft als Kinderspiel

Abbildung 3: Spielbrett: Deutschland's Kolonien-Spiel, ca. 1890–1914.



Getty Research Institute, Los Angeles (2004.PR.67*).

28 M. Seiler: Das Palmenhaus auf der Pfaueninsel, S. 50.

Dank intensiverer Forschung ist mittlerweile eindeutig erkennbar, dass die kolonialen Realitäten spätestens ab 1871 starken Einfluss auf die Alltagskultur im Kaiserreich hatten. Die Dimensionen und die umfassende Wirkungsmacht kolonialer Figurationen, denen bereits Kinder und Jugendliche als zukünftige ›Erben‹ einer konstruierten und realen deutschen, *weißen* imperialen Herrschaft über ferne Territorien begegneten, werden mit einem Blick auf ein Brettspiel aus der Zeit nach 1890 deutlich, entstanden wahrscheinlich zwischen 1900–1914. Eine gut erhaltene Ausgabe von *Deutschland's Kolonien-Spiel* eines unbekanntem Verlegers hat sich in der grafischen Sammlung des Getty-Museums in den USA erhalten.²⁹ In den Illustrationen und Spielanleitungen lassen sich Spuren der historischen Umformung der Kategorie ›race‹ aufzeigen. Bereits das auf dem Spielekarton prangende Bild des online einsehbaren Objekts ist eine drastische rassistische Karikatur und eine Hauptbotschaft der Spielentwickler:innen.³⁰ Ein kindlich wirkender deutscher Seemann wird von links und rechts durch weibliche und männliche nicht-*weiße* Personen bedrängt, welche die Gestalter:innen über die eingesetzten visuellen Chiffren herabsetzend darstellen. Nackte Füße, die groteske Verzerrung der Mimik, Feder- und Fellbekleidung, einfache Waffen referenzieren indigene Völker, die hier für das ›Anderer‹, für das ›Primitive‹ stehen sollen. Die hier eröffnete Hierarchie ist nicht nur eine zwischen einem Repräsentanten des deutschen Imperiums und den überseeischen Subjekten, sondern auch ganz klar eine, die mit *weißer* und nicht-*weißer* Hautfarbe zusammenhängt. Bereits der Hintergrund der Reichsfarben auf dem Spieldeckel dieses aufwendig im Chromolithographie-Verfahren bedruckten Spiels macht den deutschen Machtanspruch auf Kolonien eindeutig. Die visuellen Versatzstücke des kolonialen Imaginariums treten hier für die Betrachter:in in einer nicht mehr klar zuzuordnenden Vermischung auf: »[...] jumbled together

29 Mein Dank geht an dieser Stelle an Ulrich Schädler, der in einem Vortrag über Spieldesign kurz auf das Objekt aus der Kolonialzeit einging. Schädler, Ulrich: »Die Drei-Spiele-Kassette – eine bahnbrechende Erfindung im Spieldesign«, Tagung Spielerische Allianzen. Staatskunst, Kriegskunst und Fortuna in der Frühen Neuzeit, Deutsches Historisches Museum, Berlin 29.02.2024.

30 Sammlung Getty Museum: »Deutschland's Kolonien-Spiel« (1890), https://primo.getty.edu/primo-explore/fulldisplay?docid=GETTY_ROSETTAIE1540602&context=L&vid=GRI&lang=en_US&search_scope=COMBINED&adaptor=Local%20Search%20Engine&tab=all_gri&query=any,contains,kolonien%20spiel&offset=0

exoticized subjects of Germany's Schutzgebiete with other Africans, Chinese, and South Seas islanders«³¹.

Jeff Bowersox analysierte, wie elementar dieses in den 1880er und 1890er Jahren populäre Genre von Spielen von Rassismen und Stereotypen durchzogen war, gesättigt von etablierten visuellen Chiffren des ›Anderen‹.³² Dabei sind Brettspiele, wie das hier vorgestellte, anscheinend populär, es sind aber auch Kolonial-Dominos und Kolonial-Quartette erhalten.

Die Spielgestalter:innen bedienten sich des kolonialen Raumes immer wieder als einen Marker für eine wilde, bedrohliche sowie abenteuerliche nicht-europäische und nicht-weiße Welt. Die Legitimation dieser Spiele leitete sich auch von einem (deutschen) pädagogischen Anspruch an das fantasievolle Spielen und die Vorbereitung auf das Lesen als Akt eines:einer mündigen Staatsbürger:in ab. Das sind Prinzipien, die sich auch im Konzept des Kindergartens vom Reformpädagogen Friedrich Fröbel (1782–1852) wiederfanden.³³ Bowersox wies darauf hin, dass sich viele dieser Spiele der Vorbilder aus der Kolonialliteratur bedienten. Dabei sind nicht nur literarische Romane wie von Karl May und die darin verwendeten Stereotype wie das des ›edlen Wilden‹ relevant. Bis 1900 und darüber hinaus erhielten diese Romane starke Konkurrenz, die sich gezielt an ein jugendliches Publikum wandte. Der Markt für Groschenhefte, Zigarettenbilder und andere kleine literarische Formen des Kolonialabenteuers wuchs in dieser Zeit enorm an – eingebüßt wurde durch diesen Massenabsatz allerdings das Prädikat einer pädagogisch wertvollen Beschäftigung.³⁴ Dies machte auch den Kolonialbefürwortern im Reich Sorgen, die auf die Erziehung der Jugend zur Vorbereitung auf die Kolonialherrschaft zählten.³⁵

Das vorliegende Brettspiel fällt in einen Zwischenbereich, der sich mangels der Informationen über die Auftraggeber:innen wie folgt umreißen ließe. Zwar handelt sich um ein pädagogisch ausgerichtetes Konzept, aber

31 Bowersox, Jeff: »Playing Empire: Toys, Games, and the German Colonial Imaginary«, in: Ders. (Hg.), *Raising Germans in the Age of Empire: Youth and Colonial Culture, 1871–1914*, Oxford: Oxford University Press 2013, S. 18–53, hier S. 20.

32 Ebd., S. 22.

33 Simpson, Patricia Anne: *The Play World. Toys, Texts, and the Transatlantic German Childhood*, University Park, Pennsylvania: The Pennsylvania State University Press 2020, S. 119.

34 J. Bowersox: *Playing Empire*, S. 123.

35 Ebd., S. 82f.

die auf dem Titelbild entworfene, rassistisch aufgeladene Binarität von zivilisiert-unzivilisiert bedient ebenfalls populärkulturelle Seherwartungen. Der erzieherische Anspruch äußert sich auch als Legitimation im Ausgriff auf eine eigens entworfene koloniale Karte. Auf dem Spielbrett würfeln sich die Spieler:innen entlang tatsächlicher kolonialer Herrschaftsgebiete – den sogenannten Schutzgebieten des Deutschen Reiches – über Weg- und Aktionsfelder voran. Die Produzent:innen des Spiels klammerten die Amerikas sowie die Polarregionen aus, um möglichst lückenlos und störungsfrei eine den Erdball umspannende koloniale Herrschaft des Deutschen Reiches zu suggerieren. Bemerkenswert an diesem Brettspiel ist auch die ökonomische Komponente, welche das Glücksspiel des Würfels ergänzt. Über zum Spiel gehörendem Spielgeld muss an verschiedenen Wegpunkten Wegezoll bezahlt oder Handel getrieben werden.

»Mit welchem lebhaften Interesse die deutsche Jugend an unseren Kolonien hängt, zeigt sich jeden Tag von neuem« – mit diesen Worten beginnt die Einleitung der Spielanweisung auf der Innenseite des Deckels. Stereotype und rassifizierende Karikaturen begleiten den Weg der jungen Spieler:innen, die am Startpunkt der Schiffsreise in Hamburg zwischen sechs männlichen Spielfiguren in Tropenkleidung wählen konnten, um sich entlang der Spielfelder zu bewegen. Diese »Kolonialreise«, so die Spielmacher:innen, stützt sich immer wieder auf die Binarität von zivilisiert – unzivilisiert, welche aber über die Gestaltung der Spielfelder noch deutlicher hervortritt, als über die Handlungsanweisungen der Aktionsfelder. Die drastische rassistische Bildsprache des Titelbildes wiederholt sich nicht in gleichem Maße, doch die bildliche Wiedergabe der »Eingeborenen«, so die Spielanleitung, bemüht diverse Stereotype. In den Miniaturbildern der unterschiedlichen Stationen wird mal mehr, mal weniger ausgeprägt ein Machtgefälle zwischen der deutschen Kolonialmacht und der indigenen Bevölkerung durchgespielt. Landeten die historischen Spieler:innen auf dem Spielfeld Nr. 9 zu Togo, wurden sie in ein spezifisches Setting versetzt. Die Spielanleitung informiert darüber folgendermaßen: »Togo, das Tragen in dem wunderbaren Tragegestell kostet drei Marken.«

Die Gestaltung zeigt eine klar erkennbare Szene, in der ein weißer Mann in Tropenkleidung von vier Schwarzen Männern in einer Art Sänfte über einen Markt getragen wird, sorgsam abgeschirmt von der Sonne. Anstatt dieses Setting dezidiert ikonographisch und ikonologisch zu analysieren, möchte ich an dieser Stelle auf den ausführlichen Beitrag von Anne Peiter zu den vielfältigen bildlichen Dimensionen des Tragens und Getragenwerdens in der kolonialen Fotografie verweisen. Ihre Überlegungen finden einen Resonanzboden in der

Darstellung dieses Spielfeldes. Auch das für die wilhelminische Kolonialpolitik bedeutende Sansibar, ein Kreuzungspunkt von Bilder- und Warenströmen, taucht hier als Station Nr. 26 im Spiel wieder auf, wurde aber nicht wie der Stopp in Togo mit einer Aktivität im Spiel verknüpft. Daniel Jankowski analysiert die Überschneidungen und Divergenzen zwischen tatsächlicher Architektur auf Sansibar und der während der Ersten Deutschen Kolonial-Ausstellung im Treptower Park 1896 konstruierten Kulissenlandschaft anhand historischer Bildpostkarten.

Vera Mayer weist auf die vom Nelkenhandel ausgehende Verflechtung Sansibars mit der brandenburgisch-preußischen Region hin. Beide Aspekte klingen hier als visuelle Versatzstücke an: einerseits die indo-islamische Architektur im Hintergrund des Spielfeldes Nr. 26, andererseits die dargestellte Marktszene, die auch eine Aussage über die ethnisch-kulturelle Zusammensetzung der sansibarischen Gesellschaft zu treffen scheint.

Ziel des Brettspiels war es, als erste:r Spieler:in die Region Kiautschou (Jiāozhōu) in China und somit auf Feld Nr. 53 zu gelangen und dort »eine große Parade über die chinesische Schutztruppe abzuhalten«. Die unterschiedlichen Bedingungen der Errichtung von überseeischen ›Protektoraten‹ des Reichs, also Kolonien, flossen also in die Gestaltung des Brettspiels mit ein. Denn die Annexion der Bucht von Jiāozhōu war in erster Linie eine militärische Operation mit geostrategischen und ökonomischen Zielen. Die Ermordung zweier deutscher Missionare in China bot 1897 den Vorwand, die jahrzehntelang geforderte Überlassung dieses Abschnitts der chinesischen Küste militärisch zu erzwingen. Verwaltet von der kaiserlichen Marine, wurde die Bucht nun zur Basis der *Ostasiatischen Kreuzerdivision*.³⁶ In Folge schuf die Kolonialmacht dort eine auf dem Reißbrett geplante Stadt, die eine strikte Trennung zwischen Europäern und Chinesen vorsah. Von der Sinophilie früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte bis ca. 1860 blieb im Zeitalter kolonialer Expansion des Deutschen Reichs wenig übrig.³⁷ Neben wirtschaftlicher Ausbeutung vorhandener Ressourcen war ein immer willkürlicher eingesetzt-

36 Steinmetz, George: *The Devil's Handwriting: Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa, and Southwest Africa*, Chicago: University of Chicago Press 2007, S. 434–446.

37 Zu den Netzwerken chinesischer Studierender im wilhelminischen Berlin und der Perspektive auf das Kaiserreich als modernes Imperium siehe den Beitrag von Saimaiti Maimaitiming in diesem Band.

tes Strafunrecht gegenüber der chinesischen Bevölkerung die Folge dieser kolonialen Besetzung.³⁸

Mit dem Bespielen dieser kolonialen Landkarte setzten die Spielgestalter:innen bewusste oder unbewusste Zustimmung der Spieler:innen zu diesen entworfenen Hierarchien voraus. Die kolonialen Subjekte und Objekte in dem von diesem Spiel aufgespannten Raum sind in der Spiellogik wiederum kaum mehr als Staffage und ›exotistische‹ Dekoration. Diese sollen die jungen Spieler:innen im Verlauf des Würfelspiels durch Aktionen wie Expeditionen oder Tauschhandel erleben und der Bewertung der indigenen Bevölkerung durch die Entwickler:innen folgen. Die Bewohnerinnen Samoas werden so als ›gastfreundlich‹ oder ›schön‹ beschrieben – ganz im Einklang mit der Idealisierung Polynesiens als eine ursprüngliche, edle, aber dennoch unterlegene Kultur.³⁹

Denn ohne die implizite Zustimmung der Spielenden (und ihrer imaginierten kolonialen Subjekte) erscheint diese ›Kolonialreise‹, die nur sehr wenige der damals lebenden Menschen überhaupt hätten antreten können, nicht mehr als aufregende, vielleicht sogar subversive Erlebnisreise eines Entdeckers.⁴⁰ Vielmehr wird diese Imagination erst denkbar durch gewaltsame Machtausübung und Ausbeutung mit einem konkreten räumlichen Ergebnis, ermöglicht durch koloniale Herrschaft, Gewalt und Zwangsarbeit – zwischen Kiautschou (Jiāozhōu) im heutigen China, Angra Pequena im heutigen Namibia und Neu-Pommern als Teil des damaligen Bismarck-Archipels im heutigen Papua-Neuguinea.

Bildwissenschaft als Aufbruch aus der Echokammer?

Stuart Hall stellte sich einst im Kapitel *The West and the Rest: Discourse and Power* die Frage nach dem eigentlichen ›Breakout‹ von Europa bzw. einer westlichen Identität.⁴¹ Über die Wellen der europäischen Expansionen seit dem sogenannten Zeitalter der ›Entdeckungen‹ entstand eine Vorstellung von ›dem Westen‹ und ›den Anderen‹, die sich sowohl über tatsächlichen Kulturkontakt als auch über Handelsbeziehungen und gewaltsame Unterwerfungen

38 G. Steinmetz: *The Devil's Handwriting*, S. 447–458.

39 Ebd., S. 311–314, 346 und 350.

40 J. Bowersox: *Playing Empire*, S. 21.

41 Ebd., S. 225.

konstruierte. Diese wurden vorbereitet durch die bereits fluktuierenden europäischen Figurationen und Imaginationen des ›Anderen‹, des ›Orients‹. Im 19. Jahrhundert wurden sie durch die Schaffung von ›Schutzgebieten‹ und Kolonien zu festen Konstanten einer vom Kolonialismus geprägten Alltagskultur im Deutschen Reich. Die so erzeugten Bilder hatten eine diskursive Kraft, die Wissen prägte, Herrschaftsordnungen festlegte und die Ausübung von Macht legitimiert.⁴²

Drei Schlaglichter zeigten in dieser Studie auf, wie aus einem kolonialen ›Experiment‹ des Brandenburger Fürstenhofes um 1700 Bilder und bildliche Zeugnisse für die deutsche ›Nationenwerdung‹ im 19. Jahrhundert entstanden sind, die in Kolonialrevanchismus und Rückeroberungsfantasien bis ins 20. Jahrhundert hineinwirkten. Anhand der Kontinuität in den kolonialen Narrativen, die sich inszeniert und fikionalisiert in allen drei Objekten erhalten haben, lässt sich die Entfaltung eines selbstverständlichen Machtanspruchs nachvollziehen. Die zugrundeliegende Identitätsbildung der drei gezeigten Fallbeispiele erfolgt hier visuell aus der Distinktion zum ›Anderen‹.

Um aus dieser Selbstreferenzialität der Echokammer des Kolonialen zu entkommen, bleibt nur, an den Bruchkanten der Narrative über den Modus der Literatur, Kunst und Alltagskultur die Geschichte(n) der ›Anderen‹ dagegenzusetzen. Durch die Öffnung von Archiven und durch Digitalisierung wird die Vielzahl und Unterschiedlichkeit der bildlichen Zeugnisse mit kolonialen Bezügen in künstlerischer Umsetzung, aber auch in Alltagskultur erneut deutlich. Die kritische Betrachtung visueller Medien und bildlicher Geschichtszeugnisse sowie die Entwicklung neuer Ansätze anhand bewährter Instrumente und Methoden wie Ikonographie, Ikonologie und Diskursanalyse eröffnen neue Möglichkeiten für eine interdisziplinäre Geschichtsforschung zur Kolonialgeschichte. Hierfür müssen engagierte Historiker:innen und Bildwissenschaftler:innen neue Quellen außerhalb des Kanons erschließen und bekannte gegen den Strich lesen. Die Bildwissenschaften können diesen Ausbruch aus der Echokammer des Kolonialen fördern und somit weitere Untersuchungen ermöglichen.

42 Vgl. ebd.

Chromolithografische Kulissen

Ikonen kolonialer Sehnsüchte auf Johannes Mieslers Bildpostkarten zur Ersten Deutschen Kolonial-Ausstellung im Treptower Park 1896

Daniel Jankowski

Die Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung wurde zwischen dem 1. Mai und dem 15. Oktober 1896 als Teil der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park ausgerichtet. Unter den Kolonial-Ausstellungen des späten 19. Jahrhunderts nahm sie nicht nur hinsichtlich ihrer Größe – sie belegte ungefähr 60.000 Quadratmeter der 900.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche –, sondern insbesondere bezüglich ihrer propagandistischen Vorreiterrolle eine Sonderstellung ein.¹ So betont Anne Dreesbach in ihrer kulturgeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung und Inszenierung der Ausstellung von Menschen in Deutschland zwischen 1870 und 1940, dass einerseits »die breite Bevölkerung für den kolonialen Gedanken begeister[t]« und andererseits »einem Publikum aus Wirtschafts- und Handelskreisen die großen Möglichkeiten wirtschaftlicher Erschließung der Kolonien vor Augen« geführt werden sollte.² Während tourende Menschenschauen und

1 Vgl. Schneider, Gerhard: »Das Deutsche Kolonialmuseum Berlin und seine Bedeutung im Rahmen der preußischen Schulreform um die Jahrhundertwende«, in: Historisches Museum Frankfurt a.M. (Hg.), *Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museums Geschichte und Geschichtsmuseum*, Frankfurt a.M.: Amt für Wissenschaft und Kunst 1982, S. 158–165; Schnitter, Daniela: »Zur ersten Deutschen Kolonialausstellung im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung 1896«, in: Bezirksamt Treptow von Berlin (Hg.), *Die verhinderte Weltausstellung. 100 Jahre Gewerbeausstellung 1896 in Treptow*, Berlin: Berliner Debatte 1996, S. 115–118.

2 Dreesbach, Anne: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870–1940*, Frankfurt a.M.: Campus 2005, S. 255.

Kolonial-Ausstellungen – wie die des Hamburger Tierhändlers Carl Hagenbeck – hauptsächlich auf das Eintrittsgeld der zahlenden Besucher:innen abzielten, sollten im Treptower Park rund zwei Millionen deutsche Bürger:innen davon überzeugt werden, das Streben nach dem ein Jahr später von Bernhard von Bülow proklamierten ›Platz an der Sonne‹ zu unterstützen.³ Der propagandistische Charakter der Ausstellung geht auch aus dem Band *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896* hervor, der als *Amtlicher Bericht* von den Veranstaltern selbst herausgegeben wurde:

Die Freunde des Unternehmens gingen noch weiter in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer solchen Ausstellung. Denn während auf der einen Seite die leider noch immer vorhandene Unkenntnis grösserer Kreise zu besiegen war, konnte man auf der anderen die Hoffnung hegen, die Gegner der kolonialen Sache von der Unrichtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen.⁴

In den 1890er-Jahren wandelte sich die Diskussion um die ›koloniale Sache‹ aufgrund wirtschaftlicher und außenpolitischer Faktoren. Die bereits seit den Anfängen des deutschen Kolonialismus um 1884 vorhandenen kritischen Stimmen einiger Parteien, insbesondere der Linksliberalen und der SPD, erhielten immer mehr Zustimmung. Da das Kaiserreich verhältnismäßig spät in die Riege der Kolonialmächte aufgestiegen war, entstand zudem zunehmend eine »Vermutung des Zuspät- und möglicherweise auch Zukurz-Gekommenen.«⁵ Die hauptverantwortlichen Veranstalter der Ausstellung, die sich im eigens gegründeten Arbeitsausschuss der Deutschen Kolonial-Ausstellung zusammenfanden, waren Angehörige politischer und wirtschaftlicher prokolonialer Kreise. Mit Hermann von Wissmann, Jesko von Puttkammer, Paul Kayser und Carl Beck versammelten sich in dem Gremium Kolonialgouverneure, Spitzenpolitiker kolonialer Gremien sowie Wirtschaftsvertreter

3 Vgl. Thode-Arora, Hilke: »Völkerschauen in Deutschland. Eine Einführung«, in: Stadtmuseum Dresden/Christina Ludwig/Andrea Rudolph et al. (Hg.), *Menschen anschauen. Selbst- und Fremdinszenierung in Dresdner Menschausstellungen*, Dresden: Sandstein 2023, S. 16.

4 Meinecke, Gustav: *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung*, Berlin: Dietrich Reimer 1897, S. 1.

5 Van Laak, Dirk: *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München: Beck 2005, S. 74; vgl. Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*, München: Beck 2008, S. 27f.

deutschkolonialer Handelsunternehmen.⁶ Das propagandistische Programm dieser Gruppe, den kolonialkritischen Stimmen im Kaiserreich mit der Ausstellung entgegenzuwirken, macht die Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung zu einem lohnenden Untersuchungsobjekt für Studien, die sich mit der Ikonographie der Deutschen Kolonialpropaganda befassen. Die kommerziell motivierte Darstellung kolonialer Sehnsüchte im Kaiserreich wurde bereits gut untersucht.⁷ In dem vorliegenden Beitrag wird mittels ikonographischen Analysen von zwei Werbepostkarten herausgearbeitet, inwiefern koloniale Sehnsüchte im Rahmen der Ausstellung auch auf einer politischen Ebene wirkten und im Sinne einer staatlich geförderten Maxime zur Ideologisierung genutzt wurden.

Postkarten, die im chromolithografischen Druckverfahren Ende des 19. Jahrhunderts zum visuellen Massenmedium wurden, sind dabei aufgrund ihrer Doppelfunktion als anonym vervielfachtes und gleichzeitig individuell zu personalisierendes Medium ideal für die angestrebte Analyse hinsichtlich des medialen Transports politischer Ideologie. Im Gegensatz zu Plakaten, Zeitungsannoncen und Flugblättern existieren Postkarten nicht ausschließlich im öffentlichen Raum. Neben ihrer öffentlichkeitswirksamen Feilbietung an Verkaufsständen trugen sie ihre kodierte Botschaften auch in die Privathaushalte. Die Produktion kolonialer Motive in Form von Sammelbildern, die als »Werbemittel für neue Produkte« zu den »am weitesten verbreiteten und einflussreichsten Medien der visuellen Alltags- und Populärkultur« zählten, war Teil des Alltagsgeschäfts von Kunstanstalten und Verlagen. Sie propagierten »stereotype, z.T. bereits deutlich rassistische Vorstellungen des Fremden« und waren außerhalb der offiziellen Kolonialpropaganda »maßgeblich an der

6 Die hier genannten Namen stehen beispielhaft für die Zusammensetzung des Vorstandes des Arbeitsausschusses, der aus insgesamt 32 Personen bestand. Vgl. G. Meinercke: Amtlicher Bericht, S. 6–10; A. Dreesbach: Gezähmte Wilde, S. 253f.; D. Schnitter: Kolonialausstellung, S. 117.

7 Vgl. Langbehn Volker: »Der Sarotti-Mohr«, in: Jürgen Zimmerer (Hg.), Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a.M.: Campus 2013, S. 119–133; Zeller, Joachim: Weiße Blicke – Schwarze Körper. Afrikaner im Spiegel westlicher Alltagskultur, Erfurt: Sutton 2010; Zeller, Joachim: Bilderschule der Herrenmenschen. Koloniale Reklamesammelbilder, Berlin: Ch. Links 2008; Maase, Kaspar: »Popular Culture«, in: Matthew Jefferies (Hg.), The Ashgate Research Companion to Imperial Germany, Farnham: Ashgate 2015, S. 209–224.

Vision der Überlegenheit des ›weißen Mannes‹ [...] beteiligt.«⁸ Der Quellenkorpus der vorliegenden Untersuchung besteht aus zwei Bildpostkarten der Berliner Kunstanstalt Johannes Mieslers. Die Wahl fiel auf Mieslers Karten, da seine Kunstanstalt Mitte der 1890er-Jahre eines der erfolgreichsten Unternehmen in der Anwendung des vergleichsweise jungen chromolithografischen Druckverfahrens war. Sie ließ sich ihre farbigen Drucke mit Motiven der Ausstellung als ›offizielle Postkarten‹ schützen und agierte somit als offizieller Werbepartner.⁹

Wie jedoch versuchte die Kunstanstalt J. Miesler, die in dieser Rolle den Zielen des Veranstalters, dem Arbeitsausschuss der Deutschen Kolonial-Ausstellung, verpflichtet war, für die ›koloniale Sache‹ und gleichzeitig für einen Besuch der Veranstaltung zu werben? Die These dieses Beitrags ist, dass die Auswahl und die Zusammenstellung der einzelnen Motive die entscheidenden Faktoren waren. Sie hoben die Unterscheidungen zwischen Betrachter:innen und Ausgestelltem sowie zwischen der Repräsentation kolonialer Sehnsüchte und der Realität der Kolonial-Ausstellung auf, indem die Kolonien über die Sujets der Bildpostkarten direkt in den Treptower Park versetzt wurden. Die Grafiker:innen versuchten, durch die kolorierte Ausgestaltung der chromolithografisch gedruckten Karten auf visueller Ebene Repräsentiertes mit scheinbar Realem zu verbinden. Auf den Postkarten sahen die Empfänger:innen nicht nur die kunstvoll ausgestalteten Kulissen der Ausstellung im Treptower Park, sondern zudem ein imaginiertes Idealbild der deutschen Kolonien. Diese Verbindung sollte erstens durch die Inszenierung eines vermeintlich prestigeträchtigen und wirtschaftlich starken deutschen Kolonialreichs eine unterstützende Haltung gegenüber der ›kolonialen Sache‹ bei den (deutschen) Besucher:innen fördern und zweitens durch die deutliche Überhöhung des Ausgestellten erfolgreich für die Veranstaltung werben. Der vorliegende Beitrag schließt an George Steinmetz Arbeit zur Gewerbeausstellung an, in der der Soziologe bezüglich der Wirkmächtigkeit der Ausstellung im Kontext des deutschen Kolonial-Reiches nachweist: »Visitors to the 1896 colonial exhibit were [...] given multiple opportunities to identify with the co-

8 Vgl. Paul, Gerhard: Das visuelle Zeitalter. Punkt und Pixel, Göttingen: Wallstein 2016, S. 45–49.

9 Vgl. Luers, Helmfried: The Postcard Album 25 (2011), S. 9–12.

lonial empire, to absorb specific messages, and to imagine themselves playing diverse roles in the colonies.«¹⁰

Flaggen über Sansibar

Die Verfasser des *Amtlichen Berichts* waren überzeugt davon, dass eines der wichtigsten Aushängeschilder der Ausstellung die aufwendig ausgestalteten Kulissendörfer waren. Zu Beginn des Berichts beschrieben sie detailliert die unterschiedlichen Bauwerke, den Detailgrad ihrer Rekonstruktion sowie die verwendeten Materialien samt der zugehörigen Herkunftsgebiete. Das ›Dual-ladorf‹, die ›Togo-Hütten‹, die ›Wohnstätten der Papuas‹ sowie die ›Quikuru qua Sike‹ bildeten allerdings nur die erste Hälfte der Kolonial-Ausstellung: die sogenannten ›Eingeborenen-Dörfer‹.¹¹ Über eine Brücke gelangten die Besucher:innen in den zweiten, wissenschaftlich-kommerziellen Teil der Ausstellung, der verschiedenen Firmen und Organisationen Platz bot. Da die Kulissen der Vielfalt an Auszustellendem aus allen deutschen Kolonien einen universellen Rahmen bieten sollten, musste in diesem Teil auf die vermeintliche Authentizität der ›Eingeborenen-Dörfer‹ verzichtet werden:

In überraschend kurzer Zeit war hier eine Reihe von Bauten arabisch-indischen Stiles entstanden [...]. Die Gebäude waren nach einem einheitlichen künstlerischen Plane hergestellt, obwohl den Verhältnissen Rechnung getragen werden musste und ein strenger Stil nicht durchführbar war. Neben arabischen Motiven waren daher auch indische und andere verwendet, aber der Gesamteindruck war durchaus harmonisch und originell.¹²

Die prominentesten Bauwerke dieses Stils waren der Brückenturm, die Kolonialhalle, das Tropenhaus des Auswärtigen Amtes, die wissenschaftliche Halle und die Industrie- und Exporthalle. Zwischen ihnen befanden sich diverse

10 Steinmetz, George: »Empire in three keys. Forging the imperial imaginary at the 1896 Berlin trade exhibition«, in: *Thesis Eleven* 139 (2017), S. 46–68, hier S. 61.

11 Bei den hier zitierten Bezeichnungen handelte es sich um teils weitgefasste und oft nichtzutreffende Oberbegriffe für eine Vielzahl an Gebäuden, die jeweils verschiedensten Ethnien zugerechnet wurden. Vgl. G. Meinecke: *Amtlicher Bericht*, S. 13–23.

12 Ebd., S. 51.

kleinere Gebäude rings um einen in der Mitte angelegten Teich, in denen Zigarren-, Wein- und Blumenstände untergebracht waren.¹³

Über fünfzig detailliert ausgestaltete Gebäude dienten im Rahmen der gesamten Ausstellung als Kulisse, um die Besucher:innen zu überzeugen, die ›koloniale Sache‹ zu unterstützen. Von dem Stellenwert, der den Bauwerken zugemessen wurde, zeugt auch die erste untersuchte Postkarte der Kunstanstalt J. Miesler.¹⁴ Die einzigen Textinhalte sind die künstlerisch gesetzten Schriftzüge »Deutsche Kolonial-Ausstellung« und »Berliner Gewerbe Ausstellung 1896«. Das Hauptaugenmerk der Betrachter:innen wird auf drei in zurückhaltende Landschaftsdarstellungen eingebettete Gebäudekomplexe gelenkt. Der erste dieser Komplexe besteht aus zwei Toren, einem fassförmigen Turm mit weißer Flagge, auf der ein schwarzer Adler abgebildet ist sowie einem schrägen Treppenabgang. Die Gebäude bilden eine aus mehreren Elementen zusammengesetzte Front, ähnlich einer Stadtmauer. Der zweite Komplex von links besteht aus einer großen Halle, deren Front von drei offenen Toren eingenommen wird, einem Turm mit zwiebelförmiger Spitze und roter Flagge sowie einem unscheinbaren Gebäude im Vordergrund, auf dessen Dach eine schwarz-weiß-rote Flagge angebracht ist. Auf der rechten Seite der Karte lassen sich sechs schlichte mehrstöckige Bauwerke ausmachen, die durch hölzerne Gänge verbunden sind. Gemein haben die drei Gebäudekomplexe ihre Einbettung in die sie umgebende Landschaft. In allen Fällen verfügen die Bauwerke über einen sandfarbenen Vorplatz, auf dem sich kleine stereotypisierte Figuren, die größtenteils mit einem weißen Lendenschurz bekleidet sind, sammeln oder auf die Gebäude zubewegen. Der Hintergrund wird stets von Vegetation subtropisch-tropischen Ursprungs eingenommen.

Um die Bildpostkarte auf Hinweise der möglichen Intention der Grafiker:innen untersuchen zu können und auf visueller Ebene das im Treptower Park Repräsentierte mit einer Inszenierung der deutschen Kolonien zu verbinden, muss zunächst entschlüsselt werden, was überhaupt als Motiv des Darstellens würdig war: Sieht man Gebäude, die in dieser Art in den deutschen Kolonialgebieten existiert haben oder Zeichnungen der Kulissendörfer im Treptower Park? Das Vorbild für das Bildelement, welches das linke Drittel

13 Vgl. Straube, Julius: Offizieller Plan der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896, Berlin: Straube 1896.

14 Die digitalisierte Postkarte kann im Online-Archiv des Museum of Fine Arts Boston eingesehen werden: Miesler, Johannes: »Deutsche Kolonial-Ausstellung, Berlin 1896«, in: MFA Boston, Prints and Drawings, 2014.6727.

der Karte einnimmt, war unzweifelhaft der Brückenturm, der als Eingang zum wissenschaftlich-kommerziellen Teil der Ausstellung diente und »den tonnenförmigen Bastionen eines alten arabischen Forts auf Sansibar nachgebildet war«. ¹⁵ Der Brückenturm hatte als Kulisse bauliche Ähnlichkeiten mit der Festung, die als Old Fort Teil der historischen Altstadt Sansibars ist. Selbige wurde Ende des 17. Jahrhunderts von den omanischen Herrschern erbaut, die nach dem Ende der portugiesischen Kontrolle über die Insel Handelsrouten im Indischen Ozean für sich erschlossen hatten. ¹⁶ Der stilistische Rückgriff auf architektonische Vorbilder aus dem Raum Sansibars lag Mitte der 1890er-Jahre durchaus nahe. Die Insel mit ihrer Vielfalt an afrikanischen, arabischen, indischen und europäischen Einflüssen bot sich als Projektionsfläche für ein propagandistisches Bild gewinnbringender Kolonien an. Gleichzeitig stellte sie durch die medienwirksame Verhandlung des Helgoland-Sansibar-Vertrages für viele Bürger:innen des Kaiserreichs ein Symbol für die bislang unausgeschöpften Möglichkeiten des Deutschen Reiches als Kolonialmacht dar. ¹⁷ Wie sehr Sansibar, nicht zuletzt aufgrund der Produktion von Gewürznelken, die kolonialen Sehnsüchte der Bürger:innen des Kaiserreichs ansprach wird in dem Beitrag von Vera-Felicitas Mayer genauer untersucht. Soweit man es den Beschreibungen und Fotografien des *Amtlichen Berichts* entnehmen kann, blieb die Darstellung des Brückenturms auf der Karte zwar recht nah an der Treptower Kulisse. Sowohl die ihn umgebenden Gebäude, als auch der naturbelassene Vorplatz und die preußische Flagge entsprangen jedoch der Fantasie der Grafiker:innen. ¹⁸ Der in der Ausstellung herausgelöste Turm des Old Forts wird auf der Karte nicht im Kontext der sansibarischen

15 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 51.

16 Vgl. Sheriff, Abdul: »An Outline History of Zanzibar Stone Town«, in: Ders. (Hg.), *The history and conservation of Zanzibar Stone Town*, London: Currey 1995, S. 8–12; Wesseling, Hendrik L.: *Teile und herrsche. Die Aufteilung Afrikas 1880–1914*, Stuttgart: Steiner 1999, S. 123–125.

17 Vgl. Scheppen, Heinz: »Der Helgoland-Sansibar-Vertrag von 1890«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt: Sutton 2007, S. 188f.

18 Vgl. G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 52. Aufgrund der Größe der Flagge kann nicht exakt bestimmt werden, ob ein schwarzer oder ein roter Adler abgebildet ist. An dieser Stelle möchte ich mich bei Dr. Thomas Weißbrich bedanken, der darauf hingewiesen hat, dass ein roter Adler auf weißem Grund auf das Kurfürstentum Brandenburg und die kurbrandenburgischen Kolonien in Westafrika im 17. und 18. Jahrhundert verweisen könnte. Möglicherweise sollten in diesem Kontext die kolonialen Ambitionen Wilhelms II. historisch perspektiviert werden.

Festung dargestellt, sondern durch weitere, vermutlich imaginierte Bauwerke ergänzt, die sich durch Elemente im Stil der indo-islamischen Architektur in den konstruierten Straßenzug einzufügen scheinen.¹⁹

Bei dem zweiten Gebäudekomplex verhält es sich ähnlich. Es handelt sich um eine kolorierte Zeichnung verschiedener Bauwerke im Stil der indo-islamischen Architektur, die grob an die im Treptower Park errichtete Kolonialhalle angelehnt ist. Die rote Flagge auf der Spitze des Turms, dessen charakteristisches Zwiebdach auch auf den Fotografien der Kolonialhalle zu erkennen ist, war die unter britischem Protektorat geführte Vorform der panafrikanischen Flagge Sansibars zwischen 1963 und 1964.²⁰ Während auf dem Turm in Treptow die schwarz-weiß-rote Flagge des Kaiserreichs gehisst wurde, entschieden sich die Grafiker:innen somit dafür, die Darstellung von Landschaft und Gebäuden auch mittels der Flagge in Sansibar anzusiedeln. Die Kolonialhalle, eines der ersten Gebäude, dem die Besucher:innen nach dem Betreten des wissenschaftlich-kommerziellen Teils der Ausstellung gegenüberstanden, »war der Ausstellung der Erwerbsgesellschaften und Missionen gewidmet«.²¹ Hier präsentierten sich unter anderem die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die Deutsche Kolonialgesellschaft und die Kamerun-Land- und Plantagensgesellschaft. In mehreren Räumen stellten die Organisationen vornehmlich Handelswaren und ethnografische Sammlungen aus. Das Hauptaugenmerk der Aussteller lag auch in diesem Rahmen auf der Rechtfertigung der ›kolonialen Sache‹, so kommentierten die Veranstalter einen der Stände, dessen wirtschaftliche Relevanz für das Deutsche Kaiserreich nicht direkt ersichtlich war, wie folgt: »Wenn auch heute in unseren Kolonien noch keine Goldschätze gefunden sind [...] so war doch diese Ausstellung wohl geeignet, uns zu weiteren Anstrengungen zu ermutigen.«²²

Laut dem *Amtlichen Bericht* war das Gebäude »dem Hause eines reichen Inders nachgebildet.«²³ Durch diesen Halbsatz ergibt sich ein weiterer Hinweis, der einen Bedeutungszusammenhang zwischen den indo-islamischen

19 Vgl. Fabri, Charles: An Introduction to Indian Architecture, Bombay: Asia Publ. House 1963, S. 36–49 und 58–61.

20 Vgl. Znamierowski, Alfred: Flaggen-Enzyklopädie. Nationalflaggen, Banner und Standarten, Bielefeld: Delius Klasing 2001, S. 125.

21 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 51.

22 Ebd., S. 52f.

23 Ebd., S. 51.

Elementen der Architektur und der sansibarischen Flagge herstellt. Archäologische Spuren weisen auf ein ausgeprägtes indisches Kunsthandwerk auf Sansibar ab dem 13. Jahrhundert hin. Die Insel stellte mit ihrer Lage den idealen Handels-Knotenpunkt zwischen dem indischen und dem afrikanischen Festland dar. Mit der Übernahme Sansibars durch den Oman kam es zu einer weiteren Ansiedlungswelle indischer Händler, die sich im Gefolge Sultan Seyyid Saids auf der Insel niederließen und wichtige Verwaltungspositionen einnahmen.²⁴

Das dritte Bildelement zeigt keinerlei Flaggen – auch die Ausstattung mit architektonischen Details ist deutlich spärlicher als bei dem Brückenturm oder der Kolonialhalle. Im Gegensatz zu den anderen Darstellungen von Gebäudekomplexen ist dieses Sujet allerdings deutlich näher am Berliner Vorbild: der Industrie-Export-Ausstellungshalle.²⁵ Die Kulisse war »eine Nachahmung des nach der See zu liegenden Teils des deutschen Konsulates in Zanzibar [...]. In dieser Halle waren hygienische Nahrungs- und Genussmittel, physikalische und mathematische Instrumente, Sportgegenstände, Industrieerzeugnisse für den Export u.s.w. in reichlicher Fülle ausgestellt.«²⁶ Neben dem Brückenturm und der Kolonialhalle, die die Vielfalt der Ethnien, Einflüsse, Handelswaren und Reichtümer der Insel repräsentierten, beschließt den rechten Rand der Karte eine symbolhafte Abbildung der vergangenen deutschen Kolonial-Ambitionen auf der Insel. Das hier abgebildete deutsche Konsulat war 1884 mit Friedrich Gerhard Rohlfs besetzt worden. Dieser war »fest entschlossen, [der omanisch-britischen] Herrschaft ein Ende zu bereiten« – ein Anspruch, der fernab jeder diplomatischen Realität lag.²⁷ Rohlfs scheiterte mit seinem Vorhaben. Das britische *Colonial Office* betrachtete ihn zwar kurzzeitig als potenzielle Bedrohung, jedoch wies der Sultan ihn entschieden ab. Der Traum eines deutschen Protektorats Sansibars war somit gescheitert, der Konsul wurde von Bismarck getadelt und abberufen.

24 Vgl. Wood, Marilee: Interconnections. Glass beads and trade in southern and eastern Africa and the Indian Ocean. 7th to 16th centuries AD, Uppsala: Department of Archeology and Ancient History 2012, S. 33; Mesaki, Simeon/Bapumia, Fatima G.: »The Minorities of Indian Origin in Tanzania«, in: Michel Adam (Hg.), Indian Africa. Minorities of Indian-Pakistani Origin in Eastern Africa, Nairobi: Africae Studies 2020, S. 349–358, hier S. 349f.

25 Vgl. G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 66.

26 Ebd., S. 63.

27 H.L.Wesseling: Teile und herrsche, S. 132.

Dennoch steht das Konsulatsgebäude sinnbildlich für diese Zeit expansionistischer Ambitionen Deutschlands. Zwar hatte man auf die Insel im offiziellen Wortlaut ›verzichtet‹, aber die Anerkennung des Protektorats von Carl Peters auf dem ostafrikanischen Festland durch den Sultan war noch während Rohlf's Amtszeit mittels einer Machtdemonstration der deutschen Flotte vor Sansibar erpresst worden.²⁸

In der Zusammenschau ergeben die Bildelemente der ersten untersuchten Postkarte der Kunstanstalt J. Miesler eine Darstellung indo-islamischer Gebäude, die drei Ausstellungshallen im Treptower Park und wiederum mindestens zwei auf Sansibar existierende Bauwerke repräsentierte. Die Grafiker:innen ergänzten diese Abbildungen zudem durch eine sansibarische, eine preußische und eine deutsche Flagge, die im Kontext des ebenfalls abgebildeten deutschen Konsulats als Symbol deutscher kolonialpolitischer Bestrebungen die gesamte Insel Sansibar für die Betrachter:innen zu einer deutschen Kolonie werden ließ. Die Berliner Kulissen repräsentieren diese Ambition und werden somit auf der Postkarte zu einer neuen bildpolitischen Realität. Der sechs Jahre zuvor offiziell aufgegebenen Anspruch auf ein deutsches Protektorat Sansibar, mit dem viele Fürsprecher der ›kolonialen Sache‹ eine essenzielle wirtschaftliche Vormachtstellung im Raum Ostafrika verbanden, wird auf visueller Ebene wiederbelebt. Verstärkend und im Sinne der Postkarte als Werbemittel für einen Besuch der Ausstellung gewinnbringend wirkt hierbei die Abstraktion der Kulissen im Treptower Park durch die Ergänzung fiktiver Gebäudeteile, die Einbettung der Bauwerke in eine Landschaft, die es so in der Kolonial-Ausstellung nie gegeben hat sowie die Darstellung vermeintlich indigener Menschen, die auf die infrastrukturellen Gebäude unter deutscher Flagge zugehen. Die Bildinhalte der Postkarte inszenierten die Realität eines deutschen Sansibars, einer Kolonie, mit der die Veranstalter zeigen konnten, dass »Deutschland seinen Beruf zur Kolonialpolitik voll begriffen, dass es, wie es kühnen Sinnes die Kolonialpolitik begonnen hatte, nun auch die zu ihrer Durchführung geeigneten Mittel anwandte und auch in dieser Hinsicht in einer aufsteigenden Bewegung begriffen war« und ein Besuch der Ausstellung das imaginierte deutsche Kolonialreich erlebbar machte.²⁹

28 Vgl. ebd.

29 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 1.

Ruinen, Pfahlbauten und Schutztruppen

Auf der zweiten untersuchten Postkarte sind drei in vermeintlich tropische oder subtropische Landschaften eingebettete Gebäudekomplexe dargestellt.³⁰ Der architektonische Stil gleicht bei zwei Motiven den bereits beschriebenen Gebäuden. Es finden sich in Beige und Rot gehaltene Tore mit Rund- und Spitzbögen, türkise Türme mit Zwiebdach, schmale Fenster und sandsteinfarbene Fassaden. Vor den Bauwerken liegen abermalig weitläufige Vorplätze, auf denen sich stereotypisierte Figuren, die in den meisten Fällen lediglich mit einem Lendenschurz bekleidet sind, auf die Gebäude zubewegen. Das Bildelement im rechten Drittel der Karte unterscheidet sich jedoch von den bisher beschriebenen Landschafts- und Gebäudedarstellungen. In einem kreisförmigen Rahmen ist ein Pfahlbauhaus mit ausladenden Verlängerungen des Dachfirstes entlang einer Uferlinie abgebildet. In allen drei Darstellungen wird die Landschaft durch Laubbäume und Palmgewächse bestimmt, die in den beigeen Hintergrund der Karte übergehen. Im Gegensatz zur ersten Karte gibt es nur ein Textelement. Am oberen Rand steht der abermals künstlerisch gesetzte Schriftzug »Deutsche Kolonial-Ausstellung«.

Obgleich diese Inhalte der ersten Karte ähneln, wird der Blick der Betrachter:innen auf ein weiteres Bildelement gelenkt, das das linke Drittel der Karte einnimmt. Vor einer goldenen Scheibe steht ein stereotypisierter Mann, der in der linken Hand ein Gewehr und in der rechten Hand, die nach vorne ausgestreckt ist, einen Speer mit der Flagge des Deutschen Reichs hält. Zusätzlich zum Lendenschurz trägt die Figur einen weißen Turban und eine breite, ebenfalls weiße Schärpe.

Vorbilder für zwei der beschriebenen Gebäudekomplexe, die übereinander angeordnet in der Mitte der Karte abgebildet sind, waren erneut Bauwerke des wissenschaftlich-kommerziellen Teils der Ausstellung. Die Zeichnung in der unteren Hälfte der Karte ist hierbei erneut der Kolonialhalle, der Repräsentation des »Hause[s] eines reichen Inders«³¹ im Treptower Park, nachempfunden. Im Gegensatz zu der Darstellung auf der ersten Postkarte verzichteten die Grafiker:innen hier jedoch auf die Ergänzung von Flaggen – sie sparten sogar die in Treptow existente kaiserreichliche Flagge auf dem Turm der Halle aus.³² Das darüber in der oberen Hälfte der Karte abgebildete Ge-

30 Vgl. J. Miesler: Deutsche Kolonial-Ausstellung.

31 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 51.

32 Vgl. ebd., S. 53.

bäude repräsentiert die bauliche Beschaffenheit der Berliner Kulisse ebenfalls recht genau: »Das hierfür errichtete Gebäude selbst war eine grosse Halle mit einem Kuppelbau und zwei Seitenflügeln und sah einer arabischen Moschee nicht unähnlich. Die Thüröffnung, in Hufeisenform und reich bemalt, war einem Motive aus einer Moschee in Kilwa nachgebildet.«³³ Die wissenschaftliche Halle lag im Rahmen der Ausstellung gegenüber der Kolonialhalle und fiel somit direkt nach dem Betreten des wissenschaftlich-kommerziellen Teils in das Blickfeld der Besucher:innen. Diese hervorgehobene Lage verstärkte die konzeptuelle Ausrichtung des Ausgestellten. In dem Gebäude sollte durch Kunstinstallationen, Karten- und Zahlenmaterial sowie diverse ethnografische Objekte die »Macht – und Kulturstellung des Deutschen Reiches« und die »Vertretung deutscher Macht und deutschen Wesens auf der Erde« veranschaulicht werden.³⁴ Der Ort Kilwa Kisiwani an der ostafrikanischen Küste wurde in den Jahren vor 1896 zu einem Studienobjekt der deutschen Kolonisatoren.³⁵ Zur Zeit der Kolonial-Ausstellung war das Thema zwar »noch nicht im kolonialen Alltagsbewusstsein verankert«, die vermeintlich exakte Rekonstruktion einer der Moscheen des vormals bedeutenden Küstenortes lässt jedoch auf die Intention der Veranstalter schließen, diese Lücke im kolonialen Bewusstsein der Besucher:innen zu füllen.³⁶ Die architektonische Referenz auf eine der wichtigsten mittelalterlichen Hafenstädte der ostafrikanischen Küste, die nun unter deutschem Protektorat stand, passt zu dem Bild, das die Organisatoren mit der Wissenschaftshalle vermitteln wollten.³⁷

Das zweite beschriebene Bildelement, das Pfahlbauhaus, wurde von den Grafiker:innen nach dem Vorbild eines Bauwerks in einem der Kulissendörfer

33 Ebd., S. 60.

34 Ebd.

35 Vgl. Nagel, Jürgen G.: »Über die Erhaltung und Inbesitznahme altertümlicher Bauten. Die Ruinen von Kilwa Kisiwani und der Denkmalschutzgedanke im deutschen Kolonialismus«, in: Michael Mann/Jürgen G. Nagel (Hg.), *Europa jenseits der Grenzen*, Heidelberg: Draupadi 2015, S. 361f.

36 In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird Kilwa Kisiwani in prokolonialen archäologischen und historischen Forschungskreisen zu einem relevanten Thema, um das Debatten des kolonialen Denkmalschutzes im Kontext der Erforschung und Konservierung der Überreste des Küstenortes geführt wurden; vgl. J.G. Nagel: *Über die Erhaltung*, S. 365 und 380–384.

37 Vgl. Elkiss, Terry H.: »Kilwa Kisiwani, The Rise of an East African City-State«, in: *African Studies Review* 16 (1973), S. 119–122.

des zweiten Teils der Ausstellung, den sogenannten ›Eingeborenen-Dörfern‹, gestaltet.

Das auf einem Roste im Wasser stehende Gebäude stellte ein »heiliges Haus« dar, das die Herren R. Parkinson und L. Kärnbach auf einer Expedition von Friedrich Wilhelmshafen nach Berlinhafen in verschiedenen Dörfern in übereinstimmendem Stile angetroffen haben, so auf der Insel Seleo (Berlinhafen) und in Tarawai (Bertrandinseln). Der eigentümliche Bau des Daches, dessen Giebel sich in zwei mächtige Flügel erweitern, sowie seine reiche und, man möchte sagen, nach geometrischen Mustern ausgeführte Bemalung, die nach vorhandenen Originalmodellen ausgeführt wurde, gaben ein Bild von ungemein malerischer Wirkung.³⁸

Im *Deutschen Kolonial-Lexikon*, das 1920 vom letzten Gouverneur Deutsch-Ostafrikas herausgegeben wurde, finden sich die beiden angesprochenen Orte nur in knappen Einträgen. Über Tarawai erfährt man dort, dass es sich um eine »bewaldete, gehobene Koralleninsel vor der Finschküste Kaiser-Wilhelmslands (Deutsch-Neuguinea)« handelte.³⁹ Berlinhafen war der Name einer Bucht in Kaiser-Wilhelmsland, an der 1906 eine kleine Regierungsstation an eine bereits bestehende Mission nahe des Dorfes Eitapé angeschlossen wurde. Über die Insel Seleo, falls sie wirklich diesen Namen trug, existiert kein Eintrag.⁴⁰ Die Inseln im Bereich des Bismarck-Archipels sowie der Nordosten Neuguineas wurden in den frühen 1880er-Jahren gewaltsam unter deutsche Herrschaft gestellt und trugen seit 1884 den Namen Deutsch-Neuguinea. Bis ins frühe 20. Jahrhundert wurde das Gebiet stetig erweitert, die Zahl der Personen, die sich in der pazifischen Kolonie ansiedelten, blieb allerdings auf einem relativ geringen Niveau.⁴¹ Der deutsche Pflanzler und spätere Kolonialforscher Richard Parkinson erwähnte in seinem Buch *Dreißig Jahre in der Südsee* nur die Insel Tarawa kurz. In diesem Kontext geht es jedoch nicht um seinen eigenen

38 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 18.

39 Im Gegensatz zu anderen Einträgen gab der Bearbeiter dieses Eintrages keine Belege für die Informationen über die Insel an; vgl. Schnee, Heinrich: Deutsches Kolonial-Lexikon, Bd. III, Leipzig: Quelle & Meyer 1920, S. 477.

40 Vgl. Schnee, Heinrich: Deutsches Kolonial-Lexikon., Bd. I, Leipzig: Quelle & Meyer 1920, S. 553.

41 Vgl. Aly, Götz: Das Prachtboot. Wie Deutsche die Kunstschatze der Südsee raubten, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2021, S. 9–12.

Besuch dort, sondern um Einwanderungsstatistiken der ebenfalls unter deutscher Kolonialherrschaft stehenden östlichen Salomonen.⁴² Aus dem Nachlass Ludwig Kärnbachs ist lediglich zu entnehmen, dass dieser sich um die Jahrhundertwende als Händler in Neuguinea verdingte.⁴³ Über eine gemeinsame Expedition der beiden im Westen der deutschen Kolonialgebiete im heutigen Papua-Neuguinea sind keine Aufzeichnungen erhalten.

Den Nachbau des traditionell kunstvoll geschmückten neuguineanischen Pfahlbaus kommentierten die Veranstalter mit einer Einschätzung bezüglich dessen gesellschaftlicher und spiritueller Bedeutung: »Die reizende Idylle dieses »heiligen Hauses« hat übrigens nichts mit Heiligkeit und Religion in unserem Sinne zu thun, sondern gehört in die Kategorie jener öffentlichen Gebäude, die [...] in jedem Dorfe in Kaiser Wilhelmsland vorkommen und lediglich dem männlichen Geschlecht dienen.«⁴⁴ Diese Aussage zeigt, wie wenig es im Treptower Park darum ging, den Besucher:innen ein im Austausch mit den Menschen in den Kolonien entstandenes Bild außereuropäischer Kulturen zu vermitteln. Ganz im Gegenteil: Die Einzigartigkeiten der jeweiligen Kultur wurden im Sinne kolonialer Deutungsmuster uminterpretiert. So durfte in einer Region, in der das koloniale Wirtschaftssystem aufgrund weniger europäischer Siedler auf die Unterstützung der christlichen Missionen angewiesen war, kein ausgeprägtes Glaubenssystem – wie es sich durch die Verzierungen an den Pfahlbauten ausdrückte – existieren.⁴⁵ In der Realität waren die Kunstobjekte an den Wänden der Pfahlbauten ein essentieller Teil vielschichtiger Glaubensvorstellungen, die das soziale Leben innerhalb der Gemeinschaften Neuguineas regelten: »Primitive art objects were displayed prominently both inside and outside of men's (spirit) houses as visible signs serving to ensure a feeling of security and survival, as well as a warning to outsiders about the supernatural forces in them.«⁴⁶

42 Vgl. Parkinson, Richard: *Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln*, Stuttgart: Streder & Schröder 1907, S. 519.

43 Vgl. Bundesarchiv, R 1001/5314.

44 G. Meinecke: *Amtlicher Bericht*, S. 18.

45 Vgl. Hemptenstall, Peter J.: *Pacific Islanders Under German Rule. A Study in the Meaning of Colonial Resistance*, Canberra: ANU Press 1978, S. 174–180.

46 Kaitilla, Sababu: »The role of primitive art on vernacular architecture. Its relevance on contemporary architecture in Papua New Guinea«, in: *Habit International* 21 (1997), S. 402.

Das vierte Bildelement, die Person, die mit Reichsflagge und Gewehr ausgestattet ist, stellt eine detaillierte Repräsentation eines Menschen außerhalb eines architektonisch-landschaftlichen Kontexts dar. Die Zeichnung auf der Karte ist nach dem Vorbild einer Grafik des Verlags Rudolf Mosse entstanden. Ein nahezu identischer außereuropäischer Soldat mit Reichsflagge war auch auf dem Buchdeckel des *Officiellen Katalogs und Führers zur Kolonial-Ausstellung* des Berliner Zeitungsverlags abgebildet.⁴⁷ Die Pose der Figur mitsamt Flagge und Gewehr war Bestandteil einer gezielten Bildpolitik, die deutsche Herrschaftszeichen in kolonialen Kontexten auf visueller Ebene verankerte. Bei der Abbildung auf der Karte handelt es sich um ein Motiv, das in verschiedenen Varianten Ausformungen Mitglieder der sogenannten ›Schutztruppen‹ in den deutschen Kolonien darstellt. Im *Deutschen Kolonialbuch* des Kolonialbeamten und -schriftstellers Hans Zache von 1926 findet sich beispielsweise eine Fotografie, die sich lediglich in der Haltung des Gewehrs und der Art der Uniform von der dreißig Jahre zuvor erschienenen Zeichnung der Person auf der Karte unterscheidet.⁴⁸ Mit dem Fehlen der Uniform weicht die Darstellung auf der Postkarte in einem entscheidenden Punkt von der Ikone des Kolonialsoldaten ab, wie sie die Historikerin Stefanie Michels beschreibt:

Dabei weht die Flagge – Symbol der deutschen Nation – über dem Soldaten, der diese zu halten scheint, obwohl sie bereits in der Erde verankert ist. Der Soldat gibt der Flagge die nötige Stabilität und der Soldat selbst stützt sich dabei auf das Gewehr. Aber die Darstellung kann nicht reduziert werden auf Flagge und Gewehr. Denn der Soldat, der diese beiden Symbole verbindet, ist ein Afrikaner. Durch seine Uniformierung wird er zu einem Soldaten einer modernen europäischen Armee: Ein deutscher Kolonialsoldat.⁴⁹

Laut Michels spielte die Kleidung des abgebildeten Soldaten eine essenzielle Rolle im Narrativ des Bildes, da sie in den deutschen Betrachter:innen Vertrauen in den Schutz des ›kolonialen Besitzes‹ durch die Kolonisierten weckte. Eine offizielle ›Schutztruppe‹, die diese Funktion erfüllen sollte, existierte

47 Vgl. Meineke, Gustav: Deutsche Kolonial-Ausstellung. Berliner-Gewerbe-Ausstellung 1896 Gruppe XXIII. Officieller Katalog und Führer, Berlin: Dietrich Reimer 1896.

48 Vgl. Zache, Hans: Das Deutsche Kolonialbuch, Berlin: Wilhelm Andermann 1925, S. 425.

49 Michels, Stefanie: Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika, Bielefeld: transcript 2009, S. 126.

ab 1891 in Deutsch-Ostafrika und ab 1894 in Kamerun und Deutsch-Südwestafrika. Im Jahr 1896 wurden diese verwaltungstechnisch in einer »zivilen Behörde in Deutschland« zusammengefasst.⁵⁰ Die abweichende Darstellung der Bekleidung im Kontext der Kolonial-Ausstellung geht dabei nicht auf die zeitliche Distanz zwischen den Bildern, sondern auf die ideologische Ausrichtung der Ausstellung zurück – einheitliche Uniformen, die sich von der traditionellen Kleidung der Kolonisierten unterschieden, gab es schon seit der Aufstellung der Wissmanntruppe im Jahr 1899. So hat Steinmetz herausgestellt: »German visitors were encouraged to imagine themselves as conquerors.«⁵¹ Die Abbildung eines Mitglieds der ›Schutztruppen‹, das sich mit dem Gewehr für das deutsche Kolonialreich einsetzte, aber in seiner vermeintlich traditionellen Kleidung aus der eurozentristischen Perspektive der Betrachter:innen trotzdem unterlegen zu sein schien, stellt einen Kompromiss dar, durch den beide Lesarten des Bildes ermöglicht werden. Diese Doppeldeutigkeit in der Darstellung des imaginierten Kolonisierten war im Erstellungsprozess der Grafik keine authentische Interpretation des tatsächlich Ausgestellten. Vielmehr war diese Inszenierungsstrategie von den Veranstaltern der Kolonial-Ausstellung für die Zurschaustellung von Menschen in den ›Eingeborenen-Dörfern‹ bewusst konzipiert worden:

Einerseits sollte die Ausstellung der ›exotischen‹ Menschen genauso male-
risch sein wie die Zurschaustellung im kommerziellen Rahmen und die ro-
mantischen Vorstellungen der Zuschauer befriedigen, andererseits sollten
die ›Wilden‹ als zivilisierte oder jedenfalls zur Zivilisation fähige, kaisertreue
Untertanen gezeigt werden.⁵²

Die zweite im Rahmen dieses Beitrags untersuchte Postkarte unterscheidet sich somit von der ersten, da sie Elemente aus beiden Teilen der Ausstellung abbildet. Die Zeichnungen der prunkvollen Gebäudekomplexe an der ostafrikanischen Küste, respektive Sansibars, werden ergänzt durch Darstellungen weiterer Repräsentationsformen des deutschen Kolonialreichs im Treptower Park. Mit der architektonischen Gestaltung der Hülle der wissenschaftlichen Halle referenzierten die Veranstalter auf eine Moschee Kilwa Kisiwanis. Ihre Einbindung in die Ausstellung repräsentierte die deutsche Herrschaft über

50 Vgl. S. Michels: Kolonialsoldaten, S. 13–17.

51 G. Steinmetz: Empire in three keys, S. 58; S. Michels: Kolonialsoldaten, S. 24f.

52 A. Dreesbach: Gezähmte Wilde, S. 264.

einst prestigeträchtige Gebiete sowohl auf der baulichen Ebene als auch durch die ›didaktische‹ Aufbereitung des Inneren. Auf der Postkarte wurde die Moschee in ihrer ursprünglichen Umgebung als Realität inszeniert, wodurch sie die vermeintliche Bedeutung der deutschen Kolonien noch einmal unterstrich. Die Abbildung des Pfahlbauhauses führte den Betrachter:innen die territoriale Ausdehnung der Kolonien im Raum Neuguineas und somit die kulturelle Vielfalt des deutschen Kolonialreichs vor Augen. Sämtliche Landschafts- und Gebäudedarstellungen wurden wiederum mit fiktiven Architekturelementen und der Darstellung stereotypisierter indigener Menschen ergänzt. Darüber hinaus wurden diese in Landschaftsentwürfe eingebettet, die nicht Teil der Ausstellung waren, um die kolonialen Sehnsüchte der Betrachter:innen direkt in den Treptower Park zu versetzen. Die abstrahierte Abbildung eines Mitglieds der ›Schutztruppen‹ ermöglichte in der visuellen Kommunikation zudem eine doppeldeutige Instrumentalisierung der Kolonisierten: Einerseits wurden die Menschen in den Kolonien als vermeintlich so von der deutschen Kultur durchdrungen angesehen, dass sie mit wehenden Fahnen die Herrschaft ihrer Kolonialherren verteidigen würden. Andererseits wurden sie über ihre Bekleidung als unterentwickelt, unterlegen und schutzlos dargestellt. Den Betrachter:innen wurde auf diese Weise ein weitläufiges, kulturell vielfältiges, wirtschaftlich starkes sowie prestigeträchtiges deutsches Kolonialreich suggeriert. Die Herrschaft der Deutschen werde von den Kolonisierten bereitwillig akzeptiert und semiotisch mit ihrer eigenen Kultur verbunden – Reichsflagge, Turban und Lendenschurz wurden zur Symbiose der Zeichen des ›treuen Kolonisierten‹. Im Gegensatz zur ersten besprochenen Postkarte wurde hier also eine umfassendere Realität inszeniert, die weitere Konnotationen mit sich brachte. Die ›koloniale Sache‹ war nicht nur aufgrund der imaginierten wirtschaftlichen Vorteile zu befürworten. Die gestalterischen Repräsentationsformen der Ausdehnung und der Wirtschaftskraft der Kolonien sowie des Schutzes durch die scheinbar bedingungslose Hingabe der Kolonisierten waren weitere visuelle Argumente sowohl für die Unterstützung der deutschen Kolonialpolitik als auch für einen Besuch der Ausstellung, in der die Vielfalt der kolonialen Genüsse und Machtausübungen erfahrbar gemacht werden sollten.

Schluss

Die Kolonial-Ausstellung ist nach jeder Richtung hin ein grosser und vor allen Dingen nachhaltiger Erfolg gewesen, der sich auch auf den verschiedensten Gebieten geäussert hat. [...] [W]enn die Besuchsziffer mehr als zwei Millionen betrug, so bewies dies eben die grosse Anziehungskraft des in reicher Fülle gebotenen überraschenden Materials.⁵³

So resümierten die Veranstalter der Ausstellung am Ende des *Amtlichen Berichts* unter der Überschrift »viribus unitis«. Um zum Erfolg ihrer Veranstaltung beizutragen, vereinigten sie dabei Kräfte wirtschaftlicher und politischer Organisationen sowie Institutionen, die im Treptower Park Kulissen errichteten, in denen Kolonialwaren und Menschen ausgestellt wurden. Auch die untersuchten Sujets der Postkarten der Kunstanstalt J. Miesler waren auf die Bewerbung der Ausstellung im Sinne des Arbeitsausschusses und somit zugunsten einer propagandistischen Aufwertung der deutschen ›kolonialen Sache‹ ausgerichtet. Die Grafiker:innen inszenierten auf den Postkarten nicht nur die Repräsentationsformen der deutschen Wirtschaftsmacht, Prestigeträchtigkeit und Ausdehnung der bereits bestehenden und noch zu erobernden deutschen Kolonien, sondern auch eine fiktive Hingabe und gleichzeitige zivilisatorische Unterlegenheit der Kolonisierten als koloniale Realität. Die in der Ausstellung lediglich abstrakt zu greifende Veranschaulichung der verstreuten Kolonialgebiete wurde in den Abbildungen zu einer scheinbar authentischen und geschlossenen Lebenswelt aufgewertet. Die Betrachter:innen sollten gleichzeitig von der Sinnhaftigkeit der Unterstützung der ›kolonialen Sache‹ und der Erfahrbarkeit eines ausgedehnten und ergebenden deutschen Kolonialreichs in der Ausstellung überzeugt werden. Die Inszenierungen der kolonialen Territorien, die durch die doppelte Abstraktion in der Ausstellung und auf den Postkarten erschaffen wurden, entsprachen jedoch in keinerlei Hinsicht der Realität, sondern dienten lediglich als ein Instrument prokolonialer Propaganda.

Aus einer bildwissenschaftlichen Perspektive lässt sich festhalten, dass die historische Realität auf den Postkarten nicht vollständig oder nur selektiv dargestellt wird. So ist nicht erkennbar, dass während der Ausstellung mindestens drei der 103 in Treptow ›ausgestellten‹ Menschen trotz ärztlicher Betreuung aufgrund der Witterungsbedingungen und der grundsätzlich widrigen Lebensumstände verstarben. Es wird auch nicht dargestellt, dass

53 G. Meinecke: Amtlicher Bericht, S. 355.

ein Teil der Menschen aus den sogenannten ›Eingeborenen-Dörfern‹ die beschwerliche Reise nach Berlin nicht freiwillig oder unter der Vorspiegelung falscher Tatsachen angetreten hatte. Ein weiterer Teil der Geschichte, den die Postkarten nicht erfassen, offenbart das ambivalente Verhältnis zwischen den ausgestellten Menschen und der Intention hinter ihrer Inszenierung durch die Organisatoren. So kam es beispielsweise zu unerwünschten Interaktionen zwischen Betrachter:innen und Ausgestellten. Erstere verhielten sich respektlos gegenüber Letzteren, während Letztere das Publikum imitierten und sich über es lustig machten.⁵⁴ Kulturkontakte dieser Art konterkarierten das oben herausgearbeitete Bild eines zivilisatorisch unterlegenen und treu ergebenden Kolonisierten. Die durch die Postkarten beworbene sinnliche Erfahrbarkeit eines Kolonialreichs, in der deutsche Bürger:innen sich als »conquerors« sehen konnten, stellte sich in der Realität des Treptower Parks als komplexe und künstliche Kommunikationssituation zwischen einander unbekanntem Kulturen heraus.

Die deutsche ›koloniale Sache‹ endete schließlich mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrags. Doch auch in den Jahren zwischen 1896 und 1919 kam es nicht zu der gewünschten und auf den Postkarten angedeuteten Ausweitung und Steigerung der Wirtschaftlichkeit der Kolonialgebiete. Die dargestellte Loyalität der Kolonisierten war in der Realität eine Seltenheit. Vielmehr wehrten sich die Menschen in den ›Schutzgebieten‹ gegen die von deutscher Seite aufgezwungene Herrschaft. Es kam immer wieder zu Aufständen, welche die Kolonialherren, unter anderem Personen aus dem Umfeld der Veranstalter der Kolonial-Ausstellung in Treptow, mit Unterdrückung und Vernichtungspolitik antworteten.⁵⁵

54 Honold, Alexander, »Ausstellung des Fremden – Menschen- und Völkerschau um 1900«, in: Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 189–190.

55 Vgl. S. Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*, S. 49–54.

Sehnsuchtswaren aus der Kiste

Zur Darstellung von afrikanischen Träger:innen-Karawanen und ihren Berliner Auftraggeber:innen in der Kolonialfotografie

Anne D. Peiter

Ausgehend von Fotografien von Kolonisor:innen, die aufbrachen, um die vermeintlich ›weißen Flecken‹ des afrikanischen Kontinents mit ›Kenntnissen‹ wie mit Menschen zu füllen sowie von Berliner Firmen, die, gleichfalls in Afrika, Handel trieben, um Kolonialwarenläden ›daheim‹ mit Produkten zu versorgen, möchte ich am Beispiel einer einzigen Berufskategorie die Voraussetzungen untersuchen, die erfüllt sein mussten, wenn deutsche Konsument:innen überhaupt in den Genuss der dortigen Kolonialwaren kommen wollten: Gemeint sind die afrikanischen Lastenträger:innen, die in der Kolonialfotografie, in entsprechenden Reiseberichten sowie in Werbemitteln aller Art mit großer Häufigkeit – mal konkret, mal metaphorisch – Erwähnung fanden, aus dem kolonialen Gedächtnis heute jedoch fast gänzlich verschwunden sind.

Die ›erobernde Entdeckung‹ Afrikas war gebunden an eine Inszenierung von Hierarchien, die von den Realitäten weitgehend abgekoppelt waren.¹ Der Idee, deutsche Kolonialist:innen hätten sich stets am Kopf der Karawanen befunden, seien diesen also *vorangegangen*, stehen die realen Kenntnisse von Träger:innen in geografischer, organisatorischer und sprachlicher Hinsicht entgegen. Die Legende eines ersten, beispielhaften Fotos besagt, es handle sich um eine ›Rast auf der Karawanenstraße‹, wobei bezeichnend ist, dass die Weißen im Vordergrund stehen und sich die Kolonne von Afrikaner:innen hinter

1 Allgemein zum ›scramble for Africa‹: Wessling, Henri: *Le partage de l'Afrique*, Paris: Folio histoire 1991.

ihnen aufreht. Ist das als ein Konstrukt zu betrachten, das dem Erwartungshorizont der ›Daheimgebliebenen‹ Rechnung tragen sollte? Eine Bildkonstruktion also, die den Gegebenheiten vor Ort widersprach, die jedoch so dargeboten werden musste, weil reale Abhängigkeiten der Kolonisator:innen im Kontext der herrschenden Kolonialerzählung nicht zugegeben werden konnten? Den entsprechenden Texten ist zu entnehmen², dass bei »Desertionen« die Karawanenleiter einer großen Hilflosigkeit verfielen. Dies verdeutlicht, dass die Abhängigkeitsverhältnisse in der Wirklichkeit ganz anders strukturiert waren als die Kolonialfotografie behauptete.

Abbildung 1: Rast auf der Karawanenstraße [auf Papierabzug]. Fotograf: Julius Hermann Schott. Zeit und Ort: 1910–1912, Deutsch-Ostafrika.



© Goethe Universität Frankfurt a. M., Koloniales Bildarchiv, 7659/15 13b, 083–1710 014.

2 Für Expeditionen in Ruanda und die dortigen Schwierigkeiten ist z.B. einschlägig: Richard Kandt: Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils, Berlin: Dietrich Reimer 1904; <https://archive.org/details/caputnilieineempookanduoft>. Weitere Beispiele finden sich in: Malzner, Sonja/Peiter, Anne D. (Hg.): Der Träger. Zu einer tragenden Figur der Kolonialgeschichte, Bielefeld: transcript 2018.

Meist waren es die Angeheuernten, die die schrittweise Professionalisierung des Tragens und den Ausbau einer Infrastruktur mit Wegen und Stationen zur Versorgung der Karawanen betrieben und so aus der implizit rassistischen Gleichsetzung der Auftraggeber:innen, Lastentiere und menschliche Lastenträger:innen seien letztlich austauschbar, heraustraten.³ Ohnehin blickten viele Karawanenstraßen auf eine lange Tradition zurück, sodass die Europäer durchaus nicht nur »unbekannte« Wege erstmals »beschreitbar« machten. In der Kolonialfotografie finden sich von diesen Wirklichkeiten kaum Spuren. Vielmehr ist zu beobachten, dass Fotograf:innen mit geradezu obsessiver Häufigkeit bestimmten Situationen zu ikonischem Charakter verhalfen, nämlich den Flussüberquerungen, die als ebenso gefährvolle wie – bedingt durch die Gehaltsforderungen der Träger:innen – teure Momente dem Zuhause gebliebenen Publikum als Beweis für die ›Opfer‹ vorgehalten wurden, die erbracht würden, um den ›Entdeckungs‹- wie den Warenverkehr zwischen den Kolonien und der deutschen Hauptstadt in Gang zu halten.⁴ Ich möchte hier nur ein Foto aus Ruanda anführen, das paradigmatisch für viele andere steht. Es stammt von Kurt von Schleinitz, Kommandeur der sogenannten ›Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika‹.

Die Kolonialist:innen inszenierten zum einen die Abenteuerlust, die die ökonomischen Tätigkeiten begleite, zum anderen ihre Fähigkeit zur Beherrschung der Karawanenmitglieder. Die Idee der ordnenden Dominanz wird gerade auf diesem Bild sehr gut deutlich, steht doch der Deutsche, in Rückenansicht zu sehen, mit kontrollierendem Blick, abgerückt von anderen Wartenden oberhalb des Flusses, gleichsam die Betrachterposition vorgebend, zu der sich dann auch die Deutschen Zuhause beim Blick auf das Foto eingeladen sehen

3 Dass überhaupt auf Menschen und nicht auf Tragetiere gesetzt wurde, hat mit der Schlafkrankheit zu tun. Besonders im Kongo war diese Option nicht umsetzbar: Beinart, William/Hughes, Lotte: »Tsetse and trypanosomiasis in East and Central Africa«, in: Ders. (Hg.), *Environment and empire*, New York: OUP Oxford 2007, S. 184–199. Dass Tierdarstellungen ihrerseits rassistische Konnotationen enthalten können, wird entwickelt anhand von Reitszenen, in denen dann doch nicht auf Menschen gesetzt wurde: vgl. Peiter, Anne D.: »Ambivalente Ritte durch den Wissensraum. Kamelbeschreibungen deutschsprachiger Orient-Reisender des 19. Jahrhunderts«, in: *Zeitschrift für Germanistik* 24/1 (2014), S. 79–97.

4 Vgl. S. Malzner/A.D. Peiter (Hg.): *Der Träger*.

dürfen. ›Man‹ ist oben, ›man‹ steht trockenen Fußes, während sich ›unten‹ die Afrikaner:innen im Wasser mit ihren Ballen abmühen.⁵

*Abbildung 2: Ohne Titel [aufgeklebt]. Fotograf: Kurt von Schleinitz.
Zeit und Ort: 1907/1914, Ruanda.*



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, Bild 85/7.
003-1024a-04.

Doch nicht nur Waren aller Art wurden auf den Fotos durch das Wasser getragen. Vielmehr zeigt eine quantitativ bedeutende Anzahl von Fotografien auch die Deutschen (und Europäer:innen) selbst, wie sie in Hängematten, Tragestühlen oder während der Fussüberquerungen auf Schultern, Köpfen oder Händen der Afrikaner:innen sicher an das andere Ufer gebracht werden. Auch hierfür gibt es sehr viele fotografische Nachweise, so dass auch hier nur exemplarisch verfahren werden kann. Als beispielhaft darf das Foto gelten, das

5 Dass diese Hierarchien auch einer Bestrafungspraxis entsprachen, die von den europäischen Kolonisor:innen in Handbüchern beschrieben wurde, lässt sich ablesen an: Giesebrecht, Franz (Hg.): Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. Ein Sammelwerk, Berlin: S. Fischer Verlag 1898; <https://sammlungen.uni-frankfurt.de/kolonialbibliothek/urn/urn:nbn:de:hebis:30:2-320148>. Kritisch dazu: Schröder, Martin: Prügelstrafe und Züchtigungsrecht in den deutschen Schutzgebieten Schwarzafrikas, Münster: LIT Verlag 1997.

den Zahlmeister Fritsch zeigt, der sich in den Jahren 1907 bis 1914 von Kurt von Schleinitz fotografieren ließ.

Abbildung 3: Zahlmeister Fritsch [aufgeklebt]. Fotograf: Kurt von Schleinitz. Zeit und Ort: 1907/1914, Deutsch-Ostafrika, Tanganjika, Tansania.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 003–1039a-9/1/Reihe 55,47. 003–1039a-09.

Es ist diese physische Nähe von Getragenen und Trägern, die die Frage provoziert, wie viel Karawanen-Fotos über den Inhalt der zu tragenden Lasten preisgeben? Dass die Kolonialist:innen sich als ›bewegungslose Bewegungen‹ verstanden, die auf dem ›schwarzen, geschichtslosen Kontinent‹ den ökonomischen ›Fortschritt‹ in Gang brachten, sind Topoi der Kolonialideologie, die durch das Sich-tragen-Lassen symbolisch verdichtet werden. Die Kolonialisten lasteten im Wortsinn mit ihrem ganzen Gewicht auf den Kolonialiserten. Zuhause, im sogenannten »Mutterland« konnte man danach ein solches »Besitzen« anderer Menschen vorzeigen. Packen und Bündel, Körbe und Koffer, Kisten und Säcke stellen sich in diesem Kontext als Gehäuse kolonialer Sehnsüchte dar, die sich von dem realen Gewicht lösten, das die Träger:innen jeweils zu schultern hatten, und als ›exotisches‹ Versprechen einen gewissen geheimnisvollen Charakter bewahrten. Ein Foto, das der fotografisch äußerst produk-

tive Julius Hermann Schott zwischen 1910 und 1912 in Deutsch-Ostafrika angefertigt hat, macht diese These plausibel. In der Bildlegende wird nicht offengelegt, was die Träger:innen auf dem Kopfe durch den dichten Bewuchs transportierten. Der Gang erfolgte zumindest bildnerisch wie um seiner selbst willen, nämlich als Illustrierung des ›Fortschritts‹-Gedankens, hier im Wort- wie im übertragenen Sinn verstanden. Das Langgestreckte der Karawane und das Mühsame im Vorankommen, durch den starken Pflanzenwuchs bedingt, bilden das Zentrum dieses Fotos.

Abbildung 4: Karawane in den Papyrussümpfen Ruandas [auf Papierabzug]. Fotograf: Julius Hermann Schott. Zeit und Ort: 1910–1912, Deutsch-Ostafrika.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 7753/15, 083–1710-105.

Festzustellen ist, dass die Aufbruchsrhetorik die Idee untermauern sollte, die Träger:innen seien so etwas wie Exoskelette⁶ eines Kolonialprojekts, des-

6 Dazu Genaueres in: Peiter, Anne D.: »Von unbewegten Bewegern, Muschellasten, Notenzändern, gesattelten Menschen und Exoskeletten. Methodisch-theoretische Überlegungen zur Geschichte des kolonialen Trägerwesens«, in: S. Malzner/A.D. Peiter, *Der Träger* (2018), S. 33–48.

sen erobernde Akteure allein ›Geschichte zu machen‹ verstünden.⁷ Die These von der Unbestimmtheit vieler Kisten beruht wiederum auf der Beobachtung, dass in vielen Fällen das schwierige ›Wie‹ der Organisation ihres Weges Richtung Deutschland ins Zentrum rückte.

Doch dies ist nur ein Aspekt einer bemerkenswerten Dialektik von Unbestimmtheit und Bestimmtheit. Das Bild und die Bilder nämlich ändern sich, sobald es um Kolonialwaren geht, die im kollektiven Bewusstsein zu so etwas wie Ikonen einer neuen Warenwelt avanciert waren. Dazu gehörten vor allen Dingen die Produkte, die in den Kolonialwarenläden zum Grundsortiment zählten, nämlich Kaffee, Tee, Schokolade sowie, etwas eingeschränkter, da in der Werbung weniger gefeiert, der Zucker. Die Kölner Firma Stollwerck zum Beispiel sprach noch ausdrücklich von ›Kolonialschokolade‹, was den fernen Ursprung und Anbau der Kakao-Bohnen hervorhob.⁸

Selbstverständlich spiegelte sich die Produktpalette auch in den Schaufenstern, wie sie zum Beispiel die kolonialgeschichtlich besonders wichtige Edeka-Kette zwecks Förderung der Kauflust drapierten.⁹ Diese Genossenschaft entstand 1898, »als sich 21 Kaufleute aus dem Deutschen Reich im Halleschen Torbezirk in Berlin zur Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler im Halleschen Torbezirk zu Berlin – kurz E. d. K. – zusammenschlossen.«¹⁰

In bildnerischer Hinsicht gibt es das Beispiel einer Edeka-Reklamemarke, auf der den Betrachter:innen weitere, vorerst nur gezeichnete Träger begegnen.¹¹ Links sind zwei allein mit kurzer Hose bekleidete Männer dabei, Kakao-Bohnen von einem Baum zu schütteln. Rechts steht ein weiterer, gleichfalls fast nackter Mann, der mit der Ernte von Kaffeebohnen beschäftigt ist. Der Kolonialist wiederum wird, bekleidet mit Hut und leuchtend weißem Anzug, im

7 Solche Klischees findet man in Ansätzen sogar in einem so bahnbrechenden und wichtigen Buch wie dem von: Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München: Piper-Verlag 2014.

8 Stollwerck-chocolate – packaging from 1890, © Stollwerck – Wikipedia. Das Bild kann abgerufen werden über: URL: https://en.m.wikipedia.org/wiki/File:Stollwerck-chocolate_-_packaging_from_1890.jpg

9 Für was steht eigentlich der Name Edeka? – Historischer Augenblick; vgl.: URL: <https://www.historischer-augeblick.de/edeka/>

10 Edeka – Veikkos-archiv; URL: <https://www.veikkos-archiv.com/index.php?title=Edeka>

11 Wer diese Reklamemarke gezeichnet hat und wann sie entstand, ist unbekannt. Abgerufen kann das Bild über: Veikkos-Archiv, <https://www.veikkos-archiv.com/index.php?title=Edeka>

Hintergrund gezeigt. Er ist es, der die Träger anzuleiten scheint, während diese ihre Last in einem Gefäß bzw. auf dem Kopf vorzeigen. Dass die Farbe Weiß den Mann bildnerisch hervorhebt, ist klar intendiert – ebenso wie die grüne Weite der Plantagen, die er, vermutlich als Besitzer, zu beaufsichtigen hat.

Für die drei bekanntesten Kolonialprodukte ist im Bildarchiv der Deutschen Kolonialgesellschaft, die von der Frankfurter Universitätsbibliothek auf vorbildliche Weise digitalisiert worden ist,¹² vielfältiges Material zu finden. Was in den Kisten und Kästen jeweils steckt, ist in diesen Fällen ganz eindeutig zu beantworten. Nicht etwas Unbestimmt-Imaginäres sollte in den Blick der ›Daheim-‹, im ›Mutterland-‹-Geblienen treten, sondern das Ergebnis einer konkret beschreibbaren Arbeit, an dessen Ende stets der Transport Richtung Deutschland stand.

Zwecks Veranschaulichung seien hier nur zwei Bilder angeführt, von denen das erste abgepackten Kaffee zeigt. Die Säcke sind in so beeindruckend großer Zahl und Ordnung aufgeschichtet,¹³ dass fast der Eindruck entstehen könnte, sie seien von selbst in den Hafen gelangt. Kein Mensch ist zu sehen. Träger oder gar Trägerinnen scheinen für die Herbeischaffung nicht notwendig gewesen zu sein. Das Produkt überwiegt, die Arbeitsleistung ist abgeschlossen, die Arbeitenden sind hinter der Leistung verschwunden.

Auf einem zweiten Foto eines Fotografen namens Steinhoff ist das anders. Die Aufnahme stammt aus Tansania und zeigt aus stark aufsichtiger Perspektive die Verladung von Kaffee durch afrikanische Arbeiter. Der Fotograf scheint als Schatten mit ins Bild geraten zu sein: Die Kontur seines Hutes zeichnet sich am unteren Bildrand ab. Doch sich selbst wollte er, so darf man vermuten, nicht zeigen. Vielmehr galt das Sujet denjenigen, die unten die Säcke aufschichteten, auf dass der anschließende Transport planmäßig vonstattengehe. Der Fotograf stand oben und war somit von der Arbeit ausgenommen.

12 Koloniales Bildarchiv (= Bildarchiv der einstigen »Deutschen Kolonialgesellschaft«); <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/kolonialesbildarchiv>

13 Der Aspekt der Ordnung ist dann auch bei dem geradezu obsessiven Versuch zu erkennen, die Bevölkerung unbekannter Länder klassifizierend »verstehbar« zu machen. Was Ordnungsbedürfnisse anrichten können, wird mit Blick auf Ruanda beschrieben von Chrétien, Jean-Pierre/Kabanda, Marcel: *Rwanda. Racisme et génocide. L'idéologie hamitique*, Paris: Éditions Belin 2016.

*Abbildung 5: [Bild]/Afrika/Wirtschaft, Landwirtschaft, Verarbeitung/Wirtschaft, Produkte pflanzliche, Kaffee/Verkehr, Transport
Fotograf: unbekannt. Zeit und Ort: unbekannt.*



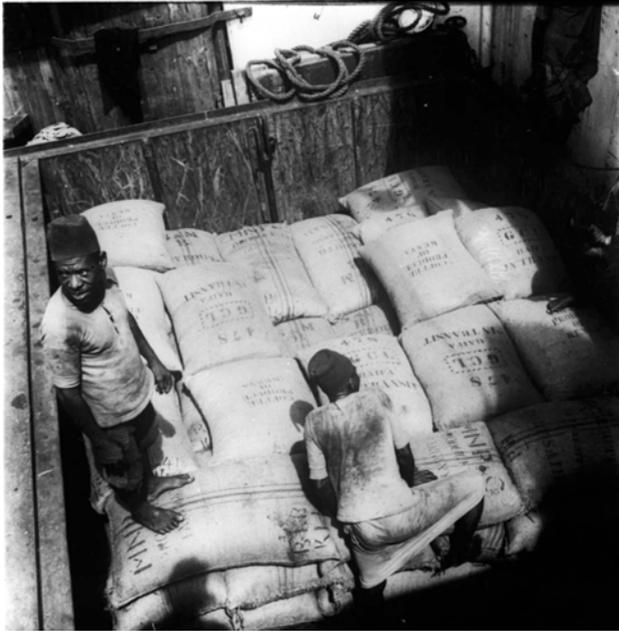
© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 025–0283-75.

Festzustellen ist also, dass Transportfragen durchaus als lohnendes Bildsujet wahrgenommen wurden. Daraus ist die These abzuleiten, dass die Unterschiede zwischen Unbestimmtheit und Bestimmtheit mit zwei unterschiedlichen Aspekten des Kolonialismus zu tun haben. Die Kisten um der Kisten willen wurden als Motiv zelebriert, solange es um den Aspekt der Eroberung ging. Der Inhalt hingegen kehrte zurück, wenn bewiesen werden sollte, dass die Kolonialisierung auch finanziell eine rentable Angelegenheit darstellte. Hier sollte offenbar die fortschreitende »Implantierung« der Kolonialist:innen und ihre gelingende »Modernisierung« der fremden Länder unter Beweis gestellt werden.

Folglich soll es jetzt um die Zurschaustellung von Kaffee, Tee und Schokolade und ihre Beziehung zu Fragen des Transports gehen. In einem zweiten Schritt wird dann aber mit Blick auf den Aspekt der ›Sehnsucht‹ erneut der genannte Aspekt des Vagen und Verborgenen zu untersuchen sein.¹⁴ Hier soll es um all das gehen, was über die Kisten nicht verraten wurde.

14 Vgl. S. Malzner/A.D. Peiter (Hg.): Der Träger.

Abbildung 6: K/R 1 Kaffee/No 21/Afd I 101/Verladen des Kaffees/Lfd. No 358. Fotograf: Steinhoff. Zeit und Ort: unbekannt.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 018–0201-22.

Vermarktungsstrategien

Kommen wir zunächst zum Umgang Berlins mit der Erfüllung seiner kolonialkonsumerischen Sehnsüchte. Die von 1909 datierende, in Berlin produzierte Anzeige des *Deutschen Kolonialhauses Bruno Antelmann G.m.b.H* mit Sitz in der Jerusalemerstraße 28 stellte bestimmte Segmente der eigenen Produktpalette vor, und zwar auf eine Weise, die das Tragen als etwas rein Metaphorisches erscheinen ließ.¹⁵ Ein Schwarzer trägt eine von Bananenbäumen umgebene Hütte, aus der offenbar der ›Usambara-Kaffee‹, die ›Kamerun-Schokolade‹, der

15 Das Bild kann abgerufen werden auf: Deutsches Kolonialhaus Bruno Antelmann G.m.b.H., Berlin VC. 1909. © sampor.de/MSP.

›Kamerun-Kakao‹ sowie, als weiteres Exoticum die ›Neu-Guinea- u. Kamerun-Zigarren‹ Richtung Deutschland verschickt wurden. Der Oberkörper des Mannes ist unbekleidet. Das Gewicht, das auf seiner Hand ruht, ist rein metaphorisch – von der komplizierten Logistik rund um die Karawanen keine Spur.

Doch das ändert nichts daran, dass die Hütte, hinter der zwei riesige Bananenbäume aufragen, zum Emblem für die deutschen Betreiber der großen Kette wurde. Neben günstigeren Werbeanzeigen in schwarz-weiß finden sich aufwendige, kolorierte Fassungen, welche die Wiederkehr der immer gleichen Rhetorik von Wohnen und exotischer Natur beweisen.¹⁶

Das Deutsche Kolonialhaus in der Lützowstrasse 89–90 in Berlin, das 1903 auf einen früheren Kolonialwarenladen in der Jerusalemerstrasse 28 folgte, machte es sich zur Aufgabe, »die Erzeugnisse der deutschen Schutzgebiete unter zuverlässiger Kontrolle ihrer Echtheit dem deutschen Publikum nahe-zubringen und den deutschen Markt auf diese Weise nach und nach von dem Import fremder Kolonialerzeugnisse immer mehr unabhängig zu machen«¹⁷, so Joachim Zeller in seiner Rekonstruktion der Geschichte dieses heute durch Bombardierungen im Zweiten Weltkrieg verschwundenen Hauses. »[N]icht nur Lebensmittel, auch Ethnographica (Schnitzereien und Schmuck aus Afrika), Wohnaccessoires (zum Beispiel Palmbastmatten, Felle, ausgestopftes afrikanisches Wild) und Kolonialliteratur waren zu haben.«¹⁸ Das Gebäude selbst war mit exotischen Tieren dekoriert, zu denen nebst orientalisierenden Elementen Elefanten, Löwen sowie ›afrikanische Krieger‹ gehörten.¹⁹

Die Frage, wie die Waren, die hier zum Verkauf angeboten wurden, überhaupt bis nach Berlin gelangt waren, blieb unbeantwortet. Auf Antelmans Werbeanzeigen²⁰ finden sich allein vignettenartige, mit Speeren ausgestattete Träger in Lendenschurz, die qua Verdopplung am rechten Bildrand daran erinnern, dass Antelmann durch sein ambitioniertes Projekt zum Hoflieferant aufgestiegen war. Auf der einen Seite haben wir also die Menschen, auf der

16 Kolonialwaren. © freiburg-postkolonial.de; <https://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Kolonialwaren.htm>

17 Zeller, Joachim: »Das Deutsche Kolonialhaus in der Lützowstraße«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), *Kolonialmetropole Berlin – Eine Spurensuche*, Berlin: Berlin edition 2002, S. 84–93, hier S. 87.

18 Ebd.

19 Ansichten von diesem Haus können auf der folgenden Internetseite in Augenschein genommen werden: *Deutsches Kolonialhaus*. © Wikipedia; URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Kolonialhaus

20 Tag des Kaffees. © sampor.de/MSP.

anderen Seite die Tiere – und in der Mitte die schon bekannte Hütte, die den prächtigen Kolonialwarenpalast in Berlin beliefern würde.

Auf Fotografien, die direkt in den afrikanischen Produktionsstätten angefertigt wurden, konnten Produkte und Transport konkret in Erscheinung treten. So wurden zum Beispiel Bananen unverpackt durch das Land getragen. Auf dem Foto (Abbildung 7) fällt wie bei den zuvor gezeigten Säcken der Aspekt der Ordnung ins Auge. Dinge transportierbar zu machen, hieß immer auch, sie zu etwas Bildfähigem werden zu lassen. Die Legende lautet ›Verpflegungsempfang einer Karawane an der Karawanenstraße‹.

Abbildung 7: Verpflegungsempfang einer Karawane an der Karawanenstraße [auf Papierabzug]. Fotograf: Julius Hermann Schott. Zeit und Ort: 1910–1912, Deutsch-Ostafrika.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 7659/15 13b, 083–1710-160.

Ob diese Früchte wirklich für den deutschen Verzehr gedacht waren, darf bezweifelt werden. Vermutlich verdeutlicht das Foto allein die Tatsache, dass nicht nur das ›Mutterland‹ mit Produkten versorgt werden musste, sondern auch die Träger:innen selbst. Transporte also waren für die Transporteure zu bewerkstelligen, und ihre Belieferung musste umso stärker institutionalisiert

werden, je häufiger die immer gleiche Route Verwendung fand. Reise- und Expeditionsberichte zeigen überdies, dass es in den Karawanen oft Hilfspersonal gab, die die Träger:innen dadurch unterstützten, dass sie als »Träger:innen zweiten Grades« all die Gegenstände schleppten, die wiederum die »Hauptträger:innen« für ihren Alltag benötigten.

Die Ordnung, die auf dem Bananenfoto vorherrscht, findet ein dialektisches Gegengewicht durch ein weiteres Produkt, das gleichfalls nicht abpackbar war und aufgrund seiner langen, nicht zuletzt kunsthistorischen Tradition als das Emblem für die »afrikanische Exotik« schlechthin galt. Die Rede ist vom Elfenbein, das implizit stets auf die Jagden verwies, die zwecks Erbeutung der Stoßzähne stattgefunden haben mussten. Hier sei nur ein Beispiel herausgegriffen, und zwar aus Tansania stammend.

Abbildung 8: [Bild]/Afrika, Ostafrika, Tansania/Afrika, Deutsch Afrika, DOA/Verkehr, Landverkehr, Karawane, Trägerkolonne/Jagd, Jagdtrophäen, Elfenbeinzähne/Wirtschaft, Landwirtschaft, Pflanzung/Afrikaner/Europäer. Fotograf: Woeckner. Zeit und Ort: 1909–1912, Deutsch-Ostafrika.



Das Foto ist insofern bemerkenswert, als es augenscheinlich nicht nur erwachsene Männer, sondern auch männliche Jugendliche waren, die sich am Tragen beteiligten. Der Kolonialist ist seinerseits am rechten Bildrand zu sehen, ausgestattet mit Hut, die Hände ruhen, wie es den kolonialideologischen Bilderwartungen entsprach. Es sind auch Fotos nachgewiesen, die Kinder beim Tragen zeigen, was verdeutlicht, dass sich in die Karawanen mitunter ganze Familie einbezogen sahen.

Abgepackte Sehnsüchte

Auf weiteren Fotos erscheinen Produkte in abgepackter Form, was auf ihre Verarbeitung- und Verschickbarkeit Richtung Deutschland schließen ließ. Doch was dann wirklich genau in ihnen steckte, wurde nicht immer gesagt. Die Vagheit kolonialer Sehnsüchte erwies sich als vorherrschend.

Die untenstehende Trägerin, von der gesagt wird, sie stamme aus Mbozi und sei, so der Originalwortlaut, ein »schwarzes Njika-Mädchen«, hat Kaffeekirschen auf den Kopf gestemmt. Die voyeuristische Zurschaustellung ihres nackten Körpers tritt der Dokumentation zum Transport an die Seite. Konsumerische und sexuelle Sehnsüchte griffen ineinander. Mit Leo Ryczko könnte man von einer »Sexotik« sprechen, die darauf zielte, den Blick des Publikums auf das Foto zu ziehen.²¹

Angedeutet wird oft, dass nach einer ersten Phase des manuellen Transports endlich der motorisierte Verkehr auf den Plan treten wird. So beschränkte sich das Tragen in Abbildung 10 nur noch auf die Beladung des Wagens, der dann den Tee weiter Richtung Häfen zu bringen habe.

21 Vgl. den entsprechenden Beitrag von Leo Ryczko in diesem Band.

Abbildung 9: Bei der Kaffeeernte in Mbozi. Schwarzes Njika-Mädchen bringt die gepflückten Kaffeekirschen im Benzintin. Fotograf: E. Petzold. Zeit und Ort: 1936, Tanganjika, Tansania.



Abbildung 10: Verladen des Tees für den europäischen Markt. Fotograf: Ocker. Zeit und Ort: unbekannt.



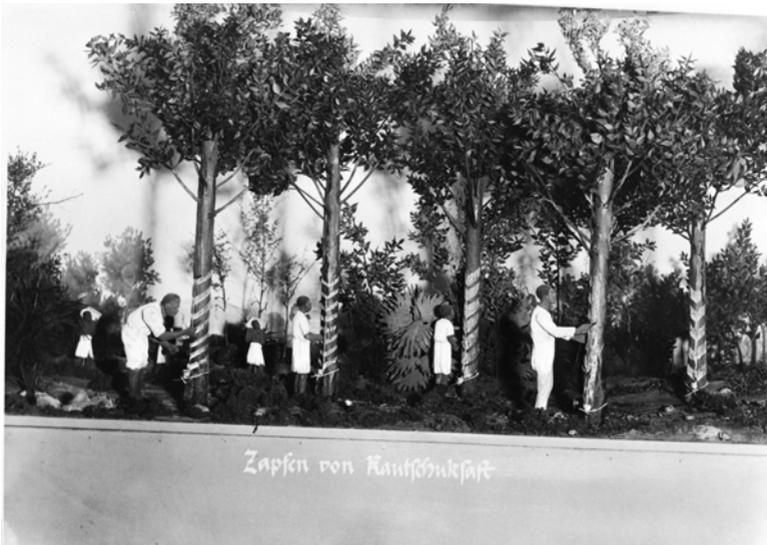
© Goethe Universität Frankfurt a. M., Koloniales Bildarchiv. 016–1283-05.

Folglich trat ein letztes Produkt, das direkt mit dem Verkehr zu tun hatte, aus der Trias von Tee, Kaffee und Schokolade heraus. Gemeint ist der Kautschuk, dessen Bedeutung sich nicht zuletzt aus dem aufkommenden, automobilen Verkehr und dessen Reifentechnik erschloss. In Bezug auf dieses Produkt, das in einer ersten Phase aus im Wald wachsenden Lianen und Bäumen gewonnen wurde, bevor erste Plantagen eine leichtere Zugänglichkeit des Gummis ermöglichten²², sind verschiedene Arbeitsschritte dokumentiert.

22 Eher populärwissenschaftlich, doch bezogen auf den Kautschuk: Mähr, Christian: Von Alkohol bis Zucker. Zwölf Substanzen, die die Welt veränderten, Köln: Dumont 2010. Sehr ausführlich wird die mit den Kautschuk-Lianen verbundene Gewaltgeschichte behandelt in: Peiter, Anne D.: Träume der Gewalt. Studien der Unverhältnismäßigkeit zu Texten, Filmen und Fotografien. Nationalsozialismus – Kolonialismus – Kalter Krieg, Bielefeld: transcript 2019.

Aus einer kolonialen Ausstellung, die vermutlich in die 1930er-Jahre und damit in den Kolonialrevisionismus fiel, sind kleine Figuren beim Anschneiden der Bäume und Zapfen des Saftes zu erkennen. Doch weiter hinten sind zwei mit Säcken ausgestattete Personen tätig, die die Ernte fortschaffen. Sogar plastische Nachbildungen im Miniaturformat, wie die hier vorliegende, interessierten sich also für die Berufskategorie der Träger:innen.

Abbildung 11: Zapfen von Kautschuksaft. Fotograf: unbekannt. Zeit und Ort: unbekannt.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 067-0929-13.

Das nachfolgende, im Kamerun aufgenommene Foto stammt von der Deutschen Kolonialgesellschaft, als deren Adresse angegeben wird ›Am Karlsbad 10, Berlin W 35‹. Die Bildlegende lautet ›Mit Kautschuk beladene Karawane‹. Es finden sich zwei wie üblich weiß gekleidete Kolonialisten am Ende der langen Reihe von Schreitenden, was die These nahelegt, dass nicht nur der Anspruch erhoben wurde, führend in Erscheinung zu treten, sondern am Kolonnen-Ende diese Kontrolle auch zu behalten. Die Träger:innen wurden nach stereotypen Mustern beschrieben. Die Klage über Unzuverlässigkeit,

»Desertionen« und Diebstähle gehört zu den kolonialpolitischen Topoi. Insgesamt zeichnet sich die Berechtigung einer Beobachtung ab, die Albert Memmi mit den folgenden Worten festgehalten hat:

Angesichts der Fremdheit des anderen besteht die Gefahr, dass man sich seiner selbst nicht sicher ist. Und um sich nun selbst zu beruhigen und zu bestätigen, muss man den anderen ablehnen oder verleugnen: Entweder er oder ich. Damit ich Recht habe, muss er Unrecht haben; damit meine Ordnung gut sei, muss seine schlecht sein, da seine Anomalie meine eigenen Normen gefährdet: Kurz, der Rassismus ist bequem!²³

Abbildung 12: Reihe Kam 2./Mit Kautschuk beladene Karawane/Bild 69/DKG/Deutsche Kolonialgesellschaft/Berlin W 35, Am Karlsbad 10/Nr. Kam. Fotograf: unbekannt. Zeit und Ort: unbekannt.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 028–3105-68.

23 Memmi, Albert: *Le racisme*, Paris: folio 1994, S. 13. [Übersetzung A.P.]

Dies leitet über zu den phantasmagorischen Nutzungen, die im Nationalsozialismus in der Reichskolonialbund-Stelle und damit ein weiteres Mal in der schon genannten Adresse am Karlsbad in Berlin zelebriert wurden. Fragen von Bereifung und Motorisierung standen aus militärisch-revan-chistischen Erwägungen im Vordergrund. Diese Tatsache verband sich mit Bemühungen, die nach Beginn des Zweiten Weltkriegs auf die Herstellung von synthetischem Kautschuk sowie die genetische Verbesserung einer Form von Löwenzahn zwecks Latex-Gewinnung zielten.²⁴ Die Geschichte der Verschlep-pung von Forscher:innen sowie die Sklavenarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern hat mit diesem seit Ende des 19. Jahrhunderts sich zunehmend steigenden Interesse am Kautschuk zu tun.²⁵ Während bisher allein Fotos von Produkten in Afrika dominiert hatten, trat nun eine Masse von Autos ins Blickfeld, und damit gewissermaßen das Verkehrsmittel, das, ähnlich wie die Eisenbahn, das Trägerwesen insgesamt überflüssig machen sollte.

24 Zur Geschichte der entsprechenden Forschungslabors und ihrer Benutzung von – meist weiblichen – Häftlingen: Peiter, Anne D.: »Mir geht es immer gut.« Frauenfreundschaften im Pflanzenzucht-Kommando des Auschwitz-Nebenlagers Rajsko«, in: Kritische Ausgabe 30 (2016), S. 41–46. Als eine Art Kollektivbiografie, in der viel von Rajsko berichtet wird, bleibt wichtig: Delbo, Charlotte: *Le convoi du 24 janvier*, Paris 2013. Einschlägig auch: A.D. Peiter: *Träume der Gewalt*; darin vor allen Dingen das Kapitel ›Fünfte Unverhältnismässigkeit: Kautschuk und Genozid‹, S. 72–109. Als zeitgenössische Quelle ist u.a. zu nennen: Rudorf, W. [Vorname unbekannt]: *Die politischen Aufgaben der deutschen Pflanzenzüchtung*, in: Konrad Meyer (Hg.), *Ackerbau und Landbaupolitik. Beiträge zur politischen Grundlegung der Landbauwissenschaft* (Schriftenreihe zu ›Odal«, Monatsschrift für Blut und Boden, H. 6), Goslar o. J. [frühe 1940er-Jahre?].

25 Der Kautschuk spielt vor allen Dingen für die Geschichte des Kongo eine kaum zu überschätzende Rolle: Hochschild, Adam: *Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*, Stuttgart: Klett-Cotta 2000. Zur weiteren Geschichte im Dritten Reich vgl. sodann: Heim, Susanne: *Kalorien, Kautschuk, Karrieren. Pflanzenzüchtung und landwirtschaftliche Forschung in Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933–1945*, Göttingen: Wallstein 2003.

Abbildung 13: Der Kautschuk und seine Verwendung/Reihe K.R. 7/Bild 13. Fotograf: unbekannt. Zeit und Ort: unbekannt.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 026–0357-13.

Die letzte Stufe hin zum Krieg war erreicht, als die Reichskolonialbund-Stelle Fotos zu verbreiten begann, die die Nützlichkeit des Kautschuks für den ›Luftschutz mit Gummianzügen‹ anpriesen.²⁶ Hier wurde die Trageleistung der Afrikaner:innen zu etwas völlig Sekundärem, und der Krieg in Europa selbst drängte langsam die kolonialrevisionistischen Hoffnungen in den Hintergrund.

Unbestimmt-Nostalgisches

Abschließend bleibt die Aufgabe, das Unbestimmte von kolonialen Konsum-Sehnsüchten zu analysieren. Dieses Phänomen hat mit dem Anspruch der

²⁶ Vgl.: Luftschutz mit Gummianzügen. © Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 023–0267-69, Reihe 7, Bild 14, Reichskolonialbund-Bildstelle. © Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv.

Kolonialist:innen zu tun, fremde Räume unter Kontrolle zu bringen.²⁷ Fotografien, die Karawanen aus weiter Entfernung in exotisch anmutenden Landschaften zeigten, zielten nicht wie bei den eben gezeigten Fotos auf eine Veranschaulichung der Wege, die Produkte vor ihrem Eintreffen in der deutschen Hauptstadt zurückzulegen hatten. Vielmehr ging es darum, die »vorschreitende Entdeckung« selbst zu feiern.²⁸

Dies gilt für ein Foto aus Ruanda, auf dem die hohe Feuchtigkeit und die Form der Hügel als weit bestimmender erscheinen als die Frage, was genau die Träger:innen in ihren länglichen Ballen zu transportieren vermochten.²⁹

Mitunter werden die Kolonnen zu einem perlenkettenartigen Schmuckband, das sich als dekorativer Helligkeits-Kontrast über einen ebenso fremden wie dunklen Hügel legt. Die Beherrschbarkeit von Räumen und die Beherrschbarkeit von Menschen fallen erneut in eins zusammen, und die Frage nach dem »Was« des Transports tritt als unerheblich in den Hintergrund.³⁰

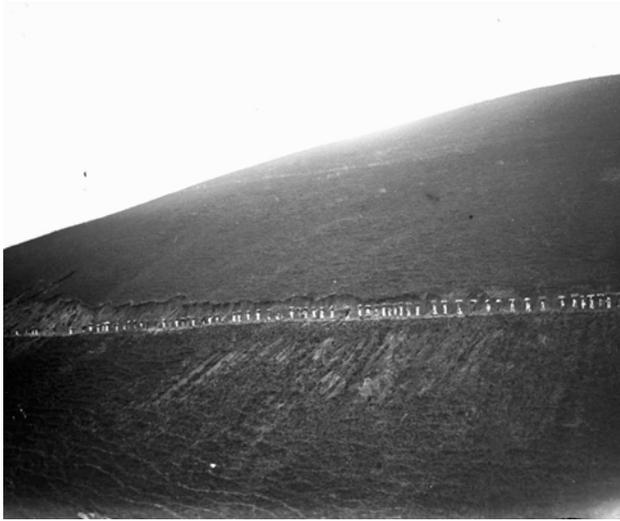
27 Zum Teil bestanden auch Verbindungen zwischen der Sklaverei und der Geschichte der Karawanen. Dazu sehr kenntnis- und materialreich: Heintze, Beatrix: *Afrikanische Pioniere. Trägerkarawanen im westlichen Zentralafrika*, Frankfurt a.M.: Otto Lembeck Verlag 2002. Zur fotografischen Darstellung: Peiter, Anne D.: »Patina zwischen Zerstörung und Ästhetisierung. Fotografische Porträts befreiter Sklavinnen und Sklaven in einem Register der Seychellen«, in: *Fotogeschichte* 42 (2021), S. 40–50.

28 Dass dieses »Fortschreiten« mit einer Herrschaftspraxis verbunden war, die man mit Mbembe als »nekropolitische Macht« bezeichnen kann, tritt in der Kolonialliteratur allenthalben hervor; vgl. Mbembe, Achilles: *Politiques de l'inimitié*, Paris: La découverte 2016, S. 55.

29 Das Foto kann über das Archiv der Frankfurter Universitätsbibliothek abgerufen werden: (Karawane) in Ruandas Bergen/DOA. © Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 006-1136a-10, A g a 60.

30 Das gilt auch für Expeditionen wie die des ersten deutschen »Residenten« in Ruanda, nämlich Richard Kandt, der sich jenseits ökonomischer Erwägungen daran machte, in die Fußstapfen der zahlreichen Nilquellen-Sucher zu treten, um dieses »letzte Geheimnis« Afrikas aufzuklären. Vgl. Kandt, Richard: *Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils*, Berlin: Dietrich Reimer 1904; <https://archive.org/details/caputnilieneempookanduoft>. Kritisch zu Kandt: Peiter, Anne D.: *Der Genozid an den Tutsi Ruandas. Von den kolonialen Ursprüngen bis in die Gegenwart*, Marburg: Bücherverlag 2024.

Abbildung 14: Ohne Titel [aufgeklebt]. Fotograf: Kurt von Schleinitz.
Zeit und Ort: 1907/1914, Ruanda.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 003–1047-02.

Festhaltenswert bleibt, dass in kolonialrevisionistischen Ausstellungen der 1930er-Jahre die Bilder von Karawanen zum festen Bestandteil des kollektiven Imaginären zu Afrika gehörten. So wenn, wie in Abbildung 15, ein gemaltes Plakat eine Reihe von Trägern zeigt, die sich schwer bepackt auf einen Hafen zubewegen, in dem ein Segelschiff schon wartend vor Anker liegt. Diese Darstellung befindet sich in dem Ausstellungsteil, der zwischen den Abteilungen zum »Sisal« bzw. »Kakao« eingefügt ist. Offenbar sollten hier nicht nur Sisal, Kakao, Wolle und weitere Naturprodukte einem interessierten Publikum vorgeführt, sondern auch an die Schwierigkeiten ihres Transports erinnert werden.

Generell überkreuzen sich zwei Erzählstränge. Auf der einen Seite werden Transport und Trägerwesen zum Topos einer Kolonialerzählung, die erst einmal den Aspekt der Inbesitznahme als ›glorreiche Heldentat‹ plausibel zu machen versucht. Auf der anderen Seite wird das Tragen zunehmend mit Kon-

kretheit gefüllt, und das heißt, dass dann wirklich die Waren dargestellt werden, die verschiffbar gemacht wurden.³¹

Abbildung 15: Sisal – Kakao – Wolle. Fotograf unbekannt. Zeit: etwa 1938. Ort: unbekannt.



© Goethe Universität Frankfurt a.M., Koloniales Bildarchiv, 033–7033-10.

Sobald die Waren in so großen Filialen wie dem erwähnten Deutschen Kolonialhaus in Berlin zum Verkauf standen, konnte dann erneut die Metaphorik Einzug halten. So geschehen in der Zeit um 1900, als auf einer Blechdose eine halbnackte, mit ›exotischen‹ Armringen aus Gold sowie mit Turban geschmückte Afrikanerin eine winzige Tasse konzentrierten Kaffees herbeiträgt und auf diese Weise die ganzen Tragearbeiten und Riesensäcke vergessen macht, die die Karawanen in Afrika zuvor geschultert hatten.³² Die Sehnsucht ist an diesem Punkt fast mit Händen zu greifen, denn das Getränk verbindet sich mit erotischen Fantasien, die auch schon das junge

31 Zur Arbeitswirklichkeit: Rockel, Stephen J.: Carriers of culture. Labor on the road in nineteenth-century East Africa, Portsmouth: Heinemann 2006.

32 © sampor.de/MSP, https://www.sampor.de/index.php?id=4990&overview_start=660

Mädchen mit den in eine Holzkiste gefüllten Kaffeekirschen weiter oben zu ihrem Objekt gemacht hatten (siehe dazu Abbildung 9). Sehnsüchte ›aus der Kiste‹ haben also mit weit entfernten Räumen zu tun. Doch tritt nun die Sehnsuchtsgestalt im ›Mutterland‹ direkt an das Bett und macht klar: Der koloniale Trank gilt der Stillung eines weit umfassenderen, von Kisten unabhängigen Durstes.

Koloniale Sehnsüchte männerbegehrender Männer in der Zeitschrift *Der Eigene* – erste ›schwule‹ Zeitschrift der Welt

Leo Ryczko

Adolf Brand veröffentlicht im Eigenverlag am 1. April 1896 die erste Ausgabe der Zeitschrift *Der Eigene*. Es ist die vermutlich Erste, die sich an männerbegehrende Männer¹ richtet. Zur Begrüßung der Lesenden eröffnet sie mit den Worten:

Dieses Blatt ist eigenen Leuten gewidmet, solchen Leuten, die auf ihre Eigenheit stolz sind und dieselbe um jeden Preis behaupten wollen! [...] Ihnen, den Künstlern, den Himmelsstürmern, den Freien, den Vornehmen, den geborenen Souveränen dieser schönen Erde, die, ob sie gleich arm sind, größere Schätze ihr eigen nennen, als die Fürsten aller Völker im Morgen und Abend! Ihnen, den Sonnensöhnen, entbiete ich meinen Gruß! Ihnen widme ich dies schlichte Blatt. Adolf Brand.²

Bereits in diesen ersten Zeilen des Selbstverständnisses der Zeitschrift werden zwei Dinge deutlich: Zum einen richtet er die Zeitschrift explizit an Männer (»den Sonnensöhnen«) und zum anderen sind Verweise auf eine Fremde

1 Da der Begriff homosexuell beziehungsweise Homosexualität insbesondere in den Jahrgängen vor dem ersten Weltkrieg als Eigenbezeichnung keine Erwähnung findet, beschreibe ich die betreffende Gruppe als männerbegehrende Männer. Die Verwendung des Begriffs Homosexualität beinhaltet eine Identifikation mit der eigenen Sexualität, die aus heutiger Sicht nicht festzustellen ist. Außerdem eröffnet sie eine künstliche Kontinuität mit der gegenwärtigen Verwendung des Begriffs. Wie im Beitrag deutlich wird, ist ab dem ersten Jahrgang der Weimarer Zeit das Wort Homosexualität auch in *Der Eigene* zu lesen.

2 Brand, Adolf: »Dieses Blatt«, in: *Der Eigene* 1/1 (1896), S. 1, hier S. 1.

(»Völker im Morgen und Abend«) konstituierender Bestandteil ihres Referenzrahmens. Bereits zu diesem Zeitpunkt wird eine Abgrenzung zwischen Morgen- und Abendland deutlich. Dass ein trennender Blick auf das fremde Andere Teil des Kontexts ist, bleibt kaum verwunderlich: *Der Eigene* ist die einzige queere Zeitschrift,³ die schon vor der Weimarer Republik erscheint, und somit zu einer Zeit, in der Kolonialherrschaft ein Teil deutscher Staatsräson ist. Wie ganz Europa erhebt auch das Deutsche Kaiserreich und die deutsche Gesellschaft koloniale und imperialistische Fantasien unterschiedlichster Ausprägungen zu einer Säule des Staates sowie des Deutschtums.⁴

In dem vorliegenden Beitrag frage ich nach den Spuren kolonialer und orientalistischer Sehnsucht, die sich in den Ausgaben des *Der Eigene* während des Kaiserreichs sowie der frühen Weimarer Republik finden. Die Perspektive von Medien, die sich an nicht-heterosexuelle Menschen im Speziellen richtet, und die dort enthaltenen kolonialen Motive verdeutlichen, dass Kolonialismus und Orientalismus ebenso in marginalisierten Teilen der Gesellschaft verbreitet sind. Dabei möchte ich jedoch auch aufzeigen, dass sich die Bedeutungen von Kolonialismus und Orientalismus in dem vorliegenden Kontext aufgrund einer anderen, geringeren gesamtgesellschaftlichen Machtposition unterscheiden. Dieses Spannungsverhältnis zwischen gleichgeschlechtlicher Sexualität und kolonialer Unterdrückung, welches sich in den Motiven findet, wird dargestellt. Dafür analysiere ich eine Vielfalt an Beiträgen aus der Zeitschrift *Der Eigene*, die orientalistisch-koloniale Inhalte darstellen, untersuche deren Kontext in der Zeitschrift sowie deren zugrundeliegende Funktion in der Verortung und des Selbstverständnisses der Zeitschrift. Die Motive

3 Ich verwende ›queer‹ als Beschreibung für nicht-normative (im Sinne der Abweichung einer vermeintlichen Norm) geschlechtliche und sexuelle Identitäten, sofern keine Selbstbezeichnung anstelle verwendet werden kann. Ich beziehe mich damit auf die Entstehungsgeschichte des Begriffs ›queer‹, der explizit den Konstruktcharakter der heterosexuellen Matrix, also einen vermeintlich natürlichen Zusammenhang zwischen Körper, Begehren und Geschlecht, aufzeigen und aufbrechen soll. Vgl. Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 219. Nichtsdestotrotz möchte ich an dieser Stelle die ahistorische Verwendung des Begriffs betonen. Die Problematik der beschreibenden Sprache als Schaffung historischer Tatsachen ist nicht abschließend zu eliminieren und muss daher stets aktiv reflektiert werden. So suggeriert die Verwendung des Begriffs ›queer‹ möglicherweise das Bestehen einer Gruppenidentität, die in dieser Form von den Beteiligten als solche nicht wahrgenommen wurde, was auch für die heutige Zeit fraglich ist.

4 van Laak, Dirk: ›Über alles in der Welt‹. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, München: C. H. Beck 2005, S. 22–28, 33–37.

erscheinen in unterschiedlicher Darreichung: in Form fiktiver Kurzgeschichten, in philosophisch-ideologischen Abhandlungen sowie als Verweise auf persische Gedichte. Der Bezug zu den Kolonien ist dabei ebenfalls vielfältig: In Kurzgeschichten werden auf die Kolonien sexuelles Begehren projiziert, während Darstellungen von Siedlungskolonialismus als Träume von utopischen Freiräumen ebenso Platz finden. Im vorliegenden Beitrag fokussiere ich drei Motive, die sich bei der Untersuchung als prävalent herausstellen: ›The Sexotic‹, Migration als koloniale Sehnsucht und Kanonisierungsbestrebungen. Zuerst stelle ich jedoch den Entstehungskontext der Zeitschrift sowie den methodisch-theoretischen Zugriff auf das Material dar.

Männerbegehrende Männer im Deutschen Kaiserreich

Die juristische Situation männerbegehrende Männer veränderte sich mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871: Paragraph 175 RStGB, der bestimmte sexuelle Akte zwischen Männern unter Strafe stellte, wurde in die Reichsgesetzgebung übernommen. Wo es bislang Fürstentümer ohne vergleichbare Rechtsprechung gab, folgte nun eine übergreifende Kriminalisierung. Später fand der Paragraph ebenfalls in den deutschen Kolonien Anwendung. Neben dem Paragraphen 175 erschwerten Zensur und rigide Vorschriften zur Vereinsbildung soziale Zusammenkünfte und politische Organisation. Diese juristische Ebene traf auf ein gesellschaftliches Klima, in dem Sexualitäten abseits der heterosexuellen Matrix zwar große Ächtung erfuhren, doch das Bedürfnis, sie öffentlich zu verhandeln, größer war.⁵ Exemplarisch steht dafür die sogenannte Eulenburg-Affäre, in welcher öffentlich über sexuelle ›Devianzen‹ von Mitgliedern des kaiserlichen Hofes spekuliert wurde. Zahlreiche Gerichtsprozesse in den Jahren 1907 bis 1909 gaben dem Themenkomplex umfangreiche zentrale Aufmerksamkeit unter anderem in landesweiten Tageszeitungen und im Reichstag.⁶

Die juristische Verfolgung gepaart mit einem Klima gesamtgesellschaftlicher Abneigung und Ächtung führte zu zahllosen Erpressungen, gesellschaftlicher Isolation und Suiziden unter Menschen abseits der heterosexuellen

5 Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, Berlin: Suhrkamp 2019, S. 30–40.

6 Herzer, Manfred: *Magnus Hirschfeld und seine Zeit*, Berlin/Boston: De Gruyter 2017, S. 153–202.

Matrix.⁷ Nichtsdestotrotz finden Spuren queeren Aufbegehrens in dieser Zeit statt. Ein Pfeiler öffentlichen Ausdrucks mann-männlichen Begehrens lieferte die Zeitschrift *Der Eigene*. Sie ist die erste regelmäßig erscheinende explizit ›homosexuelle‹ Zeitschrift weltweit. Sie erschien von 1896 bis 1933 und wurde von Adolf Brand im Eigenverlag in Berlin herausgegeben. Durch die Veröffentlichung wurde Brand zu einer wichtigen und bekannten Figur des homosexuellen Kontexts. Er beteiligte sich aktiv am Kampf gegen Paragraph 175 RStGB und war mehrfach von Haftstrafen, Zensur und Konfiszierungen betroffen. Auch Brand beteiligte sich an der Eulenburg-Affäre, indem er in *Der Eigene* Männer des öffentlichen Lebens als männerbegehrend bezeichnete. Er wurde daraufhin für Verleumdung verurteilt.⁸

Die in der Zeitschrift *Der Eigene* veröffentlichten Inhalte variieren in ihrer Form von Ausgabe zu Ausgabe: Es finden sich Gedichte, Prosa, Sachtexte, Fotografien, Akte, Zeichnungen, Rezensionen, Leserbriefe und Annoncen. *Der Eigene* richtete sich explizit an männerbegehrende Männer, was der Untertitel *Ein Blatt für männliche Kultur* klar ausdrückt und im ersten Artikel der Zeitschrift explizit formuliert wird.

Früh kristallisierte sich in *Der Eigene* eine als maskulinistisch bezeichnete Opposition zu den Theorien anderer Akteure des queeren Kontexts heraus. Sie stellte sich gegen die populäre Annahme der sexuellen Zwischenstufen, nach der homosexuelle Männer als sogenanntes Drittes Geschlecht verstanden werden, weil in ihren männlichen Körpern eine ›weibliche Begierde-Richtung‹ enthalten sei. *Der Eigene* hingegen vertritt ein Bild hyperviriler Männer, die sich aufgrund ihres Begehrens in Bünden verbrüdeten und zu staatsbildenden und -tragenden Akteuren wurden. Derartige maskulinistische Thesen edler Männlichkeit positionieren sich eindeutig gegen die Bewertung von Homosexualität als feminin, minderwertig und degenerativ. Wie Claudia Bruns betont, sind maskulinistische Theorien mit Antifeminismus, Antisemitismus und völkischem Nationalismus verknüpft, was sich in manchen Artikeln der Zeitschrift widerspiegelt, aber nicht konstant und konsequent vertreten wur-

7 Marhoefer, Laurie: *Sex and the Weimar Republic. German homosexual emancipation and the rise of the Nazis*, Toronto u.a.: University of Toronto Press 2015.

8 Bruns, Claudia: »Ihr Männer, seid Männer!« Maskulinistische Positionen zwischen Revolution und Reaktion«, in: Andreas Pretzel/Volker Weiß (Hg.), *Politiken in Bewegung. Die Emanzipation Homosexueller im 20. Jahrhundert*, Hamburg: Männerchwarm Verlag 2017, S. 27–64, hier S. 34f.

de.⁹ Insbesondere im Kaiserreich war diese Ausprägung weniger stark und formierte sich während der Weimarer Zeit, wo durch mehr Ausdrucksfreiheit nicht nur eine größere Meinungsvielfalt, sondern ebenso pointiertere Aussagen möglich waren. So war trotz anhaltender Zensur in der Weimarer Republik mehr öffentliche Sichtbarkeit möglich, während homoerotische Untertöne in den ersten Jahrgängen der Kaiserzeit vergleichlich zaghafter Natur sind.

Intersektionen

Seit Edward Saids bahnbrechendem Werk über die europäische Imagination des Orients ist klar, dass Betrachtungen einer Fremde mehr über die Betrachtenden aussagen als über die Betrachteten.¹⁰ Das bedeutet für den vorliegenden Sachverhalt, dass queere Vorstellungen über Fremde einen Blick in den Spiegel bedeuten und Vorstellungen, Verständnisse und Vorurteile über die eigene und die fremde Gesellschaft freilegen. Die kolonialen und orientalistischen Bezüge, die ich in dem vorliegenden Text bearbeite, folgen Saids Konzept des Orientalismus musterhaft. Er beschreibt Orientalismus als einen westlichen Diskurs, welcher einen Orient konstruiert, indem diffuses Wissen und Vorstellungen homogenisiert werden. Diese Vorgänge finden sich ebenso in Bezug zu nicht-orientalistischen kolonialen Referenzen, wie im Laufe dieses Beitrags deutlich wird. Es ergibt deswegen für den vorliegenden Kontext Sinn, koloniale und orientalistische Motive gemeinsam zu behandeln und analog zu verstehen.¹¹

Gerade in Verbindung mit Annahmen der Intersektionalitätstheorie nach Kimberlé Crenshaw entstehen produktive Reibungen. Die Theorie geht, grob zusammengefasst, davon aus, dass sich gesellschaftliche Machtverhältnisse dadurch erklären lassen, dass die Funktionsweise von Unterdrückungsmechanismen anhand unterschiedlicher Kategorien analysierbar wird. Besonderes Forschungsinteresse und namensgebend für die Theorie ist hierbei die Überlappung (Intersektion) verschiedener Kategorien.¹² Die Verschränkungen von

9 Vgl. ebd., S. 35–37.

10 Said, Edward W.: *Orientalism*, London: Random House 2003, S. 1f.

11 Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*, München: C. H. Beck 2012, S. 89.

12 Crenshaw, Kimberlé: *Critical race theory. The key writings that formed the movement*, New York: The New Press 2010, S. 357.

Geschlecht, Sexualität und *race* erklären im Rückblick die spezielle Situation queerer Deutscher in Relation zu den Kolonien und kolonialer Motive. Sie befinden sich qua deutscher Staatsangehörigkeit in Komplizenschaft mit kolonialer Herrschaft, während sie sowohl per queerphobem Ausschluss von patriarchaler Marginalisierung als auch konkret von Kriminalisierung im Reich und in den deutschen Kolonien betroffen sind.

In diesem Kontext untersucht mein Beitrag die kolonialen und orientalistischen Motive, die sich in der Zeitschrift *Der Eigene* finden. Derartige Referenzen folgen meist dem Muster der Exotisierung. Diese beschreibt einen rassistischen Vorgang, bei dem der weiße, kolonisierende Blick Menschen und Gesellschaften anhand rassifizierender Merkmale als ›fremd‹ kategorisiert. Die betroffenen Menschen und Gesellschaften unterliegen dabei einer Objektivierung, die häufig mit sexualisierten Untertönen versehen ist. Die exotisierende Darstellung ist dabei Spiegel der Wünsche der Betrachtenden.¹³

In meinem Beitrag erarbeite ich hierfür drei Motive, die sich in *Der Eigene* als dominant herausstellen: ›The Sexotic‹, Migration als koloniale Sehnsucht und Kanonisierungsbestrebungen.

The Sexotic

Unter dem Konzept ›Sexotic‹ betonen Ulrike Schaper und andere die besondere Verknüpfung zwischen Exotisierung und Sexualisierung. Sie eruieren: »The sexual as well as the exotic are prominent markers of the unknown, of alterity, and of ›excess‹ in the ›western‹ imaginary. These different dimensions of unfamiliarity often mutually intensify each other.«¹⁴ Schaper betont die Intersektion von Prozessen der Exotisierung und der Sexualisierung. Exotisierung baue auf vermeintliche Unterschiede im Sexualtrieb, in den Einstellungen zu Sexualität und im Sexualverhalten. Diese Unterschiede werden als Ursprung sowie als Determinante der exotischen Qualität hergeleitet. Gleichsam konstruieren

13 Hansen, Christin: ›Wilde‹ im deutschen Identitätsdiskurs 1830–1870. Spuren des Exotischen im nationalen Denken und in kolonialen Bildern, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2021, S. 49.

14 Schaper, Ulrike/Beljan, Magdalena/Eitler, Pascal/Ewing, Christopher/Gammerl, Benno: »Sexotic. The interplay between sexualization and exoticization«, in: *Sexualities* 23 (2020), S. 114–126, hier S. 115.

Prozesse der Sexualisierung das ›Exotische‹ als sexuell attraktiv, begehrenswert und stimulierend. Sexualisierung kann in diesem Zusammenspiel diskriminierend, idealisierend, emanzipierend oder normalisierend für das betrachtende Subjekt sein, da sie einen Bildungsprozess eines positiven Selbstbild enthält, der aus der Herabsetzung beziehungsweise Abgrenzung zu einem Anderen entsteht.¹⁵ Sexualisierung sei dementsprechend ein Zusammenspiel zwischen Idealisierung und Herabsetzung.

Dies zeigt sich in *Der Eigene* in der Kurzgeschichte *Der Surm bei den Senegambiern*.¹⁶ Der Text aus dem Jahre 1898 von Arthur Rössler verbindet sexualisierend-exotisierende Betrachtungen mit rassistischen Vorurteilen sowie Muster der ›edlen Wilden‹. Der Ton ist aufgrund des frühen Erscheinungsdatums nicht offensichtlich sexuell, aber dass das lyrische Ich als männerbegehrender Mann interpretiert werden kann, ergibt sich aus der Formulierung »aber sonst bin ich mein einsam Eigener«. Dies ist eine mögliche Lesart dieser Formulierung. Sie bleibt allerdings Spekulation, da Arthur Rössler nicht Teil der damaligen Community gewesen zu sein scheint – zumindest aus heutiger Sicht. Das lyrische Ich ist mit einer Reisegruppe in Senegambia unterwegs und beschreibt die Eindrücke von der gemeinsamen Zeit mit der Entdeckung »wieviel Leidenschaft im Menschen verborgen steckt, wieviel fröhlicher Wille zum Glücklichein, wieviel Sehnsucht nach menschlich naiver Lebensbejahung, nach paradiesischem Leben im Nichtstun«. Er bezeichnet die Menschen übereinstimmend mit gängigen Stereotypen als naiv und arbeitsscheu beziehungsweise zumindest untätig.¹⁷ Darauf folgend beschreibt der Autor die Körperlichkeit als »Majestät des Menschenleibes! Menschliche Herrlichkeit geoffenbart in deiner dunklen Pracht!« Er folgt hier dem Motiv des ›edlen Wilden‹, der in seiner Naturverbundenheit das menschliche Idealbild repräsentiert. Mit Verweisen auf die Schönheit der Tänze stilisiert der Protagonist die Menschen als »Zukunft des europäischen Ballett«, das heute zu »glatt, geschniegelt, geleckt« sei. Eine zugrundeliegende Sexualisierung drückt er konkret aus, indem er Körper und Tanz als »weich, lüstern, scheinbar wild« beschreibt. In einer unerwarteten Wendung verweist das Ich auf Menschenzoos im Tiergarten, wo er sich mit den »Wilden« vertraut mache. Trotz der scheinbar positiven Haltung gegenüber den beschriebenen Menschen wird keine Kritik an dieser kolonialen Inszenierung geübt. Das entlarvt

15 Vgl. ebd., S. 115f.

16 Roessler, Arthur: »Der Surm bei den Senegambiern«, in: *Der Eigene* 2/2 (1898), S. 64–65.

17 S. Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*, S. 74, 78–83.

die positiven Beschreibungen als Form der rassistischen Hierarchiebildung, sowie als entmenschlichende Fantasie, die mit realen Personen, ihrer *agency* und Selbstbestimmung nichts gemein hat. Das von Schaper angesprochene Zusammenspiel idealisierender, sowie abwertender Stereotypisierung wird hier beispielhaft deutlich: Zum einen werden ›die Anderen‹ zur Zukunft des Balletts stilisiert, zum anderen bleiben sie naiv und arbeitsscheu. Ebenso übereinstimmend mit der Analyse Hansens, die das Motiv der Wildheit stets ambivalent einordnet: Das Bild des Wilden existiert zwischen niedriger Kulturstufe und »Ursprünglichkeit, Unverfälschtheit und Lebenskraft«.¹⁸

Ein anderes Beispiel aus dieser Kategorie des ›Sexotic‹ ist die Fotografie *Marockanischer Lastträger*, die im Jahre 1919 erscheint.¹⁹ Die Abbildung zeigt eine Person mit dem Rücken zur Kamera gewandt, die eine Kiste auf einer Schulter trägt. Die Person ist bis auf einen breiten Gürtel aus Stoff um die Hüfte, Sandalen und einen gebundenen Turban als Kopfbedeckung nackt. Der Hintern ist entblößt, die Muskeln an Armen und Rücken durch Beleuchtung und Anspannung betont. Es ist anzunehmen, dass das Foto in einem Studio entstanden ist, da kein Motiv im Hintergrund zu sehen ist. Es ist also in jedem Fall eine gestellte Pose, die absichtlich derart sexualisiert ist. Es handelt sich um eine spezifische Sexualisierung eines orientalischen Arbeiters, der zusätzlich gesichtslos bleibt. Möglicherweise soll es dem Betrachtenden das Gefühl geben, unbemerkt oder unbeobachtet den Blick verweilen zu lassen. Der Abdruck findet sich auf dem Titelbild, es ist also anzunehmen, dass dies zum Kauf der Zeitschrift überzeugen sollte. »Demiani« als bekannter deutscher Nachname kann als Angabe zum Urheber der Fotografie verstanden, aber nicht mit Sicherheit bestätigt werden. Diese und ähnliche Fotografien sind häufig ohne Schaffungsangabe abgedruckt.

Analog wird die sexotische Begierde für einen orientalischen Arbeiter im Gedicht *Achmido* ausgedrückt.²⁰ Des Autors Pseudonym ist als A. H-g angegeben und als Orts- und Jahresangabe Tanger, 1903. Das Gedicht handelt von einem Deutschen, der in einem Lokal sitzt. Ein »brauner Schenke« namens Achmed spricht mit ihm auf Deutsch und flirtet sehr offensichtlich mit ihm »Dann hast du, am Ende Fremder, wohl sogar an mich gedacht?«. Zum Ende des Gedichts küssen sie sich: »nicht weil er so schön,/Nein, nur weil er also so gut tat – Deutsch versteh'n!«

18 C. Hansen: ›Wilde‹ im deutschen Identitätsdiskurs 1830–1870, S. 290.

19 Demiani: »Marockanischer Lastträger«, in: *Der Eigene* 7/2 (1919), S. 1, hier S. 1.

20 A. H-g.: »Achmido«, in: *Der Eigene* 8/6 (1920), S. 67, hier S. 67.

Abbildung 1: Ausschnitt der Titelseite, Fotografie »Marockanischer Lastträger« von Demiani (?), *Der Eigene* 7/2 (1919), S. 1.



© UB der HU zu Berlin, Historische Sammlungen: Kg 1145:F4.

Der orientalische Knabe wird hier zur Projektionsfläche von Wünschen der Überlegenheit und des Begehrtwerdens. Die westliche Vorstellung des Orients als Ort der Knabenliebe ist, wie Sabine Schmitdke herausarbeitete, bereits tausend Jahre alt und enthielt eigentlich eine christliche Abwertung der Praxis als unsittlich und lasterhaft. Dieses Bild des Orients blieb grundsätzlich erhalten,

erfuhr jedoch eine Umdeutung in *Der Eigene*. Der Zeitgenosse von Brand und Sexualforscher Ferdinand Karsch-Haack beschreibt in seinem Text *Die Rolle der Homoerotik im Arabertum* dies als eine der »lößlichsten Eigenschaften des Arabers« und dreht damit die Urannahme der Unsittlichkeit auf den Kopf.²¹ Diese damals weitverbreiteten Annahmen über junge orientalische Männer, ihre sexuelle Verfügbarkeit sowie die Verbreitung mann-männlicher Sexualität informieren die Verweise auf den Orient in *Der Eigene*.

In ihre Analyse sexotischer Motive inkludiert Schaper ebenso wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit angenommener Vielfalt außereuropäischer sexueller Praktiken, Begierden und Identitäten. Sie beschreibt, wie Bewegungen sexueller Reformen

strategically endorsed this variety as supporting their arguments within the ongoing struggles for establishing moral values, accounts and expectations that allowed for sexual plurality. Simultaneously, though, their attitudes and manners decisively contributed to the exoticization of sexuality and the sexualization of especially ›Asian‹, ›African‹ or ›Mediterranean‹ people and bodies.²²

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit sogenannten Naturvölkern im Speziellen ermöglicht eine Naturalisierung der eigenen Sexualität und damit eine Legitimation gegenüber Vorwürfen der Unnatürlichkeit. Gleichsam referiert Exotisierung auf den Prozess der Abgrenzung in ›eigene‹ und ›fremde‹ Gesellschaft. In dem vorliegenden Kontext werden außereuropäische Gesellschaften als ›Fremde‹ konstruiert und deren angenommene queere Praktiken derart interpretiert, dass die Herausbildung und Naturalisierung der eigenen, westlichen Identität ermöglicht wird. Robert Tobin beschreibt diese Konstruktion als signifikanten Part der Verbindung zwischen Kolonien und Kolonisierenden:

Nowhere do the complications inherent in the notion of periphery come into play more clearly than in the German representation of sexuality in the colonies. On the one hand, sexuality could be projected on to

21 Karsch-Haack, Ferdinand: »Die Rolle der Homoerotik im Arabertum«, in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität 23 (1923), S. 100–170, hier S. 103f. Zit. nach Schmidtke, Sabine: »Die westliche Konstruktion Marokkos als Landschaft freier Homoerotik«, in: Welt des Islams 40/3 (2000), S. 375–411, hier S. 383.

22 U. Schaper et al.: Sexotic, S. 121.

the colonies, as though on to the other. On the other hand, it was in the other that German authors could find answers to questions about themselves.²³

Insgesamt wird hier Wissenschaftlichkeit als Grundlage für eine politische Legitimation der eigenen Sexualität genutzt; insbesondere dieser politisch-kämpferische Aspekt ist in *Der Eigene* vertreten.

Der Artikel *Männerbund und Staat* von St. Ch. Waldecke – Pseudonym von Ewald Tschek – aus dem Jahr 1920 ist eine philosophisch-ideologische Abhandlung über die staatstragende Struktur von Männerbünden. Im Zuge der Darstellung bezieht sich der Autor auf außereuropäische Beispiele. Um das Entstehen von Staaten darzustellen, verweist er auf »primitive Völker« und stellt fest:

Überall finden wir bei diesen jene eigenartige Absonderung der jungen und älteren unverheirateten Männer vom übrigen Stamm in sogenannten »Männerhäusern«. [...] [V]on Karsch-Haack gelieferten Beispielen ist deutlich zu ersehen, wie der mann-männliche Eros die Grundursache zu diesen Männerhäusern ist. [...] Und so sehen wir denn auch, daß dem Männerhaus meist eine hohe politische Bedeutung zukommt.²⁴

Die staatstragende Funktion von mann-männlichen Begehren als verbindendes Element unter Männern, die Nationen gründen und führen, wird herausgearbeitet. Dies steht interessanterweise im Gegensatz zu gängigen kolonialen Argumentationsmustern, dass Naturvölker unfähig zur Selbstregierung seien.²⁵ Hier nutzt der Autor dieses eigentlich rassistische Stereotyp, um das Begehren massiv aufzuwerten, das diese Gemeinschaften schließlich regierungsfähig mache. Durch die Verweise auf die Existenz mann-männlichen Begehrens bei sogenannten »primitiven Völkern« sowie »Kulturnationen des Orients und Okzidents« (S. 4) wird die Universalität des Begehrens nachgewiesen. Gleichsam muss sich der Autor vom »südländisch-orientalischen Kultureinfluß« (S. 4) abgrenzen, indem er behauptet, mann-männliche Sexualität war bereits vor besagtem Einfluss in Europa weitverbreitet. Es wird

23 Tobin, Robert Deam: *Peripheral Desires. The German Discovery of Sex*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2015, S. 161.

24 Waldecke, St. Ch.: »Männerbund und Staat«, in: *Der Eigene* 8/1 (1920), S. 1–6, hier S. 3.

25 Osterhammel, Jürgen/Jansen, Jan C.: *Kolonialismus: Geschichte, Formen, Folgen*, München: C.H. Beck 2012, S. 115.

sich also positiv und argumentationsstützend auf außereuropäische Natur- und Kulturvölker bezogen und gleichsam abgegrenzt. Mann-männliches Begehren wird als genuin europäisch und gleichsam universell naturalisiert. Der Text schließt mit einem Aufruf zur politischen Organisation und zum Kampf: »Für Euch kämpften, kämpfen und werden kämpfen die Edelsten der Menschheit.«²⁶

Ebenfalls um die Universalität der Homosexualität geht es in dem Artikel *Kultur und Homosexualität*. Der Autor Otto Fischer bezieht sich dafür auf Natur- und Kulturvölker, jedoch ohne ausführliche Verweise anzuführen oder auf detaillierte Darstellungen einzugehen. Er schreibt: »Die Forschungen haben ergeben, dass die Homosexualität auf allen Kulturstufen, zu allen Zeiten, an allen Orten existiert hat und noch existiert. Sowohl unter den Naturvölkern Afrikas und Australiens, wie unter den auf höchster Kulturstufe stehenden Völkern Europas und Amerikas.«²⁷ Interessanterweise werden im Gegensatz zum Artikel von Waldecke Orient und Okzident aus beiden Kategorien ausgelassen. Dies lese ich als Abgrenzung zu beiden geografischen Bezügen, um Europa und Nordamerika als alleinige Orte von Kulturnationen zu erhalten. An anderer Stelle verweist Fischer jedoch konkret auf den Fall Japans: »Man denke nur an Japan, das ja wegen der allgemeinen Huldigung, die dort dem mann-männlichen Eros zuteilwird, geradezu das Land der Lieblingsminne heißt, und dessen Heldentum im Kriege ebenso wie sein neuer politischer Aufstieg in modernen Völkerleben doch unbestritten ist.«²⁸ Hier wird explizit die Verbreitung der Homosexualität und die kriegerische Kultur betont und deren Gleichzeitigkeit herausgestellt. Auch hier zeigt sich die maskulinistische Annahme der staatstragenden Männerbünde. Der Artikel endet mit einem Aufruf zur Abschaffung des Paragraphen 175. Die grundlegende Prämisse des Textes ist, dass sich die Natürlichkeit und daher eine Existenzberechtigung westeuropäischer queerer Identitäten aus der Beobachtung ergibt, dass ähnliche Konzepte in »natürlicheren, dem Naturzustand näheren« Gesellschaften existieren.

Das Konzept ›Sexotic‹ zeigt die komplexe Verflechtung von Exotisierung und Sexualisierung in der westlichen Vorstellungswelt. Ich konnte über die Verweise auf fotografische, literarische Bilder und wissenschaftlich motivierte Argumentationslinien aus *Der Eigene* darlegen, wie diese beiden Prozesse sich

26 Waldecke: Männerbund und Staat, S. 6.

27 Fischer, Otto: »Kultur und Homosexualität«, in: *Der Eigene* 8/9 (1920), S. 97–100, hier S. 97.

28 Ebd., S. 98.

gegenseitig verstärken und durch literarische sowie wissenschaftliche Diskurse perpetuiert werden. Durch die Analyse der Texte, die von der sexotischen Faszination für orientalische Arbeiter bis hin zur Naturalisierung der männlichen Sexualität reichen, wird aufgezeigt, wie rassistische Stereotype und das Bild des ›edlen Wilden‹ mit sexuellen Projektionen verknüpft werden. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vielfalt sexueller Praktiken außerhalb Europas dient dabei nicht nur der Untermauerung der Universalität des eigenen Begehrens, sondern auch der politischen Legitimation und Identitätsbildung im westlichen Kontext.

Migration als koloniale Sehnsucht

Kolonien als Orte synonym für Freiheit und die Chance auf einen Neuanfang wahrzunehmen, ist eine prävalente Projektion auf koloniale Räume.²⁹ Diese Sehnsucht bezeichne ich als ›Motiv Migration.‹ Die Fremde fungiert hierbei als Projektionsfläche. Diese wird genutzt, um Wünsche, Zukunftsideen, Hoffnungen etc. zu visualisieren, die durch das Verlassen der eigenen aktuell hindernden Verhältnisse erreicht werden sollen. Auch in *Der Eigene* findet sich diese Idee als Motiv. Bereits im ersten Jahrgang 1896 beschreibt der Autor Erich Bruckner im Artikel *Freiland in Deutschland* seine Ekstase, als er von einer Kenia-Expedition erfährt, die nach den Thesen Theodor Hertzkas eine sogenannte Freiland-Kolonie zu gründen plant.³⁰ Er berichtet auch von seiner Enttäuschung über das Scheitern, das er als »afrikanisches Fiasko« beschreibt. Im Folgenden erörtert Bruckner, inwiefern eine solche Kolonie im Inland als *Freiland in Deutschland* funktionieren könnte. Einen großen Teil des Problems sieht er im deutschen Privateigentumsrecht.

Theodor Hertzka, ein österreichischer Ökonom, veröffentlicht 1890 die erste Ausgabe des Buchs *Freiland. Ein sociales Zukunftsbild*, in dem er die Entstehung und Entwicklung einer fiktiven Kolonie in Kenia nachempfendet. Das Buch ist ein großer Erfolg und im Jahre 1894 machen sich einige 100 Leute auf den Weg nach Kenia, um eine solche Kolonie zu gründen. Sie scheitern an englischen Beamten, die trotz vorheriger Zusage keine deutsche Kolonie

29 D. van Laak: ›Über alles in der Welt‹, S. 32.

30 Bruckner, Erich: »Freiland in Deutschland«, in: *Der Eigene* 1/6/7 (1896), S. 41–47, hier S. 41.

genehmigen.³¹ Die Beschäftigung mit dieser Expedition und den ökonomischen Überlegungen Hertzkas wirken vor dem Hintergrund der individual-anarchistischen Ausrichtung der Zeitschrift nachvollziehbar. Ebenso ist vorstellbar, dass Redaktion und Lesende in der Imagination einer Kolonie fernab der deutschen Gerichtbarkeit und Justiz nach der Erfüllung persönlicher sexueller Freiheit schwelgen. Hier findet in dem Verlangen nach Freiheit ein spezifisches queeres Umdeuten der Expedition statt, die im Originaltext von Hertzka nichts über die Abschaffung des Paragraphen 175 verlauten lässt. Es verwundert daher nicht, dass die Kenia-Expedition zwei weitere Male in Jahrgängen verhandelt wird. Der Ton ist durchaus enttäuscht über das Scheitern des ersten Vorstoßes, aber hoffnungsvoll für zukünftige Projekte dieser Art. Erich Bruckner bezeichnet das Scheitern der Expedition an englischen Beamten als »nebensächliche[r] Umstände«.³² Im Artikel und weiterführend im Konzept Hertzkas findet sich ein genuin kolonialer Gedanke von eigener Freiheit im »unbewohnten, unbeschriebenen« Land, wo sich eine Gemeinschaft Gleichgesinnter findet und in juristischer Unversehrtheit leben kann. Die Wahrnehmung des kolonialen Bodens als unberührt und formbar ist ein Grundstein des Migrationsgedankens.

So findet sich diese Grundannahme auch in der Kurzgeschichte *Unsre Kolonie* von Karl Merz aus dem ersten Jahrgang der Zeitschrift. Dort erzählt das lyrische Ich Karl von gemeinsamen Lebensplänen mit dem Freund Richard. Karl erhält nach vielen Jahren ohne Kontakt einen Brief von Richard, was ihn dazu anregt, an deren geteilte Jugend zu denken. Er schwelgt in der Erinnerung, »wie wir in einem selbsterbauten Boot den Orinoko hinauffahren wollten und im hintersten Brasilien oder auf den Höhen der Anden zusammen ansiedeln«.³³ Der Titel *Unsre Kolonie* könnte sich sowohl auf die Zukunftspläne der beiden in den Anden beziehen als auch die aktuelle Wohnsituation Karls auf einen Bauernhof beschreiben, den er selbst *Kolonie* nennt. Der Ausgang der Geschichte bleibt ungewiss, da die angekündigte Fortsetzung niemals abgedruckt wurde. Die Fantasie der Jugendlichen war also die Ausreise in die Anden, die ein gemeinsames Leben ohne die Begrenzungen und Ausgrenzungen

31 Leucht, Robert: *Dynamiken politischer Imagination. Die deutschsprachige Utopie von Stifter bis Döblin in ihren internationalen Kontexten, 1848–1930*, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 196.

32 Bruckner, Erich: »Freiland in Deutschland (Schluss)«, in: *Der Eigene* 1/8 (1896), S. 62–66, hier S. 66.

33 Merz, Karl: »Unsre Kolonie«, in: *Der Eigene* 1/9/10 (1897), S. 69–73, hier S. 71.

im Kaiserreich bedeutet hätte. Somit fügt sich die Wahrnehmung Südamerikas als Raum von Freiheit, Abenteuer, die phantasmatisch eine gemeinsame Zukunft als zusammenlebende Männer ermöglicht.

Migration blieb ein prävalentes Thema für die Redaktion und Autoren, sowie die Leserschaft von *Der Eigene*. Sie findet sich in Abhandlungen über konkrete koloniale Projekte bis hin zu lyrischen Fantasien zweier Liebhaber, die sich ein Leben fernab deutscher Moral, Ächtung und Gesetze erträumen. Die koloniale Sehnsucht der deutschen Gesellschaft nach dem später als »Platz an der Sonne« bekannten Wunsch wird im Spektrum männerbegehrender Männer vorweggenommen, die ihre gesonderten Anforderungen an Freiraum auf die zu kolonisierende Welt projizieren.

Kanonisierungsbestrebungen

Ein weiterer Aspekt kolonial-orientalistischer Sehnsüchte ist ein Vorgang, den ich als Kanonisierungsbestrebung bezeichne. Dies beschreibt Bezüge zu hoher europäischer und außereuropäischer Literatur mit Referenzen, die die Redaktion beziehungsweise Autoren als homoerotisch wahrnehmen und diese Sichtweise etablieren möchten.³⁴ So wird im 3. Jahrgang in einem Inserat das Buch *Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltliteratur* von Elisaron, Pseudonym von Elisar von Kupffer, beworben.³⁵ Hierbei wird neben Verweisen auf englische, französische und deutsche Literatur explizit auf arabische und persische Autoren verwiesen. Hafis, Sadi, Ibn Chaldun, At Tubi und König Motamid werden genannt. Die Anzeige verdeutlicht den Anspruch der Zeitschrift, gebildete Männer anzusprechen: »Jeder Gebildete, jeder Kenner der Antike, jeder Kunst- und Literaturfreund, jeder Bücherliebhaber wird an dem Werke seine Freude haben.«

Daran anknüpfend sind im Jahre 1922 unter dem Titel *Stimmen der Freundesliebe aus allen Völkern und Zeiten* übersetzte arabische Gedichte abgedruckt.

34 Keilson-Lauritz, Marita: Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift *Der Eigene*, Berlin: Verlag Rosa Winkel 1997, S. 269.

35 »Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltliteratur«, in: *Der Eigene* 1 [3]/8/9 (1899), S. 318.

Allerdings werden nicht die beworbenen Übersetzungen von Elisaron abgedruckt, sondern Gedichte anderer Dichter übersetzt durch Ferdinand Karsch-Haack. Obschon diese nicht explizit in ihrer Darstellung mann-männlichen Begehrens sind, nimmt eines von vier konkret Bezug auf die Schönheit von Jünglingen: »O schöne Zeit, wann Abendwinde wehn!/Wann Jünglinge auf welcher Erde gehn!/[...] Ich schliess mich keinem an, den ich nicht liebe [...].«³⁶ Das Motiv der orientalischen Knabenschönheit wird somit im höheren Bildungskontext aufrechterhalten und bedient.

Das Abdrucken der übersetzten traditionellen arabischen und persischen Dichtung interpretiere ich ebenfalls als Kanonisierungsanstrengung. Hier wird anhand angesehener klassischer Literatur die Universalität von Homosexualität und gleichsam Kulturhaftigkeit von Staatsgebilden, in denen sie derart offensichtlich ausgedrückt werden kann, hergestellt. Der orientalistische Verweis auf die Knabenliebe funktioniert hier als homogener Marker persisch-arabischer Kultur und stellt die Dichtung mit anderen, nicht homoerotischen Darstellungen eines Orients in einen gemeinsamen Bezugsrahmen.

Die Kanonisierungsbestrebungen in *Der Eigene* sind also zweierlei. So wird ein eigener Kanon an Literatur und historischer Persönlichkeiten, denen mann-männliches Begehren zugeschrieben wird, gebildet. Ein Kanon schafft eine gemeinsame Grundlage um eine eigene Identität zu stiften und zu sichern.³⁷ Dieser beinhaltet bewusst außereuropäische Literatur, um die Universalität des Begehrens zu betonen und sich gleichsam in eine anerkannte literarische Tradition zu stellen. Gleichzeitig werden im bestehenden Kanon deutscher Intellektueller und Akademiker Hinweise auf mann-männliches Begehren herausgearbeitet. Das Inserat betont nicht grundlos, dass die beworbene Literatur »Jeder Gebildete, jeder Kenner« etc. kennen müsse. Auf diese Weise sollen nicht nur literarische Traditionen erweitert, sondern auch bestehende Normen und Werte infrage gestellt und neugestaltet werden.

36 Karsch-Haack, Ferdinand: »Stimmen Der Freundesliebe Aus Allen Völkern Und Zeiten«, in: *Der Eigene*, 9/10 (1921/22), S. 318f., hier S. 318.

37 M. Keilson-Lauritz: Die Geschichte der eigenen Geschichte, S. 270; Daub, Adrian: »Zur Idee und Praxis eines queeren Kanon«, in: KWI-BLOG, <https://blog.kulturwissenschaft.en.de/zur-idee-und-praxis-eines-queeren-kanon/vom-11.05.2020>.

Fazit

Mein Beitrag wirft Schlaglichter auf Teile einer marginalisierten Gruppe der Kaiserzeit. Es mag zuerst verwundern, dass in der Zeitschrift *Der Eigene* koloniale und orientalistische Tendenzen derart zahl- und facettenreich vorhanden sind. Eine Kurzgeschichte mit Fantasien über Schwarze Körper, politische Bezüge zu queeren Praktiken scheinbar zeitloser Naturvölker oder sexualisierte Abbildungen gesichtsloser orientalischer Arbeiter zeigen eine Fülle von Motiven. Diese Vielfalt spiegelt sich in den Intentionen, die ich den Motiven entnehme. Die Zeitschrift soll organisieren, informieren und in einer feindlichen Gesellschaft einen Freiraum bieten. Freiraum zum Träumen von Zukunft und Freiheit, Freiraum das eigene Begehren zu entdecken, auszuleben und zu legitimieren. Möglichkeiten solcher Freiräume finden sich in imaginierten Konzeptionen des Orients und den Kolonien.

Durch wissenschaftliche Darstellungen von vermuteter Homosexualität in Natur- und/oder außereuropäischen Kulturvölkern wird die eigene Sexualität als natürlich und nicht krank, sondern gar kulturell fortschrittlich markiert. Insbesondere in *Der Eigene* wird gemäß des maskulinistischen Gesellschaftsverständnisses die Stärke und Kriegsfähigkeit der dem mann-männlichen Begehren offenen Gesellschaften herausgearbeitet und diese der abgelehnten Theorie des Dritten Geschlechts entgegengestellt. Die eigenen Konzepte kriegerischer und herrschender Männlichkeit können so auch außerhalb der heterosexuellen Matrix erhalten bleiben.

Der Unterteilung in Natur- und Kulturvölker sind Prozesse der Abgrenzung in »eigene« und »fremde« Gesellschaft inhärent. So wird zum einen vom »südländisch-orientalischen Kultureinfluß« abgegrenzt und zum anderen positiv auf arabische Hochkultur geblickt. Andere koloniale und orientalistische Referenzen dienen der Unterhaltung des weißen Blickes im engeren sexuellen Sinne. Hierbei wird die Fremde zur Projektionsfläche eigener Lust und Wünsche.

Vorstellungen von Migration und Freiheit, die auf die imaginären Freiräume in den Kolonien beziehungsweise außereuropäischen Gebieten projiziert werden, zeigten sich deutlich in der Zeitschrift. Es sind Sehnsüchte nach Freiheit und Neubeginn in der Ferne abseits des Bekannten. Ihnen inhärent ist die Vorstellung, dass es sich bei den Orten um unbeflecktes Land handelte, das es zu besiedeln galt. Dies nimmt derartige Formen an, dass männerbegehrende Männer im deutschen Kaiserreich von der Kolonialherrschaft über Freiland-

Kolonien in jenen Gebieten träumen, wo erst die koloniale Herrschaft eine Kriminalisierung mann-männlicher Sexakte etablierte.

Dieser Beitrag ist ein erster Einblick in das komplexe Spannungsverhältnis, in dem weiß-deutsche Männer standen, wenn sie sich im kolonialen Gebilde als Homosexuelle bewegten. Sie begeben sich in weiße Komplizenschaft, um sich die Freiräume zu erträumen, die die Kolonialherrschaft zerstörte. Durch stereotypisierte Darstellungen kolonialer Sehnsüchte werden in *Der Eigene* rassistische Vorurteile verfestigt: Der Orient wird als Ort hypersexueller Männlichkeit wahrgenommen, in dessen Kontext (sehr) junge Männer scheinbar immer bereit sind, mit weißen Deutschen sexuelle Akte zu vollziehen. Ebenso verfestigt sich die Trennung zwischen Natur- und Kulturvölkern, wobei Naturvölker als weniger fortgeschritten und minderwertig wahrgenommen werden. Gleichsam sind sie positiv als naturbelassen und ursprünglich gezeichnet. Selbst im marginalisierten Kontext der Zeitschrift stabilisiert demnach die Darstellung kolonialer Sehnsüchte in ihrem spezifischen Kontext die rassistische und koloniale Weltordnung.

**Berlin als Zentrum musealer Sammlung:
Kulturgüter, Mission und ›Beutekunst‹**

Die Mobilisierung von Zwangsarbeitern und die Sammlung von Kulturgütern im Ethnologischen Museum Berlin

Zwei Aspekte der Ausbeutung im kolonialen Kamerun
(1884–1916)

Sylvain Mbohou

Technischer und industrieller Fortschritt in Westeuropa im 18. und 19. Jahrhundert hatte zu einem Anstieg der Rohstoffbedarfe geführt und imperialistische Bestrebungen befördert. Doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen die Europäer, auch das Afrika südlich der Sahara in ihre Ambitionen einzubeziehen. Der Kontinent bot enormes Potential hinsichtlich seiner natürlichen Ressourcen. Während westeuropäische Mächte vom 15. bis zum 16. Jahrhundert koloniale Eroberungen, vor allem in Amerika, unternommen hatten, wurde die deutsche Lobbyarbeit für die koloniale Expansion erst nach der Gründung des deutschen Nationalstaats 1871 bedeutsam. Ein wichtiger Akteur war dabei der 1882 gegründete *Deutsche Kolonialverein*, der seit 1885 seinen Sitz in Berlin hatte. Dieser Verein war von Industriellen, Exportkaufleuten, politischen Journalisten, Anthropologen und Geographen gegründet worden, sowie von Bankiers wie Johannes von Miquel (1828–1901), vormals Direktor der *Berliner Disconto-Gesellschaft*, die ein großes Interesse an deutschen Kolonialbestrebungen hatte.¹ Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) gab nach seiner anfänglichen Abneigung gegen Kolonialprojekte dem anhaltenden Druck der Koloniallobbyisten nach. Er nutzte die Krise im Kongobecken geschickt als Vorwand, um die Berliner Kongo-Konferenz (1884 bis 1885) zu orga-

1 van Laak, Dirk: Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas, 1880 bis 1960, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2004, S. 58–66.

nisieren.² Dieser Konflikt zwischen Frankreich, Belgien und Portugal um die immensen und vielfältigen Reichtümer des Kongo hätte zu einem offenen europäischen Krieg auf afrikanischem Boden führen können. Bismarck bot sich als neutraler Vermittler an und schlug vor, die Konferenz zur Beilegung des Streits und zur Festlegung der Regeln für die künftige Kolonisierung zu nutzen.³ Gleichzeitig wurde die Konferenz zu dem internationalen Forum, das das Kaiserreich als eine der europäischen Kolonialmächte anerkannte.⁴

Die Bismarcksche Diplomatie milderte zwar die kolonialen Rivalitäten, konnte sie aber nicht aus der Welt schaffen. Nach Nordafrika wurde nun auch Zentralafrika zu einer Region, in der Rivalitäten herrschten, vor allem zwischen Frankreich, Großbritannien und Deutschland um Kamerun. In diesem Fall gelang es Deutschland, seine Vorgänger auf Kosten von Frankreich zu verdrängen. Mit der Unterzeichnung des Vertrags zwischen dem Deutschen Reich und den Douala am 12. Juli 1884 wurde Kamerun zu einem deutschen Protektorat, dem »Schutzgebiet« Kamerun. Bei genauer Betrachtung des Vertragsinhalts von 1884 wird deutlich, dass das imperialistische Deutschland den Rechtsstatus des Vertragspartners in den Folgejahren gleich doppelt verletzte: durch den gewaltsamen Zwang zur Arbeit und durch die Plünderung von Kulturgütern, von denen die meisten noch heute im Ethnologischen Museum in Berlin – damals das Königliche Museum für Völkerkunde – aufbewahrt werden. Dieser Beitrag befasst sich mit diesen beiden Aspekten.

Die formelle Annexion von Kamerun und ihre Auswirkungen

Im 19. Jahrhundert unterhielten drei europäische Großmächte Rivalitäten entlang der kamerunischen Küste. Nach dem britisch-amerikanischen Abkommen zur Abschaffung des transatlantischen Sklavenhandels von 1808/09 er-

2 Lorin, Amaury/de Gemeaux, Christine (Hg.): *L'Europe coloniale et le grand tournant de la Conférence de Berlin (1884–1885)*, Paris: Le Manuscrit 2013.

3 Am Ende des Berliner Kongresses fiel das von Pierre Savorgnan de Brazza erforschte Gebiet an Frankreich zurück, und die von Henry Morton Stanley erforschte Kongoregion ging in den Besitz von König Leopold II. von Belgien über. Cabinda fiel an Portugal zurück.

4 Berlin 1885. *La ruée sur l'Afrique* (Frankreich 2010, R: Joël Calmettes); Eckert, Andreas: »Die Berliner Afrika-Konferenz (1884/85)«, in: Jürgen Zimmerer (Hg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt: Campus Verlag 2013, S. 137–149.

richteten die Briten an der westafrikanischen Küste Stützpunkte für ihre Marineschiffe, die im Kampf gegen diesen Handel patrouillierten.⁵ Bereits 1840 schlossen sie mit den Machthabern an der Küste Verträge zur Abschaffung des Sklavenhandels im Hinterland und der Praxis ritueller Menschenopfer sowie zum militärischen Schutz ihrer Gebiete. Trotz ihres Einflusses in der Region, den sie durch die Gründung von Städten wie der Hafenstadt Victoria und die Verbreitung der englischen Sprache bereits gewonnen hatten, zögerten die Briten, ihr Protektorat über Kamerun zu errichten, wie es die politischen Führer der Douala in einer Reihe von Briefen an die englische Königin und den britischen Premierminister in den Jahren 1864, 1879 und 1881 angefragt hatten.⁶

Franzosen hatten sich, von Gabun kommend, südlich von Douala niedergelassen. Am 20. März 1842 unterzeichneten sie ihren ersten Vertrag mit dem Imale-Herrscher von Batanga, der sich bereiterklärte, sein Gebiet unter den Schutz des französischen Königs zu stellen.⁷ 1883 unterzeichnete Hauptmann Gabriel Godin (1838–1932) einen weiteren Vertrag mit Moukoko-a-Manyame, dem König von Malimba. Dieser Vertrag besagte: »The chief cedes half of his territory to France, and the French government may set up the commercial and military establishments it deems appropriate«. ⁸ Im Gegenzug erhielt der Moukoko-a-Manyame ein Zinkhaus, eine französische Flagge mit seinem Namen, ein Gewehr und dazu tausend Kugeln.⁹ Keiner dieser Verträge wurde jedoch von der französischen Regierung ratifiziert; sie hatten also keine völkerrechtliche Bedeutung im Sinne der Schlussakte der Berliner Konferenz (1884–1885).

5 Mveng, Engelbert: *Histoire du Cameroun*, Yaoundé: FeniXX réédition numérique 1984, S. 169–173.

6 Bei der Suche nach Lösungen für Streitigkeiten zwischen lokalen Machthabern fragten diejenigen an der Küste selbst eine englische Schutzherrschaft an. König Bell war der Erste, der 1864 an Königin Victoria schrieb; König Akwa folgte im Jahr 1879. Am 06. November 1881 richteten diese beiden Machthaber einen gemeinsamen Brief an den britischen Premierminister; vgl. Mveng, Engelbert: *Manuel d'histoire du Cameroun*, Yaoundé: Centre d'édition et de production pour l'enseignement et la recherche 1983, S. 167.

7 E. Mveng: *Manuel d'Histoire du Cameroun*, S. 167.

8 Ebd.

9 Ebd.

Die Deutschen waren die letzten der Europäer, die mit Kolonialambitionen an der kamerunischen Küste ankamen.¹⁰ Ihre Präsenz geht auf die Zeit um 1860 zurück.¹¹ 1868 ließ Adolf Woermann (1847–1911), einer der großen deutschen Seekaufleute und Reeder, ein Handelshaus in Douala gründen. In diesem Zusammenhang wandten sich die Eliten Doualas schließlich an die deutschen Kaufleute. Am 12. Juli 1884 unterzeichneten die Oberhäupter der Akwa und Bell sowie Vertreter der Firma Woermann und der Firma Jantzen & Thor-mählen (beide aus Hamburg) einen so genannten Schutzvertrag, der Kamerun zum deutschen Protektorat machte.¹² Gustav Nachtigal (1834–1885), der sich als Entdecker in der Sahara einen Namen gemacht hatte, wurde daraufhin von Reichskanzler Bismarck mit einigen Kanonenbooten als Sondergesandter für die Region nach Westafrika entsandt, um die deutsche Kolonisation von Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika abzusichern und zu legitimieren. Die offizielle Zeremonie in Kamerun fand am 14. Juli 1884 statt. Der englische Konsul Hewelt, der von der britischen Krone entsandt worden war, um Kamerun in Besitz zu nehmen, traf nur zwei Tage später ein. Er wurde damals als ein »too late consul« bezeichnet.¹³ Offensichtlich war es Deutschland gelungen, seine Konkurrenten im Wettlauf um Kamerun auszustechen. Die rechtliche Annexion ebnete den Weg für die territoriale Annexion.

Territoriale Annexion von Kamerun: Eroberung des Hinterlandes und Verletzung des Schutzvertrags

Nach der Unterzeichnung des Vertrags mit den Douala begannen die Deutschen mit der Eroberung des Hinterlandes, was gegen diesen Vertrag von 1884 verstieß. Dies wirft eine Reihe von Fragen auf, da die lokalen Oberhäupter eindeutig nur bestimmte Teile ihrer Souveränität aufgegeben hatten. Die folgende Bestimmung aus dem Abkommen ist sehr aussagekräftig, da sie die von den

10 Rudin, Harry Rudolph: *Germans in the Cameroons, 1884–1914. A Case Study in Modern Imperialism* (= Yale Historical Publications, Band 12), New Haven: Yale University Press 1938.

11 E. Mveng: *Manuel d'Histoire du Cameroun*, S. 167.

12 Häuptling Lock Priso von Ikory (heute Bonabéri) unterzeichnete den Vertrag nicht, da er die britische Herrschaft bevorzugte. Diese Haltung führte dazu, dass sein Gebiet von Konteradmiral Knorr bombardiert wurde. Gleichzeitig nahmen die Deutschen die Tangué (Pirogue).

13 E. Mveng: *Manuel d' Histoire du Cameroun*, S. 168.

lokalen Oberhäuptern getragenen Abtretungen hervorhebt: »We have transferred our rights of government, legislation and administration of our territory to the above-mentioned firms.«¹⁴ Das erste Problem bei diesem Vertrag war der Status der deutschen Unterzeichner, denn die Vertreter der Handelsgesellschaften hatten nicht den Status von Bevollmächtigten, die im Namen des Deutschen Reichs verhandeln oder unterschreiben konnten. Um diesen Mangel zu beheben, war Gustav Nachtigal im Namen von Kaiser Wilhelm II. entsandt worden. Auf der kamerunischen Seite handelten die Führer der Douala auf der Basis traditioneller Legitimität. Damals umfasste der Name Kamerun jedoch nur Douala und die Umgebung. Diese Region nannten die Deutschen *Kamerunstadt*.¹⁵ Die eingegangenen Verpflichtungen galten also nicht für das Hinterland. Hier wurde den Deutschen sogar der direkte Kontakt mit den Völkern des Hinterlandes untersagt.¹⁶ Die Herrscher an der Küste beabsichtigten, weiterhin die Rolle von Vermittlern zwischen diesen Völkern und den Deutschen an der Küste zu spielen.¹⁷ Die Forschungsliteratur zu dieser Zeit spricht von diesen Herrschern hauptsächlich als »Mittelsmänner«.¹⁸ Eine weitere wichtige Frage im Zusammenhang mit dem Vertrag lautet: Warum haben

14 Ebd.

15 1910 genehmigte der deutsche Gouverneur von Kamerun, Theodor Seitz, das Stadtbauprojekt für das von den Briten *Douala Town* genannte Gebiet. Die Deutschen nannten es zunächst *Kamerunstadt* und später *Douala*. Aufgrund seiner günstigen Küstenlage planten die Deutschen, es zu einem ihrer größten Häfen in Afrika auszubauen.

16 Fomin, Efuotnkeng Stephen Denis: »Les arrière-pays des espaces du commerce atlantique de la côte camerounaise. Bimbia et Douala, 1750–1850«, in: Yvon Chotard (Hg.), *L'Afrique centrale atlantique* (= Cahiers des Anneaux de la Mémoire, Bd. 14), Nantes 2011, S. 119–138.

17 Die Vorbehalte, die nach den Verpflichtungen der Machthaber an der Küsten geäußert wurden, betrafen das Territorium, das nicht an Dritte abgetreten werden konnte, die Einhaltung von Verträgen, die zuvor mit anderen ausländischen Regierungen geschlossen worden waren, die Notwendigkeit, das Landeigentum der lokalen Bevölkerung und ihrer Nachkommen zu respektieren, die Erhebung jährlicher Abgaben durch die Könige und andere Machthaber wie in der Vergangenheit, sowie die Verpflichtung der Deutschen, die lokalen und regionalen Sitten und Gebräuche zu achten, wie es im Vertrag vom 12. Juli 1884 festgelegt worden war; vgl. E. Mveng: *Manuel d'Histoire du Cameroun*, S. 168.

18 Austen, Ralph A.: »Slavery among Coastal Middlemen: The Duala of Cameroon«, in: Suzanne Miers/Igor Kopytoff (Hg.), *Slavery in Africa. Historical and Anthropological Perspectives*, Madison, WI: The University of Wisconsin Press 1977, S. 305–333.

die Häuptlinge von Douala zu Beginn des Textes erklärt, dass sie ihre Souveränität vollständig aufgeben, und später paradoxerweise auf einige Einschränkungen hingewiesen? In jedem Fall liefen diese asymmetrischen Vereinbarungen auf einen Vertrag der Täuschung hinaus. Dies kann den Widerstand erklären, den die Bevölkerung gegen die deutschen Eindringlinge organisierte, wie Engelbert Mveng hervorhebt:

To occupy Cameroon, the Germans planned to reach the Congo and Niger basins on the one hand, and Lake Chad on the other. The period of penetration would be long and difficult. The various tribes of Cameroon, in order to preserve their independence, put up great resistance to German penetration. Numerous military expeditions had to be organised to subdue them.¹⁹

Die Eroberung vollzog sich in zwei Hauptphasen. Sie begann an der Küste am 18. Dezember 1884 mit der Bombardierung der Städte Joss und Ikory. Sie endete 1899, als eine deutsche Kolonne von Süden her auf Tibati marschierte, den Lamido Mohama besiegte und entthronte. Ngaoundéré fiel 1901 und der Lamido de Rey 1902. Der Emir von Yola, Djubeiro, der sich nach Garoua und dann nach Maroua geflüchtet hatte, wurde ebenso besiegt wie der Lamido von Maroua. Im selben Jahr fielen auch die Länder Mandara, Mora und Kousseri an die deutschen Truppen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Deutschen bereits den Tschadsee erreicht.²⁰ Die Routen in diesem Gebiet wurden nun für die Nutzung durch die Besatzer ausgemalt.

Während die Deutschen das Gebiet nach ihren Plänen ›befriedeten‹, organisierten sie auch dessen Ausbeutung. Dies zeigte sich insbesondere in der Mobilisierung der lokalen Arbeitskräfte und der Plünderung von Kulturgütern.

Die wirtschaftliche Ausbeutung und der Einsatz von Sklavenarbeit

Die deutsche Kolonialplanung umfasste nicht nur Strategien zur Sicherung des Territoriums, sondern auch zur Ausbeutung der verschiedenen Ressourcen. Die Deutschen unterzeichneten eine Reihe von Abkommen (zwischen

19 E. Mveng: Manuel d'Histoire du Cameroun, S. 172.

20 Ebd.

1888 und 1894), mit Großbritannien über die Grenzen zwischen Kamerun und Nigeria und mit Frankreich über die Grenzen zwischen Kamerun und den französischen Kolonien Afrique Equatoriale Française (AEF), nämlich Tschad, Ubangi Chari, Kongo Brazzaville und Gabun. Der deutsche Rückzug aus Marokko während der Krise von 1911 wurde von Frankreich kompensiert, indem es 275.360 km² seines Territoriums von Afrique équatoriale française an Deutschland abtrat: Das daraus resultierende *Großkamerun* war um 250.000 auf fast 790.000 km² angewachsen, die Grundlage der Karte, die der Kolonialgeograph Max Moisel (1869–1920) 1913 erstellte.²¹

Diese außenpolitischen Absicherungen waren eine Voraussetzung dafür, die Verwaltung von Kamerun zu organisieren, die Bevölkerung zu kontrollieren und den Reichtum des Landes auszubeuten.²² Das erforderte eine umfassende Bestandsaufnahme der verfügbaren Ressourcen – und die dafür nötigen Erhebungen und wissenschaftlichen Untersuchungen.²³ Auf operativer Ebene enteignete die Kolonialverwaltung geeignetes Land und rief damit den erbitterten Widerstand der lokalen Bevölkerung hervor. Wie Engelbert Mveng darlegt, war dies der Fall bei den Douala-Leuten und ihrem Anführer Douala Manga Bell:

He clashed with the authorities over the expropriation of land. In 1910, the authorities wanted to occupy the Joss Plateau in Douala to house official services and the European settlement. The people of Douala, led by Chief Rudolph Douala Manga Bell, protested several times against this action, which deprived them of their land. They invoked the treaty signed with Edouard Woermann in 1884, which stated that ›The land cultivated by us and the sites on which the villages are located must remain the property of the present owners and their descendants‹.²⁴

Die Zwangsent eignung von Land durch die Kolonialverwaltung war keine deutsche Erfindung. In anderen Kolonialreichen gab es ähnliche Initiativen

21 Das Sangha-Becken mit Punkten am Ubangui (der heutigen Zentralafrikanischen Republik), dem Kongo und einem Streifen Gabuns. Diese territoriale Entschädigung war eine der Ursachen des Ersten Weltkriegs in Kamerun; vgl. E. Mveng: *Histoire du Cameroun*, S. 177–184, 193. Eyelom, Franklin: *Le partage du Cameroun entre la France et l'Angleterre*, Paris: Editions L'Harmattan 2003.

22 E. Mveng, *Histoire du Cameroun*, S. 177f.

23 Ebd., S. 183.

24 E. Mveng, *Manuel d'Histoire du Cameroun*, S. 178.

für die großflächige Plantagenlandwirtschaft, den öffentlichen Gebäude- und Straßenbau. Ebenso wurden Häfen (Douala, Tiko, Victoria und Kribi) sowie Telefon-, Telegraf- und Rundfunknetze gebaut.²⁵

Es sei darauf hingewiesen, dass das Transportproblem bereits in den Anfängen der kolonialen Ausbeutung akut war. Es mussten Wege gefunden werden, um die Ressourcen zur Küste zu transportieren. Nur von dort war der Export nach Europa möglich. Um dies zu erreichen, bediente sich die Kolonialverwaltung einheimischer Arbeitskräfte für die Beförderung. Für Albert-François Dikoume war dies der Ausgangspunkt einer durchweg kolonialen Wirtschaft.²⁶ Viele Arbeitskräfte wurden mit Hilfe lokaler traditioneller Institutionen mobilisiert, die zur Zusammenarbeit mit der Kolonialmacht bereit waren. Andere waren unkooperativ.²⁷ Da der Bedarf an Arbeit zunahm, wurden auch die Kolonialtruppen zur Unterstützung herangezogen.²⁸ Um die Produkte aus dem Hinterland an die Küste zu transportieren, verließen z.B. die mit Kautschukballen beladenen Träger die Wälder von Yokadouma (Ostregion) in Richtung Kribi (Südregion). Sie hatten mit einem unzureichenden Straßen- und Wegenetz und harten Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Der Straßenbau sollte einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der kolonialen Wirtschaft leisten, insbesondere mit der Fertigstellung der ersten modernen Straße in Kamerun im Jahr 1912, die Kribi über Lolodorf mit Yaoundé verband.

Dieses Straßennetz wurde immer dichter, insbesondere durch Brücken wie der Stahlträgerbrücke über den Sanaga bei Edea. Diese deutsche Ingenieurleistung war, wie viele andere ihrer Art, eindeutig auf Langlebigkeit ausgelegt – man glaubte fest an den dauerhaften Besitz der Kolonien. Das Straßen- wurde durch ein Schienennetz ergänzt. Telegraf- und Telefonleitungen entlang der Trassen lösten die Kommunikationsprobleme. Auch deshalb legten die Deutschen besonderen Wert auf ein Eisenbahnnetz, dessen erster Abschnitt am 11. April 1911 eingeweiht wurde. Die als *Nordbahn* bekannte

25 Ebd., S. 183.

26 Dikoume, Albert François: »Du portage comme point de départ de l'économie coloniale au Cameroun«, in: *Annales de la Faculté des lettres et sciences humaines* 1 (1985), S. 3–25.

27 Gomsu, Joseph: *Colonisation et organisation sociale. Les chefs traditionnels du Sud-Cameroun pendant la période coloniale allemande (1884–1914)*, Unveröffentlichte Dissertation, Saarbrücken 1982, S. 214.

28 Ebd., S. 219f.

Strecke führte über eine Länge von 160 km von Bonabéri nach Nkongsamba.²⁹ Eine weitere Strecke wurde zwischen Douala und Widimenge am Nyong-Fluss in Richtung Yaoundé eröffnet. Absicht der Deutschen war es, die Bahnlinie bis Adamaoua zu verlängern und so eine Verbindung zum Tschad herzustellen. Dieses Projekt wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs gestoppt. Die Eisenbahnen und Straßen führten alle von den Hafencities Douala, Victoria und Tiko ins Landesinnere.³⁰

Seit dem Wiener Kongress (1815) und der Berliner Konferenz (1884–1885) war es die erklärte Absicht europäischer Mächte, den Sklavenhandel und die Sklaverei zu bekämpfen.³¹ Es ist jedoch anzumerken, dass Deutschlands Haltung zum Thema Sklaverei gar nicht eindeutig war, da seine Kolonialbehörden die Praxis des Arbeitszwangs zur Deckung des eigenen Arbeitskräftebedarfs eindeutig tolerierte.³² Sie griffen auf verschiedene Formen der kolonialen Zwangsarbeit zurück, die der Sklaverei ähnelten.³³ Die Hauptopfer dieser Praktiken waren ehemalige Sklaven und ihre Nachkommen. Auch die Behörden selbst rekrutierten so Kräfte für Arbeiten z.B. an der Infrastruktur.³⁴ Um die Rentabilität des Territoriums zu maximieren und gleichzeitig die Ausgaben zu minimieren, legte die Kolonialmacht der unterworfenen Bevölkerung verschiedene Abgaben auf, insbesondere die Kopf- und Hüttensteuern. Aus ihrer bislang wenig monetarisierten Subsistenzwirtschaft konnten die Kolonisierten die Steuern nicht zahlen. Sie mussten sich also entweder als Lohnarbeiter, etwa auf den Plantagen der deutschen Kolonisten, verdingen oder wur-

29 Etame, Tiffany Ambre: La colonisation allemande au Kamerun, http://pedagogie.lyceesavioudouala.org/histoire-geographie/app_grande-guerre/pages/page_2a1.htm

30 E. Mveng: Histoire du Cameroun, S. 184.

31 Mbohhou, Sylvain: Le Royaume Bamum (Ouest) et le Lamidat de Banyo (Adamaoua) dans les traites négrières arabo-musulmane et transatlantique (1823 à 1923), Unveröffentlichte Dissertation, Dschang 2021.

32 Mbohhou, Sylvain: La traite des personnes entre le Royaume Bamum (Ouest) et le Lamidat de Banyo (Adamaoua) de 1895 à 1923, Unveröffentlichte Masterarbeit, Dschang, 2013.

33 Tchuemogne, Edith Nadège: De l'esclavage au travail forcé au Cameroun sous administration française, 1916–1946, Unveröffentlichte Masterarbeit, Douala 2010; Fall, Babacar: Le travail forcé en Afrique Occidentale Française (1900–1945), Paris: Karthala 1993.

34 Kaptué, Léon: Travail et main-d'œuvre au Cameroun sous régime français 1916–1952 (= Collection Mémoires africaines), Paris: L'Harmattan 1986.

den für Arbeiten aller Art zwangsrekrutiert.³⁵ Diese Formen der Ausbeutung gingen mit der Plünderung von Kulturgütern einher.

Die Aneignung von Kulturgütern für Museen in Berlin: der Fall *Mandù-Yenù*

Die imperialistischen Mächte waren sehr an afrikanischen Kulturgütern interessiert, und die Deutschen waren darin keine Ausnahme. Viele der so ›erworbenen‹ Objekte werden noch heute in Deutschland aufbewahrt. Bénédicte Savoy und Albert Gouaffo ermittelten, dass allein deutsche Museen fast 40.000 kulturelle Objekte aus Kamerun besitzen, von denen die meisten in den Magazinen eingelagert sind.³⁶ Dies ist der Fall beim *Mandù-Yenù*, dem Thron der Könige von Bamum, im Norden des Landes. Bis heute ist dieser Thron eines der zentralen Stücke in den Sammlungen des Ethnologischen Museums in Berlin. Er ist reich verziert mit Tausenden von bunten Glasperlen, denen er seinen Namen *Mandù-Yenù* verdankt, was soviel wie reich an Perlen bedeutet. Er wurde während der Herrschaft von König Mbuembue (1754–1814) geschnitzt und so verziert und darf nicht mit der in Frankreich aufbewahrten Kopie verwechselt werden.³⁷

Offiziell wurde das Originalstück angeblich 1905 von König Ibrahim Njoya (ca. 1860–1933) an Hans Glauning (1868–1908) übergeben, einem hochrangigen deutschen Offizier, als Dank für dessen Hilfe im Krieg der königlichen Armee der Bamum gegen das Königreich Nso'o im Nordwesten Kameruns.³⁸ In ihrem

35 Die koloniale Besteuerung ermöglichte es, Mittel für die Entwicklung der Gebiete aufzubringen; vgl. Cheikh, Diouf: *Fiscalité et domination coloniale. L'exemple du Sine 1859–1940*, Unveröffentlichte Masterarbeit, Dakar 2005. Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*, München: C.H. Beck 2012, S. 57ff.

36 Wagon, Louise: »Les musées allemands détiendraient 40 000 objets du Cameroun«, in: *Le Journal des Arts* vom 07.06.2023, <https://www.lejournaldesarts.fr/patrimoine/les-musees-allemands-detiendraient-40-000-objets-du-cameroun-166841>

37 Das heutige Musée du Quai Branly – Jacques Chirac in Paris beherbergt 70.000 Schätze aus Subsahara-Afrika. Das sind etwa zwei Drittel der afrikanischen Artefakte, die sich noch in Frankreich befinden; vgl. Cassan, Clara: »Le rapport Sarr-Savoy sur la restitution du patrimoine culturel africain, vers une nouvelle éthique relationnelle«, in: https://itsartlaw.org/2019/01/31/the-sarr-savoy-report-restituting-colonial-artifacts/#_edn4

38 Nguonso, der Gründer des Nso'o-Königreichs im Nordwesten Kameruns, Nshare Yen, der Gründer des Bamum-Königreichs im Westen Kameruns, und Fombam, der Gründer des Mbam-Königreichs in Zentralkamerun, gehörten alle zu derselben Geschwis-

Expansionsstreben hatten die Bamum schon einen ersten Krieg gegen die Nso geführt, der aber mit einer vernichtenden Niederlage für die Bamum und dem Tod von König Nsangou im Jahr 1885 endete, dessen Schädel von den siegreichen Nso aufbewahrt wurde. In der Tradition der Bamum werden die Schädel der Könige in der Königsgruft (*fum*) aufbewahrt. Es war daher die Aufgabe seines Nachfolgers, einen Weg zu finden, ihn zurückzuholen. Mit der entscheidenden Hilfe modern ausgerüsteter deutscher Soldaten gelang es dem König Njoya, den Schädel seines Vaters zu bergen. Nach diesem Krieg erhielt Njoya bunte Uniformen aus Berlin und Bayern als Geschenk des deutschen Militärs. Die Deutschen erhofften sich dafür eine Gegenleistung: Njoyas majestätischen *Mandù-Yenù*. Tatsächlich war der Kontext, in dem dieses Kulturgut exportiert wurde, durch die asymmetrische Macht der beteiligten Akteure gekennzeichnet, was vor allem darauf schließen lässt, dass es sich um ein »forced gift« handelte. Felix von Luschan (1854–1924), der Direktor der Afrika- und Ozeanien-Abteilungen im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin, erhielt es schließlich dank einiger denkwürdiger Tricks, die er sich mit Hilfe des deutschen Militärverwalters ausgedacht hatte. Dieser eigentlich königliche Besitz wurde in dem Berliner Museum erstmals 1908 öffentlich ausgestellt. Als Zeichen der Ergebenheit Ibrahim Njoyas gegenüber dem deutschen Kaiser wurden den Deutschen zahlreiche weitere Artefakte »angebotener«. Der majestätische Thron kam offiziell nach Deutschland im Austausch gegen ein Linsengericht: eine Garnitur von Instrumenten für eine Militärkapelle.³⁹

Daher der historische Disput und das Verhalten des derzeitigen Königs der Bamum bei seinem Besuch im Ethnologischen Museum Berlin am 11. Juni 2023, als er entgegen dem Protokoll auf dem Originalthron seiner Vorfahren Platz nahm – und nicht auf dem ihm zu diesem Anlass zugedachten Sitz.⁴⁰

tergruppe. Diese verließen nach einer Erbfolgekrise Rifum im heutigen Bankim, um eine neue Lebensgrundlage zu suchen.

39 Geary, Christraud M.: *The Voyage of King Njoya's Gift: A Beaded Sculpture from the Bamum Kingdom, Cameroon, in the National Museum of African Art, Seattle/Washington*: University of Washington Press 1994. Geary, Christraud/Njoya, Adamou Ndam: *Mandu Yenu. Bilder aus Bamum, einem westafrikanischen Königreich 1902–1915*, München: Trickster Verlag 1985. Hermann, Oswald: *SM Nabil Mbombo Njoya retrouve le Trône de son arrière-grand-père*, <https://fr.allafrica.com/stories/202306120700.html> vom 12.06.2023.

40 *La venue à Berlin d'un trône royal issu du Cameroun en 1908*, <https://www.radiofrance.fr/franceculture/podcasts/les-cours-du-college-de-france/la-venue-a-berlin-d-un-trone-royal-issu-du-cameroun-en-1908-6279156> vom 07.06.2023.

Nach der Enteignung des Originals durch die Deutschen fertigten die Bamum eine Kopie des Königsthrons an. Die Franzosen, die 1916, während des Ersten Weltkriegs, die neuen Herrscher Kameruns geworden waren, gerieten mit dem Königreich Bamum in Konflikt. Aufgrund des französischen Drucks ging König Njoya 1933 ins Exil, wo er noch im selben Jahr starb. Seinen Thron beschlagnahmten sie; er wird noch heute in Paris im Museum Quai Branly (auch bekannt als Musée des arts et civilisations d'Afrique, d'Asie, d'Océanie et des Amériques) aufbewahrt. Mit anderen Worten: Im Rahmen der asymmetrischen Beziehungen zu den europäischen Mächten während der Kolonialzeit wurde das Original des königlichen Bamum-Throns nach Berlin gebracht, und die dann angefertigte Kopie wurde nur drei Jahrzehnte später nach Frankreich gebracht. Seitdem wurde eine weitere Kopie geschaffen und von den verschiedenen Bamum-Königen bis heute benutzt.

Die Hypothese, dass die königlichen Gegenstände an die Europäer verkauft oder verschenkt wurden, ist höchst unwahrscheinlich. Das Problem der Rückgabe wurde nicht zuletzt durch den Bericht von Felwine Sarr und Bénédicte Savoy zur Restitution afrikanischer Kulturgüter von 2018 aufgeworfen. Durch die Restitution können diese Objekte ihre Oecumene zurückerhalten. Die kulturelle Bedeutung der *Mandù-Yenù* spiegelt sich in dem Plan wider, den Thron im neuen Museum der Bamum-Könige in Foumban zu bewahren, dem historischen, politischen, religiösen und kulturellen Zentrum der Bamum im Westen des Landes.

Fazit

Mit seinen verschiedenen Vorzügen und vor allem seiner strategischen Lage im westlichen Zentralafrika zog Kamerun zwangsläufig die Begehrlichkeiten der europäischen Kolonialmächte auf sich. Deutschland leitete seine Herrschaft in Kamerun durch den Douala-Vertrag vom Juli 1884 ein. Die wirtschaftliche Ausbeutung und die Sammlung von Kulturgütern durch die Deutschen zwischen 1884 und 1916 waren wesentliche Elemente ihrer Hegemonie und der kolonialen Ausbeutung in Kamerun. Nach der Eroberung des Hinterlandes bestand die Strategie zur Sicherung des Territoriums nicht nur darin, mit anderen europäischen Mächten Abkommen über die Festlegung der Grenzen der Kolonie zu schließen, sondern auch und vor allem darin, eine effiziente Verwaltung sowie eine Straßen- und Bahninfrastruktur aufzubauen. Dies schuf einen Rahmen auch für die Zwangsmobilisierung und den

Transport lokaler Arbeitskräfte sowie den Abtransport der Güter des Landes. Die Infrastruktur begünstigte auch die Durchsetzung von verschiedenen Formen der erzwungenen Arbeit für die wirtschaftliche Ausbeutung des Territoriums. In gewissem Maße erinnern diese Formen an die Sklaverei, denn die Unterschiede zwischen den beiden Weisen der Arbeitsausbeutung waren fließend. Die europäischen Kolonialmächte, die zuvor am transatlantischen Sklavenhandel beteiligt waren, hatten nun ein Interesse daran, afrikanische Arbeitskräfte vor Ort auszubeuten, anstatt sie weiterhin in die ›Neue Welt‹ zu exportieren.

Auch das Sammeln afrikanischer Kulturgüter war Teil dieser alles übergreifenden Logik der kolonialen Ausbeutung. Dies gilt insbesondere für den prominenten Fall des *Mandù-Yenù*, des Königsthrons der Bamum, der bis heute im Ethnologischen Museum Berlin aufbewahrt wird. Darin spiegelt sich die historisch gewachsene Asymmetrie im Verhältnis zwischen Afrika und Europa. Die Restitution und Rückführung solcher bedeutenden Kulturgüter ist Teil eines Prozesses zur Korrektur dieser Asymmetrien. Das erfordert auch die Entwicklung einer neuen Wahrnehmung des Andersseins, wie etwa in dem Bericht von Felwine Sarr und Bénédicte Savoy dargelegt.

Missionsgesellschaften als Akteure der Kolonial-Moderne

Das Beispiel der deutschen Kolonie Kamerun 1884–1914¹

Richard Tsogang Fossi

Die u.a. von der Industriellen Revolution eingeleitete Epoche der Moderne ist gekennzeichnet durch Massenproduktion und -zirkulation von Waren, die die Welt auf ganz neue Weise vernetzten und den Geschmack der Menschen für fremde Güter verfeinerten. Industriegüter wurden von Europa in die ganze Welt verschifft, und von auswärts gelangten überwiegend Rohstoffe und Genussmittel nach Europa, aber auch kulturell bedeutsame Objekte. Vieles davon fand dort Eingang in die Ess- und Unterhaltungsgewohnheiten der Menschen, nicht zuletzt in den populären »Völkerschauen«.² Bei den Transfers kultureller Objekte spielten ethnologische, Naturkundemuseen und zoologische Gärten bzw. Zoos eine tiefgreifende und problematische Rolle.³ Koloniale Ideologien trieben diesen Waren- und Kulturtransfer auf verschiedene Weise an.⁴ In diesem Prozess spielten auch Missionsgesellschaften und Missionare eine große Rolle, nicht nur als Mitschöpfer der Kolonialideologie⁵, sondern auch bei der problematischen Zirkulation von Waren und nicht zuletzt von Kulturgütern.

1 Vielen Dank an Lilja-Ruben Vowe und Klaus Weber für ihre hilfreichen Anmerkungen zu diesem Artikel.

2 Vgl. Thode-Arora, Hilke: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1989.

3 Vgl. Wessely, Christina: Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne, Berlin: Kadmos 2008; Gouaffo, Albert: Wissens- und Kulturtransfer. Das Beispiel Kamerun – Deutschland (1884–1919), Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.

4 Vgl. Bade, Klaus J.: Friedrich Fabri und der Imperialismus in der Bismarckzeit Revolution – Depression – Expansion, Freiburg i.Br.: Atlantis 1975.

5 Dies gilt für den Inspektor der Rheinischen Mission, Ernst Friedrich Fabri (1824–1891), der für die neue Kolonialbegeisterung der 1880er Jahre in Düsseldorf und Rheinland verantwortlich war. Vgl. K.J. Bade: Friedrich Fabri; Soenius, Ulrich: Koloniale Begeis-

Auch in dieser Hinsicht war Kamerun als eine der künstlerisch reichsten Regionen Zentralafrikas besonders interessant für koloniale Durchdringung und Mission.⁶

Im Folgenden möchte ich zeigen, wie bestimmte Eliten in der Hauptstadt des Kaiserreiches diese Momente der Kolonial-Moderne tiefgreifend steuerten, indem sie nicht nur die Missionare an ihre kolonialen Ambitionen banden, sondern auch indem die Missionare selbst diese Rolle mit ausgeprägtem Sinn für den eigenen Nutzen erfüllten.

Positionierung Berlins in der führenden Rolle der Kolonial-Moderne

Im Jahr 1884 fand in Berlin die sogenannte Kongo-Konferenz (27. Nov. 1884–26. Febr. 1885) statt, zu der Reichskanzler Otto von Bismarck eingeladen hatte. Ziel war es zunächst, den Freihandel für europäische Mächte im Kongo-Becken sicherzustellen, doch schließlich legte sie den Grundstein für die weitgehende Besetzung Afrikas und seine vollständige Aufteilung unter den Kolonialmächten.⁷ Unterstützt wurde das in Deutschland von verschiedenen Afrikaforschungsgesellschaften, Grenz- und Militärexpeditionen und deren medialer Popularisierung in Karten, Kolonialzeitungen und Atlanten. Das Auswärtige Amt in Berlin finanzierte solche Aktivitäten aus seinem um 1878 eingerichteten Afrikafonds.⁸ Die neuen Grenzziehungen im

terung im Rheinland während des Kaiserreiches, Köln: Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv zu Köln e.V. 1992, S. 21.

- 6 Von ca. 2500 afrikanischen »Objekten« im Museum der Basler Mission (heute Museum der Kulturen) stammen ca. 1100 Stücke aus Kamerun allein. Vgl. Gardi, René: Kunst in Kamerun. Waldland und Grasland. Ausgewählte Stücke aus den Sammlungen des Museums für Völkerkunde Basel und der Basler Mission. Begleitschrift zur Ausstellung im Museum für Völkerkunde und Schweizerisches Museum für Volkskunde Basel, Basel: Schwabe & Co 1994, S. 7.
- 7 Vgl. Gründer, Horst: »Der ›Wettlauf‹ um Afrika und die Berliner Westafrika-Konferenz 1884–1885«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin: Berlin Edition 2002, S. 19–23; Owona, Adalbert: La Naissance du Cameroun, Paris: L'Harmattan 1996, S. 38ff; vgl. La Conférence De Berlin/ Part 1, en Partenariat avec Onombe Guilombi, https://www.youtube.com/watch?v=Sa6c_c9ul7s. Siehe auch Buchner, Max: Bruchstücke eines Tagebuchs aus dem ersten Beginn unserer Kolonialpolitik 1884/1885 München: Piloty & Loehle 1914, 55ff. und 63ff.
- 8 Hafeneder, Rudolf: Deutsche Kolonialkartographie 1884–1919, Dissertation, München: Universität der Bundeswehr 2008, S. 28.

Sinne europäischer Interessen führten auch zur Zwangsvereinigung bis dahin autonomer Königreiche. Daraufhin gab es zähe Widerstände der lokalen Gemeinschaften in Afrika, die teils bis 1914 anhielten.⁹

All das zielte darauf ab, den Kontinent einem neuen Rechtsduktus zu unterwerfen, ihn zu verteilen und auszubeuten. Dies drückte sich maßgeblich in der Haltung des Berliners Jesko von Puttkamer (1855–1917) aus, von 1895 bis 1906 Gouverneur der Kolonie Kamerun:

Wenn man einen eingeborenen Häuptling fragt, wie weit das Land ihm gehört, so zeigt er ganz bestimmt irgendwo im Urwald eine Grenze, jenseits derer dann das Gebiet des nächsten Stammeshäuptlings beginnt, so daß es freies oder herrenloses Land nach den Angaben der Eingeborenen überhaupt nicht gibt [...]. Ich habe nun diesen Standpunkt von vornherein nicht anerkannt, sondern bin bei der Einteilung des Landes nach dem bewährten Grundsatz verfahren, daß nur dasjenige Land Eigentum der Eingeborenen ist, was sie im Moment der Auseinandersetzung tatsächlich bebauen.¹⁰

Das so beschlagnahmte Land verpachtete er an oft in Berlin ansässige Plantagen und Konzessionsgesellschaften und Missionen.¹¹ Hier war nicht nur der Drang nach neuen Märkten für die Waren aus europäischer Massenproduktion sowie der koloniale Agrarkapitalismus am Werk, sondern auch das europäische Rechtsverständnis zu Landeigentum, und all das speiste die Meistererzählung der Kolonial-Moderne.¹²

Auf kultureller Ebene zeigte sich der Ehrgeiz der Kolonialisten nicht nur in dem pangermanistischen Bestreben, »deutsche Sitten und Kultur« in den Kolonien zu verbreiten¹³, sondern auch darin, dass Berliner Institutionen sich

9 LeGall, Yann: »Nur mit Gewalt zu erlangen«. Militärische Gewalt und Museumssammlungen«, in: Mikael Assilkinga et al. (Hg.), *Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland*, Heidelberg: Reimer 2023, S. 113–140.

10 Puttkamer, Jesko von: *Gouverneursjahre in Kamerun*, Berlin: Silke 1912, S. 103–104.

11 Vgl. den Beitrag von Tristan Oestermann in diesem Band.

12 Merkmale dieser Meistererzählung waren etwa bessere Technik, mehr wirtschaftliches Wachstum, Demokratie, bessere Wissenschaft etc. auch für die kolonialen Räume. Vgl. Simo, David: »Kolonisierung als Modernisierung? Modernisierungsdiskurse und koloniale Praxis«, in: *Decolonize Berlin/ECCHR* (Hg.): *Dekoloniale Rechtswissenschaft und -praxis*, Berlin 2024, S. 116–133, hier S. 120–121.

13 Vgl. Djomo, Esaie: »Des deutschen Feld, es ist die Welt«. Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik. Ein Beitrag zur Geschichte im historischen Kontext. St Ingbert: Röhrig Verlag, 1992.

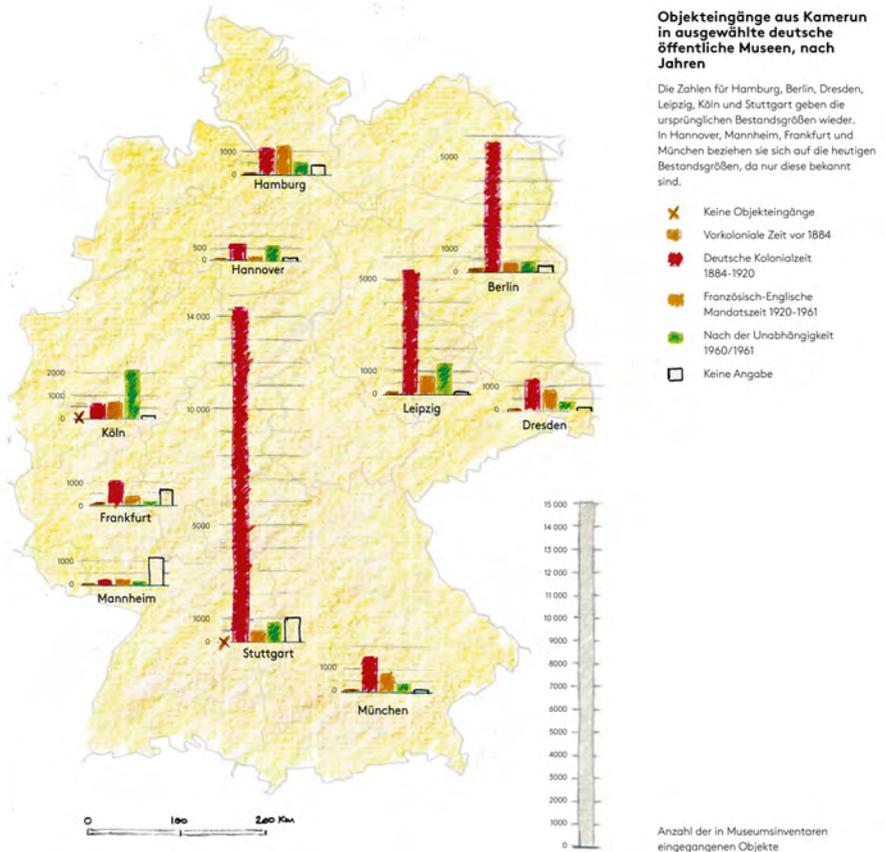
besonders für die dort vorgefundenen Kulturgüter der Kolonisierten interessierten. Die unbändige Extraktionsgier, die die ethnologischen Museen wie »trächtige Flusspferde« anschwellen ließ¹⁴, beruhte jedoch nicht auf Empathie und genuinem Interesse für fremde Kulturen. Die Sammlung ihrer Erzeugnisse war vor allem ein Mittel, um die Primitivität der Kolonisierten zu beleben und die Kolonisierung als notwendige Zivilisierungsmission darzustellen. Mit der Errichtung großer ethnologischer Museen und Naturkundemuseen, mit Kolonialausstellungen und Völkerschauen¹⁵, mit auf Bestellung herbeigeschafften lebenden Tieren wie dem vermeintlich »ersten deutschen Elefanten« aus Kamerun für den Berliner Zoo,¹⁶ festigte man die Rolle Berlins als Hauptort der wissenschaftlichen Erforschung und populären Darstellung fremder Kulturen. Der namhafte französische Soziologe und Anthropologe Marcel Mauss (1872–1950) stellte 1907 fest: »Aber in Berlin, dem Sitz einer Art Mutterhaus, befindet sich noch immer das Zentrum aller Studien« zu diesen Feldern.¹⁷ Schon 1889 wurde Berlin zudem durch eine Rundverfügung des Bundesrats zur deutschen Zentralstelle für »Ethnografica« aus den Kolonien bestimmt. So sollten alle in den Kolonien »gekauften«, erbeuteten oder beschlagnahmten Kulturgüter ausschließlich in die Hauptstadt geschickt werden; erst danach konnten allenfalls Dubletten je nach Bedarf an andere deutsche Museen weitergegeben werden.¹⁸ Der Kaufmann und Generalbevollmächtigte der Firma Gesellschaft Nordwest-Kamerun, Adolf Diehl, berichtete über die politisch-militärischen Folgen dieser Maßnahmen vor Ort:

[D]ie meisten der Offiziere sammeln privat. Ich habe meine Sachen von einem Unteroffizier der Schutztruppe durch Vermittlung unserer Herren in

-
- 14 Leo Frobenius, zitiert nach Bergner, Felicitas: »Ethnologisches Sammeln in Afrika während der deutschen Kolonialzeit. Ein Beitrag zur Sammlungsgeschichte deutscher Völkerkundemuseen«, in: *Paideuma* 42 (1996), S. 225–234, hier S. 227.
 - 15 Vgl. Gouaffo, Albert: »Prinz Dido aus Kamerun im wilhelminischen Deutschland«, in: Pascal Blanchard et al. (Hg.): *MenschenZoos: Schaufenster der Unmenschlichkeit*, Hamburg: Les Éditions du Crieur Public 2012, S. 296–303.
 - 16 Vgl. Breuer, Lindiwe: »Der ›erste deutsche Elefant‹«. Ein kamerunischer Elefant auf Bestellung«, in: Assilkinga et al., *Atlas der Abwesenheit* (2023), S. 185–195.
 - 17 Savoy, Bénédicte: »Im Namen der Wissenschaft. Zur Erforschungsgeschichte der Kamerun-Bestände in Berlin im 20. Jahrhundert«, in: Mikael Assilkinga et al. (Hg.): *Atlas der Abwesenheit*. (2023), S. 229–262, hier S. 230.
 - 18 Von Briskorn, Bettina: *Zur Sammlungsgeschichte afrikanischer Ethnografica im Übersee-Museum Bremen 1841–1945*, Bremen: Übersee-Museum 2000, S. 65ff.

Bamum gekauft. Es ist sehr schwer von diesen etwas zu erhalten, da ausdrücklich die ganze Beute als Kriegsbeute bezeichnet und für Berlin reserviert wird.¹⁹

Abbildung 1: Eingänge von Objekten in deutschen Museen vor der Kolonialzeit (ocker), während der deutschen (1884–ca 1916–1919, rot), der französisch-britischen Kolonialzeit (1919–1960/61, orangen) und nach der Unabhängigkeit 1960/61 (grün).



Aus Atlas der Abwesenheit, 2023, S. 60.

19 Adolf Diehl an Karl Weule in Leipzig am 29.09.1908, Leipzig, MVL Archiv SKD 1910/3.

Diese Politik der Zentralisierung in der Stadt führte zu einer massiven Konzentration von ca. 75.000 Objekten aus Afrika²⁰ und anderen außereuropäischen Regionen, von denen ca. 7150 über die Inventarnummern Kamerun zugeordnet sind. Davon sind heute nur noch ca. 5500 Objekte vorhanden.²¹ Manche Stücke wurden aber zunächst von privaten Sammlern wie dem Bankier Ernst von Mendelssohn-Bartholdy (1846–1909) betreut, bevor sie in weiter gespannte Handelsnetzwerke übergingen.²² Hinzu kommen ca. 6000 sogenannte menschliche Überreste – Skelette, Schädel, Knochen²³ – von denen über 400 Stück aus Kamerun kommen. Tausende und Abertausende von Botanica, Mineralogica und Zoologica aus jener Zeit sind noch heute in Sammlungen in Berlin zu finden. Die Verstrickungen der Missionsgesellschaften mit diesen Wegnahme-Prozessen und die Spuren, die das im kollektiven Gedächtnis Kameruns hinterlassen hat, möchte ich im Folgenden durch zwei konkrete Beispiele erläutern: in der Involvierung dieser Gesellschaften in der Kolonialwirtschaft einerseits und in der Entführung von fremden, teilweise sakralen Kulturgütern andererseits.

Christliche Missionen in Kamerun 1840–1916

Lange vor Beginn der formellen Kolonialisierung Afrikas im Jahr 1884 hatten sich englische und jamaikanische Baptisten an der Küste des heutigen Kamerun niedergelassen. Nachdem die Briten ab 1809 gegen den transatlantischen Sklavenhandel vorgingen und in den 1830er Jahren auch die Sklaverei auf Jamaika und in weiteren Kolonien vermeintlich abgeschafft hatten, setzte Großbritannien sich als Nation von Abolitionisten ins Bild, die Sklavenhandel und

20 Im Jahre 1925 zählte das EM Berlin 60.182 Gegenstände aus Afrika, von denen nur ca. 3.300 aus der Periode vor der Kolonialzeit (vor 1884) stammten. Vgl. Krieger, Kurt: »Hundert Jahre Museum für Völkerkunde Berlin. Abteilung Afrika«, in: Baessler-Archiv 21 (1973), S. 101–140, hier S. 105f.

21 Vgl. die Studie Assilkinga, Mikael et al. (Hg.): Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland, Heidelberg: Reimer 2023.

22 Dies gilt z.B. für ein Konvolut von 519 Ethnografica und 300 Zoologica, die Dr. Alfred Mansfeld 1908 nach Deutschland schickte. Sie endeten 1909 in St Petersburg in Russland. Vgl. MARKK-Archiv: 101–1 No. 70.

23 Heeb, Bernhard/Mulinda Kabwete, Charles: Human Remains from the Former German Colony of East Africa. Recontextualization and Approaches for Restitution Wien/Köln: Böhlau Verlag 2022, S. 15.

Sklaverei in Afrika selbst bekämpfte. Die Arbeit der Baptist Missionary Society an diesen Küsten wurde folglich als humanistisches Streben nach Befreiung dieses Gebiets von dieser Plage gleichgesetzt.²⁴ Post- und dekoloniale Neubewertungen zeigen dagegen die frühen kolonialen Ambitionen in Afrika auf, bei denen Missionare als »soft power« eingesetzt wurden, um die Bevölkerung zu erweichen und so ein friedliches Vordringen ins Landesinnere zu ermöglichen.²⁵ Dies geschah unter dem Deckmantel moderner Meistererzählungen wie Heidenbekehrung, Abolitionismus, »legitimen Handel«, Zivilisierung. Der transatlantische Sklavenhandel sollte nun vom sogenannten »legitimen Handel« abgelöst werden, bei dem Europäer ihre Industriewaren dort absetzten und im Gegenzug afrikanische Rohstoffe wie Palmöl, Palmkerne, Kopra, Kautschuk und Elfenbein sowie Genussmittel wie Kakao oder Kaffee von dort einfuhrten. Während sie sich als Überbringer einer angeblich überlegenen Zivilisation darstellten²⁶, ging es tatsächlich um begehrte Waren für den Kolonialkapitalismus.

Die englischen Baptisten blieben bis 1886 an der Küste Kameruns. Als das Kaiserreich das Gebiet 1884 im Zuge des »Scramble for Africa« erwarb, zog es vor, die deutschsprachige Basler Mission, die seit 1827 in der Goldküste tätig war²⁷, zu einem Partner seines Kolonialunternehmens zu machen.²⁸

24 Vgl. Ardener, Shirley G.: *Eye-Witnesses to the Annexation of Cameroon 1883–1887*, Buea: Government Press 1968, S. 6–11; van Slageren, Jaap: *Les Origines de l'Eglise Evangélique du Cameroun. Missions européennes et christianisme autochtone*, Leiden: Brill 1972; Steiner, Paul: *Kamerun als Kolonie und Missionsfeld*, Basel: Verlag der Baselmisionsbuchhandlung 1912, S. 23ff.; Kum'a Ndumbe III: *Das deutsche Kaiserreich in Kamerun. Wie Deutschland in Kamerun seine Kolonialmacht aufbauen konnte 1840–1910*, Douala: *AfricAvenir/Exchange & Dialog* 2008, S. 57ff. und 132ff.

25 Vgl. Kange Ewane, Fabien: *Semences et moisson coloniales. Un regard africain sur l'histoire de la colonisation*, Yaoundé: CLE 1985; Ndille, Roland: »Missionaries as Imperialists: Decolonial Subalternity in the Missionary Enterprise on the Coast of Cameroon 1841–1914«, in: *International Journal of African Society, Cultures and Traditions* 7 (2019), S. 23–35.

26 Gründer, Horst: *Christliche Mission und deutscher Imperialismus. Eine politische Geschichte ihrer Beziehungen während der deutschen Kolonialzeit (1884–1914) unter besonderer Berücksichtigung Afrikas und Chinas*, Paderborn: Schöningh 1982, S. 21.

27 Vgl. Kühnle, Karl: *Die Arbeitsstätten der Basler Mission in Indien, China, Goldküste und Kamerun*, Basel: Verlag der Missionsbuchhandlung 1895, S. 46.

28 Vgl. Wurm, Paul: *Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. Nach Berichten der Missionare Keller, Schuler, Süellenberg, Schürle und Dinkelacker*, Basel: Verlag der Missionsbuchhandlung 1904.

Das Kaiserreich wollte die religiöse Betreuung seiner »Untertanen« nicht einer konkurrierenden Kolonialmacht wie England überlassen. Aufgrund des Kulturkampfes in Deutschland – ausgelöst u. a. durch die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas des Stellvertreters Gottes auf Erde durch Papst Pius IX (1792–1878) –, in dem Otto von Bismarck (1815–1898) den Einfluss der katholischen Kirche im neu geschaffenen Kaiserreich zurückdrängen wollte, sahen der Kanzler und liberale Denker in den Katholiken eine Gefahr auch für die Kolonien.²⁹ Um 1887 legten sich diese Spannungen, sodass 1890 die katholische Kongregation der Pallottiner unter der Leitung von Pater Heinrich Vieter (1853–1914) ebenfalls zur Mission in Kamerun beitragen konnte.³⁰ 1912 kamen weitere katholische Gesellschaften ins Land: die *Weißten Väter* und die *Herz-Jesu-Väter*.³¹ Andere protestantische Missionsgesellschaften in der Kolonie waren ab 1891 die *Deutschen Baptisten* aus Berlin Steglitz, aber auch die Amerikanischen *Presbyterianer*, die allerdings schon um 1878 in Efulan und Kampo im Süden des Landes aktiv gewesen waren.³² Zu erwähnen sind aber auch die *Native Baptist Churches* im Lande selbst, die auf die lange dort tätigen englischen Baptisten zurückgingen.³³

Der Weltkrieg setzte der deutschen Kolonialherrschaft in Kamerun ein Ende. Schon ab 1916 vertrieben französische Kolonialtruppen alle Deutschen aus der Kolonie, die einfach als »Kriegsbeute« galt. Die katholischen deutschen Missionen wurden durch die französischen Kongregationen von *Saint-Esprit* und von *Sacré-Coeur de Saint-Quentin* ersetzt³⁴, die Basler und die Baptistischen

-
- 29 Cassirer, Philipp: »Als der deutsche Kanzler einen Krieg gegen den Papst führte«, in: *Welt* online, <https://www.welt.de/geschichte/article243586653/Kulturkampf-Als-Bismarck-sich-mit-den-Katholiken-anlegte.html> vom 05.02.2023.
- 30 Skolaster, Hermann: *Die Pallottiner in Kamerun. 25 Jahre Missionsarbeit 1890–1916*, Limburg/Lahn: Verlag der Kongregation der Pallottiner 2014 [1924].
- 31 Vgl. Berger, Heinrich: *Mission und Kolonialpolitik in Kamerun während der deutschen Kolonialzeit*, Immensee: Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft 1978, S. 182ff.
- 32 Vgl. von Chamier-Glisczinski, Hans: *In Kamerun. Reise- und Expeditionsskizze eines ehemaligen Schutztruppenoffiziers*, Berlin: Reimar Hobbing 1925, S. 86; Knauer, F.G.: »Jahresbericht der Baptistenmission in Kamerun 1. Juli 1898 bis 30. Juni 1899«, in: *Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete*, Berlin: Ernst Siegfried Mittler 1900, S. 94–98.
- 33 H. Gründer: *Christliche Mission*, S. 138.
- 34 Vgl. Ngongo, Louis: *Histoire des forces religieuses au Cameroun*, Paris: Karthala 1982; Eyizoo, Salvador: »L'expulsion des missionnaires allemands du Cameroun pendant la première guerre mondiale à travers la correspondance des Pères français Barreau et Hermann«, in: *Mémoire spiritaine* 21 (2005), S. 116–132.

Missionen durch die *Société des Missions Évangéliques* de Paris, dem französischen Zweig einer internationalen protestantischen Organisation.³⁵

Missionen, Kolonialwirtschaft, Kulturgutsentzug

Die christlichen Missionen hoben besonders ihre Rolle in der sogenannten Heidenbekehrung hervor, auch in Europa, wo man befürchtete, dass Proletarisierung und Urbanisierung eine Entchristlichung unterbürgerlicher Schichten bewirkte.³⁶ Tatsächlich jedoch erwiesen die Missionen sich auch als Agenten der Kolonialwirtschaft. Die »Erziehung« der Kolonisierten »zur Arbeit« bzw. zu Fleiß, Hygiene und vermeintlich zivilisierte Errungenschaften wie europäische Kleidung, Schule und Architektur³⁷ sollten laut den Generalakten der Berliner Kongo-Konferenz zur »Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage« beitragen. Diese Pseudophilanthropie ging mit der »Unterdrückung der Sklaverei und des Negerhandels« einher³⁸, bei der die Mission als einer der Hauptakteure fungieren sollte. Dabei verblüfft, wie der vormalig von Europäern betriebene transatlantische Sklavenhandel verschwiegen wurde, um nun Afrika zur Inkarnation der Grausamkeit zu machen, die demnach nur von Europa aus beendet werden konnte. Susan Thome zufolge kommt dies einer Manipulation gleich, um die Verantwortung für den Sklavenhandel anderen Personen aufzubürden:

35 Vgl. J. van Slageren: *Les Origines*, S. 133ff.

36 Vgl. Thome, Susan: »The Conversion of Englishmen and the Conversion of the World Inseparable. Missionary Imperialism and the Language of Class in Early Industrial Britain«, in: Frederick Cooper/Ann Laura Stoler (Hg.): *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley u.a.: University of California Press 1997, S. 238–262, hier S. 242–243 und 249; David, Thomas/Schaufelbühl, Janick: »Protestantische Wohltätigkeit und der Wohlfahrtsstaat in der Schweiz, 1850–1914«, in: Rainer Liedtke/Klaus Weber: *Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Paderborn: F. Schöningh/W. Fink 2009, S. 39–54, hier S. 46–49.

37 Vgl. Rattschiller, Linda: »Material Matters. The Basel Mission in West-Afrika and Commodity Culture around 1900«, in: Dies./Karolin Wetjen (Hg.), *Verflochtene Mission Perspektiven auf eine neue Missionsgeschichte*, Köln: Böhlau 2018, S. 117–139; K. Kühnle: *Die Arbeitsstätten*.

38 Vgl. Generalakte, [https://de.wikisource.org/wiki/General-Akte_der_Berliner_Konferenz_\(Kongokonferenz\)_vom_27.02.2010](https://de.wikisource.org/wiki/General-Akte_der_Berliner_Konferenz_(Kongokonferenz)_vom_27.02.2010).

The rationale for foreign missions shifted accordingly, from atonement for European guilt to a mechanism through which Africans might be lured into alternative forms of trade. The expansion of Christianity was increasingly promoted as an adjunct to the expansion of ›legitimate‹ commerce, a means of ›civilizing‹ the world's ›barbaric races‹, now considered peculiarly susceptible to savage cruelties like slavery. Thus were Africa and Africans transformed in the course of Britain's age of reform from the victims to the villains of antislavery invective.³⁹

Auf deutscher Seite erkannten sich die Missionen in der Kolonialpolitik des Reiches wieder, trotz verschiedener Reibungsmomente.⁴⁰ Sie betrachteten ihre Arbeit daher als Teil der Kampagne, die darauf abzielte, »faule Wilde« zu zivilisieren, um aus ihnen »brauchbare Menschen« zu machen⁴¹, denen man auch »deutsche Ordnung und Sitte« beibringen sollte.⁴² Doch hier zeigt sich einer der Widersprüche des modernistischen Kolonialdiskurses: Die sogenannte Erziehung zur Arbeit entpuppte sich als mehr oder weniger geschickte Rechtfertigung von Zwangsarbeit oder Sklaverei. Der amtierende deutsche Generalkonsul, der Arzt Max Buchner, schlug sogar vor, die Zwangsarbeit »Arbeitspflicht« zu nennen, damit sich der empfindsame Europäer nicht irritiert fühlte.⁴³

Diese »Erziehung der Schwarzen« sollte auch auf Missionsplantagen stattfinden. Laut dem amtlichen Missionsbericht anlässlich der 1896 in Berlin ausgerichteten Kolonialausstellung sollten sich die Missionen nicht auf religiösen Unterricht und Beten beschränken, sondern sie sollten auch auf »materiell civilisatorische[m] Gebiet« wirken, wie Plantagenwirtschaft, Anlage von Wegen und Farmen, Produktion von Ziegelsteinen.⁴⁴ So ließen die Pallottiner ihre Gläubigen, auch die SchülerInnen, auf den Missionsplantagen arbeiten, als Gegenleistung für die »umsonst« ausgehändigten Bücher und weite-

39 Thome, Susan: »The Conversion of the Englishmen« (1997), S. 249.

40 Vgl. H. Gründer, Horst: Christliche Mission, S. 85.

41 Nach Buchner seien die Duala »vielleicht die allerfaulsten, widerspenstigsten Neger, die es gibt«. Durch ihr Zwischenhandelsmonopol – so echaufferte sich Buchner – machen sie Gewinne von bis zu 300 Prozent, und arbeiten deshalb nicht. Vgl. Buchner, Max: Kamerun und Betrachtungen, Leipzig: Duncker & Humblot 1887, S. 165.

42 Hofmeister, J.: »Jahresbericht der Baptistenmission in Kamerun 1. Juli 1898 bis 30. Juni 1899«, in: Jahresbericht (1900), S. 94–95.

43 Vgl. M. Buchner: Kamerun, S. 179 und 182.

44 Meinecke, Gustav: Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896, Berlin: Reimer 1897, S. 128.

res Schulmaterial. »Auch Bücher religiösen Inhalts, wie Katechismus, Biblische Geschichte rc., machen keine Ausnahme von dieser Regel.«⁴⁵ Dies wurde als Kampf gegen die »Faulheit« gerechtfertigt, wie man im Bericht von Pater Heinrich Vieter noch nachlesen kann: »Die Mission geht von dem Grundsatz aus, dass man durch Geben und Schenken kein *zur Trägheit neigendes Volk* erziehen und bessern kann.«⁴⁶ Die Pallottiner waren im Oktober 1890 in der Kolonie angekommen und begannen ihre Tätigkeit um 1894 auf dem Kamerunberg, wo sie die Missionsstation Engelberg errichteten – also unmittelbar nach der militärischen Unterwerfung der Bakweri (einer Bevölkerungsgruppe in Kamerun) und der Zwangsenteignung ihres Landes für Regierungsbauten und Kolonialplantagen.⁴⁷

Abbildung 2: Pallottiner Missionsstation Engelberg am Kamerunberg.



<https://truvok.com/architecture-coloniale-allemande-au-cameroun/>

45 Vieter, Heinrich in: Jahresbericht (1900), S. 99.

46 Ebd.

47 Dominik, Hans: Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen, Berlin: Mittler 1901, S. 110.

Gouverneur von Puttkamer betrachtete diesen Landraub als Mittel, »europäisches Kapital und europäische Kulturarbeit gegen Unverstand und Unkultur [...] nach Kräften« zu schützen.⁴⁸ Sehr schnell fügte sich die Mission in dieses System eines kolonialen Agrarkapitalismus ein. Bereits 1899 meldete Pater Vieter dort gar 50 Hektar Kakaopflanzung für die *Pallottiner-Missionsgesellschaft* aus einer Gesamtfläche von 550 Hektar »Missionsland« an⁴⁹ und deutete dies als Teilaspekt »europäischer Kultur«:

Im Großen und Ganzen muss gesagt werden, dass die Bakweri-Leute, auf deren Gebiet Engelberg liegt, den Bestrebungen der Mission und europäischer Kultur wenig Interesse entgegenbringen [...] Konservativ an ihren heidnischen und Buschgebräuchen hängend, betrachten sie mit Abneigung die ›neue Zeit‹, selbst wenn der Nutzen der Neuzeit ihnen hier und da einleuchtet.⁵⁰

Die Bakweri erscheinen demnach einfach als Feinde der »Modernität«/»Zivilisation«. »Modern« scheint hier nicht nur der/diejenige zu sein, der/die dem »Aberglauben« und der »Vielweiberei«⁵¹ den Rücken zuwendet, sondern sich auch auf Plantagen verdingen lässt.⁵² Tatsächlich hat die Plantagenwirtschaft zur massenhaften, intra- und inter-kolonialen Deportationen von Menschen,⁵³ zur Ausbreitung von Krankheiten und zum Tod geführt.

48 Vgl. J. von Puttkamer: Gouverneursjahre, S. 104.

49 Für einen Hektar benötigte man durchschnittlich zwischen 1333 und 1500 Kakaopflanzen. Gründer, Horst: Christliche Mission und deutscher Imperialismus. Eine politische Geschichte ihrer Beziehungen während der deutschen Kolonialzeit (1884–1914) unter besonderer Berücksichtigung Afrikas und Chinas. Paderborn: Schöningh 1982, S. 159.

50 H. Vieter in: Jahresbericht (1900), S. 102.

51 Zu den Bakweri urteilte Vieter: »Außer der Trägheit sind Vielweiberei und ein krasser Aberglaube der Bekehrung dieses Volksstammes sehr hinderlich«; ebd., S. 102.

52 Vieter berichtete aus einem Jahr (1899/1900), als die koloniale Plantagenwirtschaft in der Region um den Kamerun Berg boomte. Um 1900 gab es nicht weniger als 20 große Plantagensellschaften, unterstützt durch die Expertise der 1891 gegründeten staatlichen Versuchsstation in Viktoria (heute Limbe).

53 Vgl. Azoulay, Ariella Aisha: Potential History. Unlearning Imperialism, London/New York: Verso 2019, S. 26; Buchner sah sogar in der »Losreißung aus dem heimatlichen Schlendrian« von »manchen Arten von Menschen« ein Gesetz, damit sie »zu höheren Leistungsfähigkeit« kommen können, da sie in ihrer Heimat »am wenigsten taugen«. Vgl. M. Buchner: Kamerun, S. 175f.

Im kulturellen Bereich erwiesen sich die christlichen Missionen auch als eifrige Akteure der Kulturvernichtung und Kulturgutverlagerung im Namen der Modernisierung, etwa durch Gewalt, Kauf, Täuschung.⁵⁴ Durch ihre Transportnetzwerke⁵⁵ trug vor allem die Basler Mission zur Verschleppung von unterworfenen bzw. in Geiselhaft genommenen Herrschern⁵⁶ und erbeuteten Kulturgütern bei.⁵⁷ Hier zeigt sich eine Diskrepanz zwischen der propagierten sozialreligiösen Philanthropie und Toleranz einerseits, und ihrem zerstörerischen Umgang mit den vorgefundenen Religionen andererseits. Ein Begleiter des Basler Missionars Jakob Keller⁵⁸ berichtete:

Endlich gab ein Dualla von der Küste den Ausschlag: »Früher waren wir Duala die Männer und ihr Buschleute wart die Weiber. Wenn wir etwas sagten, so gehorchtet ihr. Jetzt sind wir auch Dualla Weiber, und die Weißen Leute sind die Männer. Was sie uns sagen, haben wir zu thun[!].« Das schlug durch. Die Absetzung der Fetische wurde beschlossen. Die Versammlung strömte auseinander. Bald kamen sie wieder, und was für wunderliche Sachen brachten sie zum Vorschein! Götzenbilder mit scheußlichen Fratzen, Masken von wilden Thieren[!], die die Zauberer anlegen, um die Leute damit zu schrecken, bunte Federmützen, die große Götzentrommel ... Ein ganzer Berg wurde aufgetürmt und dann in Brand gesteckt.⁵⁹

54 Vgl. Awono, Ndzodo: Der deutsche koloniale Raub in Afrika: die Kamerun-Sammlung im Übersee-Museum Bremen im Fokus der Provenienzforschung, Dissertation, Hamburg: Universität Hamburg 2022, S. 93ff.

55 Für das Beispiel der Speditionsunternehmen wie Homann & Co. oder R. Müller, vgl. ein Konvolut von 114 kg, das 1902 im Namen des berüchtigten Hauptmanns Hans Glauning (1868–1908) an das Berliner Museum für Völkerkunde geschickt wurde. Glauning leitete, zusammen mit dem Kommandeur der Schutztruppe in Kamerun, Oberst Pavel, sogenannten Strafexpeditionen gegen die Ngolo, die Bangwa, die Bafut, die Mankon.

56 Tsogang Fossi, Richard: »Mbome a Pep. Kritische Biografie«, in: Assilkinga et al., Atlas der Abwesenheit (2023), S. 406–407. Vgl. für die Geiselnahme Mbomes, Bundesarchiv FA 1/102, Bl. 71–83.

57 Vgl. Adametz, Karl: »Bericht über die Beschaffung von Objekte durch Gewalt«, SMB-ZA 1/MV_743_Bl._80f.

58 Zu Keller siehe Sprute, Sebastian-Manès: »Keller, Jakob. Kritische Biografie«, in: Assilkinga et al., Atlas der Abwesenheit (2023), S. 394–396.

59 SMB Archiv 1/MV 777 E 80/99, Bl. 125.

Abbildung 3: Ein Beispiel der erwähnten Tiermasken, hier ein »Nyati«, 1887 von Dr. Eugen Zintgraff mitgenommen.



Inv.-Nr. C III 3752, EM Berlin. Foto: EM Berlin.

Der Bericht stilisiert Keller, der sich sowohl beim Raub als auch bei der Vernichtung sakraler Objekte besonders hervorgetan hatte, in militärischer Rhetorik zu einem »triumphierenden Feldherrn«, der seine »Siegesbeute im Gefolge hinter sich« führe. Indem der bis dahin mächtige Duala-Mensch ohnmächtig gemacht wurde – »Weib« – übernahmen die eindringenden Weißen die Macht und wurden metaphorisch zu »Männern«. Mit anderen Worten: Wer nicht gehorchte, musste es auf der eigenen Haut spüren »und zwar hart«, wie es der Kolonialoffizier Hans Dominik formulierte. Das Land Bankon (auch als Abo bekannt) und seine Umgebung, wo Keller stationiert war, wussten sehr wohl, dass die Soldaten der Weißen nicht weit entfernt waren und unerbittlich waren. Dort hatte Leutnant Dominiks Einheit, verstärkt durch im Sudan angeworbene Söldner⁶⁰, kaum zwei Jahre zuvor Aktionen unternommen, die er in seinen 1901 veröffentlichten Memoiren kolonialromantisch beschrieb:

Da saß ich nun am Mittag meines ersten Geburtstages in Afrika inmitten des brennenden Mpako. Krachend stürzten die brennenden Häuser zusammen, roth[!] schlug die Lohe gen Himmel, Frauen und Kinder irrten ratlos umher, laut aufkreichend, wenn sie auf einen bekannten Gefallenen stießen[!], denn echt afrikanisch – mit dem Bajonett – hatten die Sudanesen gearbeitet. Zum ersten Male hatte ich die Bestie im Menschen entfesselt gesehen und noch stand ich unter dem Eindruck all des Grausigen, als die ersten

60 H. Dominik: Kamerun, S. 1f.

Patrouillen, die den Fliehenden in den Wald nachgesetzt waren, jubelnd mit allen möglichen Beutestücken beladen, eintrafen.⁶¹

Zwischen 1890 und 1900 gab es in dieser Region nicht weniger als 15 »Strafexpeditionen« in einem Umkreis von etwa 150 Kilometern. Dabei kamen Hunderte von Menschen ums Leben.⁶² Für die Auslieferung von Kultobjekten der lokalen Herrscher trat manchmal die Kolonialregierung selber energisch ein.⁶³

Die nach Deutschland verschleppten Kultgegenstände, samt Fotos und der in den einheimischen Sprachen verfassten Literatur usw., sollten in Kolonialausstellungen und Missionsmuseen als Beweis für den angeblichen Fortschritt des christlichen Bekehrungswerks im »heidnischen Land« dienen.⁶⁴ Der oben angeführte Augenzeugenbericht deutet auf weitere Strategien der Missionare hin, wie den Rekurs auf biblische Parabeln, die des »goldenen Götzenbildes Nebucadnezars« und der »Gluth des feurigen Ofens«. Eine die afrikanischen Gesellschaften spaltende Strategie bestand darin, dass man Neubekehrte dazu brachte, bei ihren eigenen Leuten eine Art Gehirnwäsche und ikonoklastische Aktionen vorzunehmen.⁶⁵ Dabei wurden z.B. »unter lauten Freudenausbrüchen die Fetische zur Vernichtung« ausgeliefert.⁶⁶ Die von den Missionaren verursachte ikonoklastische Kulturzerstörung ging bis hin zu physischen, gegen die Menschenrechte verstoßenden Attacken, nachdem die Leute sich für den »lebendigen Gott« der Christen und gegen »die tothen [!] Götzen« erklärt hatten:

Mit Freude presste das Volk zu und drängte auf den Häuptling, dass er seinen Sohn, den er im Waldesdickicht zum Fetischmann ausbilden ließ, herbeischaffte. Das lange Haar, das er sich zum Zeichen seiner Heiligkeit stehen

61 Ebd., S. 36.

62 Vgl. Y. LeGall: »Nur durch Gewalt...«, S. 113–137.

63 Dies gilt für den Bakundu-Herrscher Makia, King von Mokonye, der 1897/1898 nach Kampo deportiert wurde, weil er sich weigerte, auf Aufforderung des stellvertretenden Gouverneurs, Theodor Seitz, seine Kultobjekte auszuliefern. Über den damaligen dortigen Kolonialbeamten Leopold Conradt gelangte 1899 ein Konvolut von mehr als 700 Objekten in Berlin. SMB I/MV 721, E 759/99, Bl. 191ff.

64 Vgl. G. Meinecke: Deutschland, S. 121.

65 Vgl. Strother, Zoë S.: »Breaking juju, breaking trade. Museums and the culture of iconoclasm in southern Nigeria«, in: RES: Anthropology and Aesthetics 67/68 (2016/2017), S. 21–41.

66 SMB Archiv I/MV 777 E 80/99, Bl. 125.

ließ, wurde abgeschnitten. Wieder schleppte man Götzenbilder und andere Abzeichen des Götzendienstes in Menge herbei.⁶⁷

Das Haupthaar war/ist in vielen Kulturen ein besonders wichtiges Element des Körpers. Es kann Ehre, Respektabilität, Schönheit und Prestige verleihen. In anderen Kulturen wird es durch besondere Pflege auch zu einem heiligen Element mit schamanischer Kraft, z.B. für die Wahrsagekunst.⁶⁸ Andererseits kann sein Verlust Gefahr oder Trauer signalisieren – oder Schande, wie es etwa bei im Nationalsozialismus zwangsweise geschorenen Frauen geschah.⁶⁹ In Kamerun ging das einher mit Kolonialraub und Verarmung.⁷⁰ Die Zwangsschur des Sohnes in der obigen Passage bedeutet daher nicht nur die Verletzung seiner körperlichen Unversehrtheit und moralischen Schaden im Namen der christlichen Religion, sondern auch ausdrücklich die absichtliche Zerstörung seiner übernatürlichen spirituellen Kraft. Mit »Götzenbildern« waren oft Masken gemeint, aber was verband man mit »anderen Abzeichen«? Und wer war der »Fetischmann« eigentlich?

Dieser war der lokale Mediziner bzw. Heiler. Ein besonders wichtiges Werkzeug seiner Heilkunst bestand/besteht immer noch in Wahrsageinstrumenten, die je nach Kultur oder Person unterschiedliche Formen annehmen (siehe Bild unten). Bis ins 20. und 21. Jahrhundert tradierte Praktiken können das veranschaulichen. So verwendet der Heiler Soufo Toukam (*1967) in Batoufam Kaurimuscheln, die er mit einem Korb schüttelt und auf den Boden wirft. Vor ihrem Tod im Jahr 2012 benutzte Mama Mengue in Mvomeka'a einfach ein spezielles Öl, mit dem sie sich die Augen rieb, um die »Tür zur unsichtbaren Welt« zu öffnen, während Sa'a Dieuh in Bayangam (verstorben 2000) unter anderem ein kleines Büffelhorn benutzte, das bestimmte getrocknete Fruchtkerne mit besonderen übernatürlichen Kräften enthielt. Wenn er das Horn schüttelte, indem er Inkantationen aussprach, erzeugte es entweder ein klickendes Geräusch oder gar keines. Das wurde entsprechend interpretiert. Samuel Djomgang in Batoufam (* ca. 1945) verwendet zwei kleine flache, mit Kauris versehene Matten aus geflochtenen Fasern, die er meditativ von

67 Ebd.

68 Vg. Tsogang Fossi, Richard: »Teile lebender Menschen als Museumobjekte. Die Aneignung von Haartrachten im Kolonialen Kontext«, in: Assilkinga et al., Atlas der Abwesenheit (2023), S. 173–183.

69 Vgl. Le Fur, Yves (Hg.): Cheveux chéris. Frivolités et trophées, Paris: Musée du Quai Branly/Actes Sud 2012.

70 R. Tsogang Fossi: Teile lebender Menschen, S. 173–183.

links nach rechts schweben lässt. Jean-Pierre in Koum-Yetotan (* ca. 1960) verwendete bis vor kurzem gemahlene Kürbiskerne, die er in zusammengebundenen Bananenblättern kochte.⁷¹ Diese wenigen Beispiele zeigen, wie der/die Heiler/in mithilfe seiner/ihrer Mittel eine Verbindung zum Jenseits oder eine Kommunikation mit den Vorfahren erreichen kann. Die Geräte fungierten/fungieren wie eine Art traditioneller Diagnosemaschinen, mit denen die Ursachen von Krankheiten oder die Ursprünge eines Unglücks bestimmt werden, etwa so wie man eine Bakterienkultur anlegt, um die passenden Antibiotika zu bestimmen.

Die kosmisch-spirituelle und funktionale Harmonie dieses Ganzen wurde durch die gewaltsame Verbringung der Objekte nach Berlin und ihre Integrierung in eine museale Zuordnung rücksichtslos gebrochen. Die abgebildeten sakralen Objekte sind ein sprechender Beleg für die von Missionaren und Museen betriebene Zerstückelung der Religionen und Bräuche der autochthonen Bevölkerungen. Solche Gegenstände wurden/werden in Kombination miteinander verwendet. Die obige Deckeldose enthielt zehn Quarz-Steine, acht kleine Knochen, sechs Baumrindstücke, vier Krebscheren, zierliche kleine Hörnchen, Ölpalnmusskerne, ca. 32 Schuppen von in der Region lebenden Schuppentieren, und einen flachen Korb zum Schütteln.⁷² Je nach Region war es auch üblich, solche Schachteln zum Transport einer Erdspinne oder von (Gegen-)Giften zu verwenden. In Kriegs- und Jagdzeiten dienten die Substanzen dazu, durch Giftpfeile verursachte Wunden zu heilen, oder Pfeile zu vergiften. Mithilfe von Erdspinnen konnte man sich auf Reisen zurechtfinden oder in Kriegszeiten den Standort des Feindes herausfinden. Sie wurden im Rahmen der musealen Einordnung und Inventarisierung profaniert und voneinander getrennt: Die Sakralität degeneriert so zu bloßen Nummern.

71 Nach dem Kochen konnte er durch die Form des gehärteten Breis die Ursache eines ihm vorgetragenen Problems »sehen«. Der/Die Patient:in konnte den harten Brei dann als erste Phase seines/ihrer Heilungsprozesses essen.

72 Vgl. auch Seidel, H.: »Ein Wahrsagegerät aus Kamerun«, in: *Globus* 70 (1896), S. 177f.

Abbildung 4–7: Deckeldose zur Aufbewahrung von Wahrsageräten, Hölzer, Knochen und kleine Quarze.



EM Berlin, Inventarnummer III C 7573: Deckeldose zum Aufbewahren der Wahrsagegräte; III C 6400 a-f Hölzer; III C 6403 g: Knochen; III C 6404 a-g: kleine Steine (Quarz), Kamerun, Basler Missionsgesellschaft, 1896/97.

Der fieberhaft betriebene Raub bzw. die Zerstörung von Kulturgütern durch die Missionare wurden damals von anderen Konkurrenten beschrieben. Der Händler Diehl, der über 4000 Objekte an deutsche Museen lieferte, berichtete von der Zerstörung der Elong-Figuren in Duala: »Die Basler Mission, die fast in jedem größeren Dualadorf eine Schule hat, hat zur Ausrottung des

Elong erfolgreich beigetragen und hunderte von Elong-Hütten abgebrannt.«⁷³ Der »Elong« war eine zwei bis drei Meter hohe, mehrfarbig geschnitzte Holzstatue, die bei den Duala hochheilig war und von dem gleichnamigen Bund, dem Elong, verwendet wurde.⁷⁴ In der Vernetzung mit staatlichen ethnologischen Museen agierten Missionare als Zerstörer von Kulturgut, aber auch als Lieferanten von Zoologica, Mineralogika und Botanica in innerkolonialen und transnationalen Netzwerken. Nicht einmal die Überreste Verstorbener wurden respektiert.⁷⁵

Das obige Weissagungsgerät ist in Hinsicht der Zerstückelung interessant: Er zeigt eine kosmologische Kombination von Welten, z.B. durch Elemente aus der Tier- und Pflanzenwelt, der mineralischen und der Wasserwelt sowie der Erde selbst und durch menschliche Artefakte. Nur durch diese Kombination wurde die wahrsagerische Kraft erreicht, ähnlich wie bei einem alchemistischen Verfahren zur Umwandlung von Metallen in Gold. Die kolonial-willkürliche Zerstückelung führt zur Disharmonie, zur Dislokation von Welten, zur Entmachtung der Objekte und des/der Wahrsagers/Wahrsagerin. Wie dieses sehr begehrte Sakralobjekt ins Museum kam, scheint indes ein Zufall zu sein, ein Missverständnis zwischen dem Völkerkundemuseum und dem Missionssuperintendenten und späteren Missionsinspektor der Berliner Mission sowie dem Inspektor der Berliner Stadtmission, Alexander Merensky h.c. (1837–1918). Das ist in einem Brief des Direktors der Abteilung Afrika und Ozeanien im Völkerkundemuseum Berlin, Felix von Luschan (1845–1924), zu lesen:

Seiner Hochwürden Missions-Inspektor Oehler [in Basel, T.F.],

Euer Hochwürden,

einer Mittheilung an Herrn Missions-Superintendenten Merensky zufolge ist es nicht Ihre ursprüngliche Absicht gewesen, dass die uns am 6.11.1896 von ihm übergebenen Wahrsagegeräthe [!] aus Kamerun als Geschenk an unser Museum übergehen sollten. Der Herr Superintendent hat sie uns aber

73 Adolf Diehl an Karl Weule in Leipzig am 29.09.1908, Leipzig, MVL Archiv SKD 1910/3.

74 Vgl. Tsogang Fossi, Richard: »Museen, Missionen und koloniale Kulturgutverlagerung«, in: Assilkinga et al., Atlas der Abwesenheit (2023), S. 141–155.

75 Vgl. Briefwechsel Missionar Alfred Scheve/Karl Nacho Steane/Felix von Luschan, 1904/1905, SMB I/MV 447, Bl. 11. Vgl. auch den Beitrag von Julia Binter, Jan Hüsgen und Julia Richard in diesem Sammelband.

als Geschenk übergeben und wir haben sie als solche behandelt und amtlich inventarisiert. Eine Rücksendung der Stücke ist unter diesen Umständen ausgeschlossen; wir würden aber ein sehr großes Gewicht darauflegen, dass unsere im vorigen Jahre durch Ihre Güte und Zuvorkommenheit so freundlich eingeleiteten Beziehungen sich dauernd ungetrübt und zu beiderseitigen Nutzen erhalten und festigen möchten [...].⁷⁶

Das klingt nach Einschüchterung, nach Beschlagnahmung wie in der Kolonie. Wie in der Kolonie wird auch hier versucht, das Gerät durch ein Angebot zur Zusammenarbeit, ein Versprechen und ein Geschenk abzumildern. Schließlich schickte das Museum der Mission als »Gegengabe« ein Exemplar des »Offiziellen Berichts der Kolonialausstellung von 1896« mit dem enthusiastischen Hinweis, es habe darin »die Schenkungen Ihrer Missionsanstalt ausdrücklich hervorgehoben.«⁷⁷ Gleichzeitig forderte das Museum unverschämt die restlichen Teile des Geräts an – den Schüttelkorb und den Holzbehälter. Karl Käser, der Hausvater und Oberaufseher des Missionsmuseums, schickte sie am 27. Oktober 1897 nach Berlin. Merensky selbst bot 1909 dem Völkerkundemuseum Objekte zum Kauf an.⁷⁸

Dieser Fall ist außerdem ein gutes Beispiel für die verschiedenen Formen von Abwesenheit, Verlust und Unsichtbarmachung im Museum: Man weiß nicht, woher das Gerät wirklich stammt, wem es gehörte, wie die Mission es erhalten hat.⁷⁹ Von den 7248 Inventarnummern aus Kamerun im heutigen Ethnologischen Museum Berlin haben 662 Nummern nur »Kamerun« als Herkunft, bieten also keine besondere Hilfe für eine Provenienzforschung. Außerdem wurden die vier Krabbenscheren und acht kleine Knochen, die zu dieser Box gehörten, zum »Kriegsverlust« erklärt; der Status des flachen

76 Luschan an Basler Missionsinspektor Theodor Oehler, 20.10.1897, SMB I/MV/718, E 1262/97, Bl. 131.

77 Er besagt: »Die lange Reihe von wichtigen Stücken aus Kamerun, die auf der Ausstellung vertreten waren, schließt würdig eine ganz besonders wertvolle und kostbare Sammlung von Wahrsageräten, die seither auch als Geschenk der Baseler Missions-Gesellschaft an das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt ist«; G. Meinecke: Deutschland, S. 253.

78 Es handelte sich um ein Konvolut aus Afrika und der Südsee. Vgl. SMB I/MV 746, E 308/09 Bl. 67.

79 Im Museuminventar hat man »Missionsgesellschaft Barmen« als »Objektgeber«, die Basler Mission als »Sammler« und August Wilhelm Schreiber als »Veräußerer«, und bei H. Seidel sogar den Namen des Missionars Schüler. Wie diese Akteure interagierten, ist leider nicht dokumentiert.

»Korbs zum Schütteln« und der drei kleinen Hörnchen ist »unbekannt«. Von den initial 125 Schuppen sind nur noch 32 vorhanden etc. Dies hat auch eine schwerwiegende Auswirkung auf einen möglichen Antrag auf Rückgabe des Kultobjekts.

Kolonial-missionarische Tätigkeiten in literarischer Erinnerung

Die Aufarbeitung der von der kolonialzeitlichen Mission betriebenen Zerstörungen durch Medien wie der Literatur hat bislang kaum das Interesse der Forschung erweckt. Die Debatte über die Entführung von Kultobjekten benötigt auch solche Perspektiven für die Bereicherung der Diskussion, z.B. indem Künstler:innen bzw. Autor:innen aus den jeweiligen Ländern sich die Momente der Einführung der christlichen Religion als Topos ihrer Erinnerungsromane aneignen.

Trotz der tiefen Einbettung der christlichen Religionen im heutigen Kamerun erinnert man sich im Rahmen immer schärfer werdender, postkolonialer bzw. dekolonialer Aufarbeitungsprozesse an den religiösen Zusammenprall als brutalen Moment, bei dem die christlichen Missionen als Handlanger des Kolonialregimes erscheinen. Die Literatur ist seit den 1960er Jahren ein wichtiges Medium für diese Formen multimedialen und multidirektionalen Erinnerns geworden.⁸⁰ Missionarische Gewalt bei der Wegnahme und Zerstörung von Kultobjekten wird dabei im Allgemeinen als »Zynismus« und als »Tragödie« gedeutet, wobei der Zynismus als »verletzender, bissiger Spott, Schamlosigkeit« mit einem Unterton von Grausamkeit und Unerbittlichkeit, und die Tragödie als »trauriges, erschütterndes Ereignis« verstanden werden.⁸¹ Damit verbunden ist also eine traumatisierende Geschichte. Ein Beispiel ist die Inszenierung eines »Rettungsszenarios« durch einige christliche Missionare im fiktiven Dorf Bitutuk in Jean Ikelle-Matibas Roman *Adler und Lilie in Kamerun*. Dem schwer erkrankten Sohn eines einflussreichen Mannes namens Ndong-Baken konnte der einflussreiche lokale Mediziner nicht mehr weiter helfen. Da griffen die Missionare ein und versprachen Heilung. Die Bedingung war

80 Vgl. Ikelle-Matiba, Jean: *Adler und Lilie in Kamerun. Lebensbericht eines Afrikaners*, Tübingen: Horst Erdmann 1966; Philombe, René: *Un Sorcier blanc à Zangali*, Yaoundé: CLE 1969; Nganang, Alain Patrice: *Mont Plaisant*, Paris: Philippe Rey 2011.

81 <https://www.dwds.de/wb/Trag%C3%B6die>

aber die Bekehrung der ganzen Familie, und die Auslieferung aller Kultgegenstände, wie es aus den realitätsnahen Erinnerungen der Romanfigur Frantz Mômha hervorgeht:

Die Missionare begannen nun, gegen die Fetischisten vorzugehen, die Medizinmänner lächerlich zu machen und Zauberer zu verdammen, indem sie mit aller Entschiedenheit erklärten, dass einzig und allein ihr Gott verehrt werden dürfte. Alle anderen seien nur Idole und Manifestationen von Bösen. Sie trieben ihren Zynismus sehr weit und verlangten, wir sollten ihnen alle unsere religiösen Symbole aushändigen. Und hier beginnt die tragische Seite der Bekehrung. Man brachte ihnen alles. Aufzählungen wären unmöglich, meistens waren es die schönsten Dinge, die die afrikanische Kultur hervorgebracht hatte.⁸²

Die Methoden der Missionsgesellschaften sind ein wichtiger Aspekt der Kolonisation, den die Autor:innen subversiv bearbeiten. Die moderne Medizin als Hilfsmittel zur sogenannten Heidenbekehrung im Roman von Ikelle-Matiba, oder der Gebrauch von Bonbons und anderen Süßwaren als Lockmittel für Kinder bzw. Katechumenen, wie die Erzählerin in Alain Patrice Nganangs *Mont Plaisant* zeigt⁸³, die wütende Zerstörung der lokalen Kultobjekte, die Aufforderung an die Einheimischen, ihre Religionen aufzugeben, die Annahme der neuen Religion als bloße Abwehrstrategie gegen die omnipräsent drohende Zwangsarbeit⁸⁴ sind wichtige Erinnerungstopoi dieser Romane.⁸⁵ Das Verweben von Geschichte und literarischer Fiktion ermöglicht eine differenzierte, transgressive Aufarbeitung der Missionstätigkeit in der Kolonialzeit.

Schlussbetrachtung

Dieser Beitrag hat gezeigt, inwiefern Berlins Positionierung als ein führender Ort der Planung und Koordination kolonialer Ausbeutung und Aneignung schwerwiegende Folgen für Kamerun auf politischer, wirtschaftlicher, kartografischer und kultureller Ebene nach sich zog. Die destruktive Rolle der Mis-

82 J. Ikelle-Matiba: Adler und Lilie, S. 55.

83 A.P. Nganang: *Mont Plaisant*, S. 94.

84 Vgl. Mbembe, Achille: *Afriques indociles. Christianisme, pouvoir et État en société post-coloniale*, Paris: Karthala 1988.

85 Siehe auch R. Philombe: *Un Sorcier*, S. 25.

sionsgesellschaften als Akteure der Kolonialmoderne zeigt sich nicht nur in den direkten Auswirkungen der Methoden der »Bekehrung« sondern auch im Bereich der Kolonialwirtschaft und dem Raub von Kulturgütern zur Verbringung ins »Mutterland«, und dort vor allem nach Berlin. Die kolonial-missionarische Dämonisierung der Kolonisierten und ihrer Religionen ging dem Raub unzähliger religiöser Objekte voraus, die teils unwiederbringlich zerstört, teils als Beweis der sich im »Heidenland« positiv entwickelnden Mission nach Berlin gebracht wurden. So wie die Kultgegenstände bei dieser Verbringung einen Bedeutungswandel erlebten, erfuhr auch die christliche Religion in den Kolonien eine Transformation und eine andere Funktionalisierung. Die Kolonialzeit ist vorbei, nicht aber ihre bis heute quälenden Nachwirkungen, auch im religiösen Bereich. In der Aufarbeitung der kolonialen Missionsgeschichte bieten auch Erinnerungsformen der modernen Literatur Kameruns ein Potential.

Der Beitrag von Missionar:innen zur Kolonialmetropole Berlin

Eine kritische Analyse wirtschaftlicher und kultureller Verflechtungen

Julia Binter/Jan Hüsgen/Julia Richard

1881 verkaufte der Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft Carl Gottlieb Büttner 139 Objekte, die er von OvaHerero, Nama und #Nukhoen erworben hatte, an das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. In einer Publikation über seinen Aufenthalt auf dem Gebiet des heutigen Namibia rühmte Büttner sich, die Objekte – oder *cultural belongings*, wie sie in Namibia heute genannt werden¹ – nach langen Verhandlungen zu einem guten Preis im Tauschhandel gekauft zu haben. Zunächst hätten die OvaHerero, Nama und #Nukhoen »horrende Preise« in Form von importierten Waren verlangt. Erst der Rückgriff auf seine Herde als Tauschmittel hätte die Veräußerung der laut

1 Die Bezeichnung »Objekt« für materielle Kultur beschreibt den Bedeutungswandel, den Kulturgüter durch die Integration in Museen vollziehen. Diese Objektifizierung von Dingen wurde vielfach kritisiert und es wurden Alternativbegriffe eingeführt, die auf die regional und historisch spezifischen Translokationskontexte von Kulturgütern verweisen. Im Pazifischen Raum wird z.B. »Objekt/Subjekt« verwendet um der spirituellen Kraft und Präsenz der Ahn:innen, die den Dingen innewohnt, Rechnung zu tragen. Vgl. Edwards, Elizabeth/Gosden, Chris/Phillips, Ruth B. »Introduction«, in: Elizabeth Edwards/Chris Gosden/Ruth B. Phillips (Hg.), *Sensible objects: colonialism, museums and material culture*, Oxford: Berg 2006, S. 1–31. In Namibia wird derzeit, mit Rückgriff auf Steeve Buckridge, »cultural belongings« verwendet um die historische wie gegenwärtige Einbettung von Artefakten in kulturelle und spirituelle Lebenswelten zu betonen. Vgl. Buckridge, Steve O.: *The Language of Dress. Resistance and Accommodation in Jamaica, 1760–1890*, Mona, Jamaica: University of the West Indies Press 2004. In unserem Text benutzen wir, soweit möglich, regional und situativ spezifische Termini.

Büttner »recht wertlosen« Objekte möglich gemacht.² In Berlin erhielt er dafür die stattliche Summe von 1200 Reichsmark. Büttner kam selbst zu dem Schluss, dass »ein Kaufmann (im europäischen Sinn) [...] immer ein Betrüger ist.«³ Seine Sammlung zählt heute zu den historisch und kulturell bedeutendsten am Ethnologischen Museum in Berlin.⁴

Dieses Beispiel führt die engen Verflechtungen von kolonialem Handel und Missionierung vor Augen und veranschaulicht die aktive Rolle, die Missionar:innen nicht nur im Handel von Waren in kolonialen Kontaktzonen, sondern auch von außereuropäischer materieller Kultur auf dem sich etablierenden »Ethnographica«-Markt im langen 19. Jahrhundert hatten. Der Gründungsdirektor des Königlichen Museums für Völkerkunde Adolf Bastian (1826–1905) und der Direktorialassistent des Museums Felix von Luschan (1854–1924) nutzten frühzeitig missionarische Netzwerke, um Objekte für das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin zu erwerben. Im Austausch mit den Missionsgesellschaften wird die Kenntnis der lokalen Marktsituation deutlich und unterstreicht die Bedeutung der Missionar:innen als Akteur:innen an der Schnittstelle von Handels- und Wissensnetzwerken. Die Sammlungen der Missionar:innen trugen entscheidend zur Etablierung von Bildern des »Fremden« in der Kolonialmetropole bei und schürten Sehnsüchte nach exotisch empfundenen Lebensweisen. Gleichzeitig griffen Missionar:innen durch die Aufoktroierung von neuen Arbeits- und Produktionsweisen tiefgehend in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben in den Kolonien ein. Der mit der Missionierung einhergehende Zivilisierungsanspruch sollte die lokale Bevölkerung »zur Arbeit erziehen«⁵ und stützte so koloniale Herrschaftsinteressen. Besonders deutlich wurde der Zusammenhang von Handels- und Missionsinteressen auf der ersten deutschen Kolonialausstellung im Treptower Park in Berlin 1896, wo nicht nur Kolonialkaufleute, sondern auch Missionsgesellschaften und -orden ihre Tätigkeiten in den Kolonialgebieten unreflektiert präsentierten.

2 Büttner, Carl Gotthilf: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Eine Übersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwicklung des deutschen Landes in Südwestafrika, Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1881, S. 232.

3 Ebd., S. 233.

4 Vgl. Binter, Julia T./Fine, Jonathan: »Eure Konzepte versus meine Philosophie«. Cynthia Schimmings künstlerische Auseinandersetzung mit den Sammlungen aus Namibia«, in: Baessler Archiv 66 (2020), S. 179–188.

5 Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, München: C. H. Beck 2019, S. 55ff.

In diesem Beitrag analysieren wir die Wechselwirkungen von Mission und Kolonialhandel und ihre Auswirkungen auf die Kolonialmetropole Berlin. Wir argumentieren, dass Missionar:innen als zentrale Akteur:innen in der Etablierung von wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtungen nicht nur koloniale Kontaktzonen,⁶ sondern auch die in der Hauptstadt des deutschen Kolonialreiches entstehenden kolonialen Vorstellungen des Eigenen und Fremden entscheidend geprägt haben.

Mission, Ökonomie und Kolonialpropaganda

Die seit der europäischen Expansion im 15. Jahrhundert durch christliche Missionsgesellschaften einsetzende globale Verbreitung des Christentums war ohne eine ökonomische Infrastruktur nicht denkbar. Die wirtschaftlichen Unternehmungen katholischer Orden oder evangelischer Missionsgesellschaften, die später in diesem Kontext entstanden, sind vor dem Hintergrund der ökonomischen Absicherung der Missionstätigkeit zu sehen. Dabei zeigt sich eine große Bandbreite wirtschaftlicher Aktivitäten. In der Karibik beteiligten sich Jesuiten und Anglikaner bereits im 17. Jahrhundert an einer auf die Produktion von Exportgütern ausgerichteten intensiven Plantagenwirtschaft,⁷ während z.B. die Basler Mission im 19. Jahrhundert eine eigene Missions-Handlungsgesellschaft betrieb, die mit Palmöl, Baumwolle und Kakao handelte und Manufakturen in Südindien betrieb, in denen Mitglieder der Missionsgemeinschaft beschäftigt wurden.⁸ Auch die Rheinische Missionsgesellschaft unterhielt ab 1870 eine »Wupperthaler Aktiengesellschaft für Handel in Arbeitsgebieten der Rheinischen Missionsgesellschaft«, die aber

6 Vgl. Krüger, Patrick Felix/Radermacher, Martin (Hg.): *Missionsgeschichtliche Sammlungen heute. Das Museum als Kontaktzone*, Bielefeld: transcript 2023; Becker, Judith (Hg.): *European missions in contact zones: transformation through interaction in a (post-)colonial world* (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Band 107), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015.

7 Lenik, Stephan: »Mission plantations, space and social control. Jesuits as planters in French Caribbean Colonies and frontiers«, in: *Journal of Social Archaeology* 12 (2012), S. 51–71; Glasson, Travis: *Mastering Christianity. Missionary Anglicanism and Slavery in the Atlantic World*, New York: Oxford University Press 2012.

8 Haller, Lea: »Globale Geschäfte. Wie die ressourcenarme Schweiz zur Drehscheibe für den globalen Rohstoffhandel wurde«, in: *NZZ Geschichte* 4 (2016), S. 80–95.

trotz des Handels mit Elfenbein und Straußenfedern bald Verluste machte und 1880 aufgelöst wurde.⁹

Die enge Verbindung zwischen Mission und Ökonomie wird am Beispiel der Herrnhuter Brüdergemeine besonders deutlich. Gisela Mettele betont, dass diese bereits zu Beginn nicht »nur [eine] religiöse Gemeinschaft sondern auch wirtschaftliche Organisation gewesen« sei.¹⁰ Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Brüdergemeine waren auf den Betrieb von Manufakturen, Gewerben und Handel fokussiert. In den Missionsgebieten entwickelten sich verschiedene Schwerpunkte, die insbesondere in den karibischen Plantagengebieten – wie bei Jesuiten und Anglikanern auch – zum Erwerb und Betrieb von Plantagen führte.¹¹ Die Brüdergemeine entwickelte sich dadurch selbst zu einem integralen Bestandteil der Kolonialgesellschaft. Dabei gelang es der Mission, sich an die verändernden Verhältnisse zur Zeit der ab 1800 einsetzenden Sklavenemanzipation anzupassen. In Surinam und anderen Kolonien unterstützte die Brüdergemeine das Interesse der Kolonialregierungen unter dem Vorwand, die versklavten Menschen für die Freiheit »vorzubereiten« und weiterhin die Akzeptanz der gegebenen staatlichen Ordnung zu predigen.¹² Damit lässt sich am Beispiel der Brüdergemeine, welche die Transformationsphase von der Sklaverei zur »Freiheit« in den Amerikas und Afrika begleitete, schon früh das ideologische Element der »Erziehung zur Freiheit« feststellen. Die Missionar:innen waren davon überzeugt, dass die Menschen für ein Leben nach der Sklaverei vorbereitet werden müssten, nicht zuletzt um weiterhin billige Arbeitskräfte für die verschiedenen Formen der Plantagenwirtschaft sicherzustellen.¹³

Dieses Argument der »Erziehung zur Freiheit« sollte einige Jahre später in leicht abgewandelter Form wieder auftauchen, als die deutschen Missionsgesellschaften 1885 auf der außerordentlichen Missionskonferenz in Bremen ihr

9 Braun, Thomas: Die Rheinische Missionsgesellschaft und der Missionshandel im 19. Jahrhundert, Erlangen: Verlag der Evang.-Luth. Mission 1992.

10 Mettele, Gisela: Weltbürgertum oder Gottesreich. Die Herrnhuter Brüdergemeine als globale Gemeinschaft, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010, S. 63.

11 Hüsgen, Jan: »Die Herrnhuter Brüdergemeine als globales Unternehmen«, in: Zeitschrift für Weltgeschichte 14 (2013), S. 13–27.

12 van Stipriaan, Alex: »July 1. Emancipation Day in Suriname. A Contested Lieu de Mémoire, 1863–2003«, in: New West Indian Guide 78 (2004), S. 269–304, hier S. 272.

13 Hüsgen, Jan: Mission und Sklaverei. Die Herrnhuter Brüdergemeine und die Sklavenemanzipation in Britisch- und Dänisch-Westindien (= Missionsgeschichtliches Archiv 25), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2016, hier S. 210f.

Verhältnis zur kolonialen Expansion des Deutschen Kaiserreichs klären wollten.¹⁴ In den Diskussionen des Verhältnisses zwischen Kolonialmacht und den Einwohner:innen in den Kolonien spielte dabei die Frage der »Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit«¹⁵ eine zentrale Rolle. Diese war vor allem von Friedrich Fabri (1824–1891), von 1857 bis 1884 Leiter der Rheinischen Missionsgesellschaft, propagiert worden. Seine Zeitgenoss:innen bezeichneten Fabri nicht zu Unrecht als »Vater der kolonialen Bestrebungen«.¹⁶ Spätestens mit seiner Publikation *Bedarf Deutschland der Kolonien?* im Jahr 1879 war er einer der vehementesten Vertreter einer deutschen Kolonialisierung außereuropäischer Gebiete.¹⁷ Fabri sah im Kolonialismus eine Antwort auf mehrere wirtschaftspolitische Fragen. Überpopulation könnte durch Auswanderung in die Kolonien abgeschwächt, die schwächelnde Industrie in Deutschland durch neue Absatzmärkte in den Kolonien und durch die Ausbeutung und den Import von Rohstoffen aus den Kolonien gestärkt werden. Dies alles habe zum Ziel, so Fabri-Experte Klaus Bade, eine erneute auf Demokratie hin ausgerichtete Revolution, wie Fabri sie 1848/49 erlebt hatte, zu verhindern.¹⁸ Während Kaufleute, Beamte und Militärs eine »äußere Erziehung«¹⁹ in den Kolonien herbeiführen bzw. erzwingen sollten, könnte die innere, »kulturelle Erziehung«²⁰ der kolonial Unterworfenen nur durch Mission herbeigeführt werden.

Die Delegierten der außerordentlichen Missionskonferenz in Bremen sprachen sich gegen solche Zwangsmaßnahmen aus und plädierten für eine »Erziehung zur Arbeit von innen heraus«. Die Konferenz konnte sich aber auf keine gemeinsame Resolution verständigen.²¹ In der Forschung wird die

-
- 14 Moritzen, Niels Peter: »Koloniale Konzepte der protestantischen Mission«, in: Klaus J. Bade (Hg.): *Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserliches Deutschland und koloniales Imperium*, Wiesbaden: Steiner 1982, S. 51–67.
- 15 Warneck, Gustav: »Eine bedeutsame Missions-Konferenz«, in: *Allgemeine Missions Zeitschrift* 12 (1885), S. 544–563, hier S. 562, Streichung im Zitat durch die Autor:innen.
- 16 Bade, Klaus: *Friedrich Fabri und der Imperialismus in der Bismarckzeit. Revolution – Depression – Expansion*, Freiburg i.Br.: Atlantis Verlag 2005, S. 404.
- 17 Fabri, Friedrich: *Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung*, Gotha: Perthes 1879.
- 18 K. Bade: *Friedrich Fabri und der Imperialismus*, S. 55ff.
- 19 Fabri, Friedrich: »Koloniale Aufgaben«, in: *Kölnische Zeitung* 1885.
- 20 Fabri, Friedrich: *Deutsch-Ostafrika. Eine colonial-politische Skizze (= Sonderdruck aus der Kölnischen Zeitung)*, Köln: M. DuMont-Schaumberg 1886, S. 28, 30.
- 21 Warneck, Gustav: »Eine bedeutsame Missions-Konferenz«, in: *Allgemeine Missions Zeitschrift* 12 (1884), S. 544–563, hier S. 562.

Konferenz dennoch häufig als Wendepunkt hin zu einer Kolonialmission angesehen, da nur Vertreter:innen deutscher Missionsgesellschaften anwesend waren und in der Folge ein Ausschuss gegründet wurde, an den sich die Regierung und Vertreter:innen kolonialer Interessengruppen wenden konnten.²² Damit legten dieser und folgende Kongresse die Grundlage für die komplexe Aushandlung des Verhältnisses zwischen Kolonialmacht und Mission.

Die »Erziehung zur Arbeit« war dabei nur ein Aspekt, anhand dessen die säkularen und religiösen Mittel zur vermeintlichen kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der lokalen Bevölkerung in den Kolonien veranschaulicht werden konnten.²³ Wie stark einzelne Vertreter:innen von Missionsgesellschaften dabei die Interessen der Kolonialpolitik unterstützten, zeigt auch das Beispiel von Alexander Merensky, dem Leiter der Berliner Mission, der mit seinem Aufsatz *Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?* 1886 den ersten Preis der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gewann.²⁴ Seinen Artikel leitete er mit einem Vergleich zur Sklavenemanzipation in den Americas ein, deren Folgen für den Arbeitsmarkt immer noch nicht überwunden seien.²⁵ Für Merensky stand fest, »daß durch die Entlassung der Sklaven die Kolonisten, in Jamaica sowohl als in Südafrika und Amerika in große Bedrängnis gerathen sind.«²⁶ Dem war laut Merensky nur durch eine konsequente Durchsetzung kolonialer Interessen zu begegnen, welche die Einweisung in Reservate, die Landenteignung und die Einführung von sogenannten Hütten- und Heiratssteuern umfassen sollte. Auf die Bedeutung der Missionstätigkeit in den Kolonien ging er dabei erst am Ende seines Beitrags ein. Geprägt von den Erfahrungen des Berliner Missionswerkes in der Kapkolonie betonte er die grundsätzliche Bedeutung der Mission für eine nachhaltige Überwindung lokaler Glaubensvorstellungen und spiritueller Praktiken – nur so sei eine Heranbildung von »civilisierten Leuten« möglich.²⁷ Mit dieser Nähe zur

22 Altena, Torsten: »Ein Häufchen Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils«. Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884–1918, Münster: Waxmann 2003, S. 28.

23 Wetjen, Karolin: Mission als theologisches Labor. Koloniale Aushandlungen des religiösen in Ostafrika (= Missionsgeschichtliches Archiv 31), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021, S. 140–155.

24 Merensky, Alexander: *Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen Arbeit*, Berlin: Walter & Apolant 1886. Anpassung des Titels durch die Autor:innen.

25 Ebd., S. 4.

26 Ebd.

27 Ebd., S. 5.

Kolonialpolitik stellte Merensky zwar eine Minderheit dar. Die Mehrheit der Teilnehmer:innen auf der Missionskonferenz von 1885 setzten sich für den »internationalen und unpolitischen Charakter der Mission« ein, widersprachen jedoch grundsätzlich nicht, die deutschen Kolonialgebiete als neuen Tätigkeitsbereich zu nutzen.²⁸

Die Missionsgesellschaften und -orden auf der Ersten Deutschen Kolonialausstellung in Treptow 1896

Die ideologische Verortung der Missionsgesellschaften und -orden innerhalb der Kolonialbestrebungen des deutschen Kaiserreichs lässt sich besonders anschaulich durch ihre Präsenz auf der Ersten Deutschen Kolonialausstellung in Treptow im Jahr 1896 verdeutlichen.²⁹

Solche Ausstellungen waren ein beliebtes Massenmedium des 19. Jahrhunderts, das hierarchisierende Vorstellungen vom Eigenen und Fremden entscheidend mitprägte. Tony Bennett spricht in diesem Zusammenhang vom »exhibitionary complex«, in dem Weltausstellungen, sogenannte Völker-schauen und Museen mithilfe von Gesten des Zeigens ihre Macht demonstrierten, sich Dinge und Menschen anzueignen, diese zu kategorisieren und zu ordnen.³⁰ Die Organisatoren der Ersten Deutschen Kolonialausstellung auf der Gewerbeausstellung in Berlin hofften, dieses öffentlichkeitswirksame Potential von Ausstellungen zu nutzen, um mehr Akzeptanz bei einem gegenüber dem kolonialen Projekt zu großen Teilen »kritisch veranlagten Publikum«³¹ zu erreichen. Ähnliche Motivationen standen hinter der Teilnahme der evangelischen Missionsgesellschaften und katholischen Missionsorden. Man hoffte, durch eine Schau der »Leistungen und Erfolge« neue »Freunde

28 K. Wetjen: *Mission als theologisches Labor*, S. 141.

29 Vgl. van der Heyden, Ulrich: »Die Kolonial- und die Transvaal-Ausstellung 1896/97«, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin: Eine Spurensuche*, Berlin: Berlin Edition, 2002, S. 135–142.

30 Bennett, Tony: *Pasts beyond memory: evolution, museums, colonialism*, London: Routledge 2004.

31 Meinecke, Gustav: »Einleitung«, in: Arbeitsausschuss der deutschen Kolonialausstellung (Hg.), *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896: Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1896, S. 1.

erwerben« zu können.³² Die erste Deutsche Kolonialausstellung war zwölf Jahre nach der Afrika-Konferenz in Berlin³³ und dem offiziellen Beginn der Annexion fremder Territorien in Afrika, Asien und dem Pazifischen Raum die größte und wirkmächtigste Werbekampagne des deutschen Kolonialismus, bei der Akteur:innen aus Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur ihre Tätigkeiten zur Schau stellten.

Um zur Ausstellung der Missionsgesellschaften gelangen zu können, durchquerten Besucher:innen zunächst die Inszenierung der Völkerschau, wo Personen aus den damals deutschen Kolonien, also dem heutigen Togo, Kamerun, Namibia, Tansania und Papua-Neuguinea, großteils unter Zwang dem exotisierenden und rassifizierendem Blick der Betrachtenden ausgesetzt wurden und Kunsthandwerk, Musik- und Tanzdarstellungen darbieten mussten.³⁴ In der Halle der Kolonialausstellung angekommen, schritten die Besucher:innen an Büsten von Vertretern von »Agitations-Gesellschaften« entlang, allen voran der Deutschen Kolonialgesellschaft, um schlussendlich zur Ausstellung der Missionsgesellschaften zu gelangen. Die Unterschiede in der Präsentation von evangelischen Missionsgesellschaften und katholischen Missionsorden waren eklatant.

32 Merensky, Alexander: »Die Missionsabteilung der deutschen Kolonialausstellung auf der Berliner Gewerbeausstellung«, in: Allgemeine Missions-Zeitschrift 23 (1896), S. 337–343.

33 Förster, Stig/Mommsen, Wolfgang J./Robinson, Ronald Edwald (Hg.), Bismarck, Europe and Africa: the Berlin Africa Conference 1884–1885 and the onset of partition, Oxford: Oxford University Press [for] German Historical Institute 1988.

34 Dreesbach, Anne: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870–1940, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2005; Thode-Aurora, Hilke: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 1989; Blanchard, Pascal et al., Human zoos: the invention of the savage, Arles: Actes Sud 2011.

bensvorstellungen und Konvertierung dienen.³⁵ Viele der Kulturgüter wurden im Ausstellungskatalog als »geheim«³⁶ bezeichnet und »wegen der Schwierigkeit, in ihren Besitz zu gelangen, sehr geschätzt«.³⁷ Aus postkolonialer Sicht würde ein Großteil der ausgestellten *cultural belongings* aufgrund ihrer religiösen und kulturellen Bedeutung als »sensibel«³⁸ und ihre öffentliche Präsentation als höchst problematisch eingestuft werden. Die Aneignungskontexte und -weisen, also die Provenienz der *cultural belongings*, stellen ein wichtiges zukünftiges Forschungsdesiderat dar.

Die Ausstellungsstrategien der beiden Konfessionen hatten jedoch auch Gemeinsamkeiten, allen voran die Verschränkung von religiösen und wirtschaftlichen Interessen. Die »Erziehung zur Arbeit«, die Friedrich Fabri als Kernaufgabe von Mission zu Beginn des deutschen Kolonialismus propagiert hatte und die 1885 auf der Missionskonferenz in Bremen noch kontrovers diskutiert worden war, wurde durch zahlreiche Fotografien von Missionswerkstätten und Plantagen sowie die Präsentation von in den Werkstätten vor Ort produzierten Tischlerarbeiten verdeutlicht. Nicht nur die »innere«, sondern vor allem auch die äußere »Erziehung« der Gesellschaften in den Kolonien, durch die Einführung neuer Bau-, Produktions- und Wirtschaftsstile, wurde als zentral für die Missionstätigkeit propagiert.

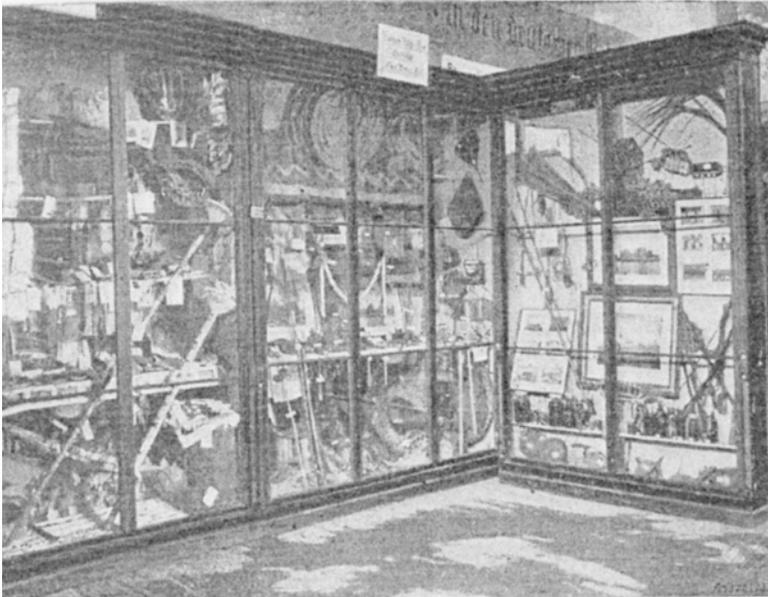
35 Linkens, H.: »Die Ausstellung der katholischen Missionen«, in: Arbeitsausschuss der deutschen Kolonial-Ausstellung (Hg.), Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung, ed. Arbeitsausschuss der deutschen Kolonial-Ausstellung, Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1896, S. 127–131; Merensky, Alexander: »Die Ausstellung der evangelischen Missionen«, in: Arbeitsausschuss der deutschen Kolonial-Ausstellung (Hg.), Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung, Berlin, Dietrich Reimer Verlag 1896, 121–127.

36 A. Merensky: »Die Ausstellung der evangelischen Missionen«, S. 124.

37 A. Merensky: »Die Missionsabteilung der deutschen Kolonialausstellung auf der Berliner Gewerbeausstellung«, S. 342.

38 Berner, Margit/Hoffmann, Anette/Lange, Britta (Hg.): *Sensible Sammlungen*, Hamburg: Philo Fine Arts 2011.

Abbildung 2: Illustration zur Ausstellung der katholischen Missionen auf der Ersten Deutschen Kolonialausstellung 1896.



Arbeitsausschuss der deutschen Kolonial-Ausstellung (Hg.), *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 1896, S. 129.

Die Ausstellung imaginierte eine ideale Situation der Missionsarbeit, die nur wenig der gelebten Realität in den deutschen Kolonien entsprach. Zwar wurde beispielsweise auf die hohe Sterblichkeitsrate von Missionar:innen aufgrund von Tropenkrankheiten in Papua-Neuguinea hingewiesen, die Präsentation der Rheinischen Missionsgesellschaft war jedoch weit entfernt von dem »Fiasko«³⁹, das Klaus Bade in seiner Analyse der Missionsgesellschaft unter dem Regime der Neuguinea-Compagnie diagnostizierte. 1887 hatte die Missionsgesellschaft widerwillig einen Vertrag mit der Neuguinea Handelscompagnie unterschrieben, durch den sie nicht nur der Jurisdiktion der Handelscompagnie unterworfen war, sondern auch zur Vermittler- und Übersetzer-

39 Bade, Klaus: »Colonial Missions and Imperialism. The Background of the Fiasco of the Rhenish Mission in New Guinea«, *The Australian Journal of Politics and History* 21/2 (1975), S. 72–94.

rolle zwischen der Lokalbevölkerung und der Compagnie verpflichtet wurde. Die Missionare und Missionsschwestern mussten sich mit dem sich etablierenden Ausbeutungssystem der Neuguinea-Compagnie arrangieren und hatten der Eskalationsspirale aus Landraub, Zwangsumsiedelungen und Verdrängung der Lokalbevölkerung durch aus dem Ausland verschleppte Zwangsarbeiter:innen wenig entgegenzusetzen.⁴⁰ Im Jahr der Ersten Deutschen Kolonialausstellung in Treptow zog Missionsinspektor Eduard Kriele (1858–1937) ein nüchternes Fazit: »3 (derzeit nur 2) Stationen, keine Christen; aber 10 Gräber in 8 Jahren!«⁴¹. Auch wenn diese Episode nicht stellvertretend für die Erfahrungen von deutschen Missionsgesellschaften weltweit stehen kann, weist sie doch auf die wirtschaftlichen und kolonialpolitischen Spannungsverhältnisse hin, in denen und mit denen sie operierten.⁴²

Um die hohen Investitionen in die Kolonialausstellung zu rechtfertigen und dem Publikumsansturm (über zwei Millionen Besuchende in knapp sieben Monaten) Rechnung zu tragen, wurde bald die Gründung eines Kolonialmuseums angedacht, welches die vielen Exponate nach Beendigung der Ausstellung aufnehmen und dem Berliner Publikum weiterhin zugänglich machen sollte.⁴³ Diese Pläne waren jedoch umstritten und wurden vor allem vom Direktorialassistenten Felix von Luschan als potentielle Konkurrenz für das Königliche Museum für Völkerkunde vehement kritisiert. Dennoch öffnete das Deutsche Kolonialmuseum unter Beteiligung der Missionsgesellschaften und -orden von 1899 bis 1915 im Berliner Stadtteil Moabit seine Pforten.⁴⁴ Von Luschan nahm von den in Treptow ausgestellten Objekten unter anderem von den Steyler Missionaren 16 *cultural belongings* aus Togo,

40 Ebd.

41 Kriele, Eduard: »Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission«, in: Allgemeine Missions-Zeitschrift 23 (1896), S. 77.

42 Mückler, Hermann: Mission in Ozeanien, Wien: facultas 2010; Thomas, Nicholas: Entangled objects: Exchange, material culture, and colonialism in the Pacific, Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 1991; Gosden, Chris/Knowles, Chantal (Hg.): Collecting colonialism: Material culture and colonial change, Oxford: Berg 2001.

43 U. van der Heyden: Die Kolonial- und die Transvaal-Ausstellung; Zeller, Joachim: »Das Interesse an der Kolonialpolitik fördern und heben: Das Deutsche Kolonialmuseum in Berlin«, in: van der Heyden/Zeller, Kolonialmetropole Berlin (2002), S. 142–148; Gouaffo, Albert: Wissens- und Kulturtransfer im kolonialen Kontext, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.

44 A. Gouaffo: Wissens- und Kulturtransfer im kolonialen Kontext.

darunter ein »Kriegsgott« und ein »Abwehrzauber«, als Geschenke für sein Museum an.⁴⁵ Die geringe Anzahl an Kulturgütern, die von Luschan von der Ersten Deutschen Kolonialausstellung akzeptierte, steht im Kontrast zu den heute umfangreichen Sammlungen des Ethnologischen Museums in Berlin, der Nachfolgeinstitution des Königlichen Museum für Völkerkunde, die auf Missionar:innen und Missionsgesellschaften zurückzuführen sind. Grund dafür könnte die Strategie der evangelischen Missionsgesellschaften gewesen sein, statt vorkolonialen *cultural belongings* Beweisstücke erfolgreicher Mission in Form von exportierten Technologien oder auf Missionsstationen gefertigte Werkstücke europäischen Stils auszustellen. Prinzipiell umwarben nämlich von Luschan ebenso wie der Museumsdirektor Adolf Bastian Missionsgesellschaften und Missionar:innen als wichtige Quelle im sich etablierenden »Ethnographica«-Markt.

Missionssammlungen im Ethnologischen Museum in Berlin

Bereits Adolf Bastian hatte versucht, Missionsgesellschaften für den Bestandsaufbau der Sammlungen in Berlin zu gewinnen. In einem Rundschreiben an die Vorsteher der deutschen Missionsgesellschaften und -orden im Jahr 1872 vermerkte er

durch ihren langen Aufenthalt in den Ländern, wohin sie ihr Beruf führt, sind die Missionare vorzugsweise dazu befähigt sich mit den Landesverhältnissen [...] vertraut zu machen und diejenigen Gegenstände zu erwerben, die geeignet sind in den Museen die besondere Volksthümlichkeit zu charakterisieren, gerade in dem Augenblicke, wenn die ~~Naturvölker~~ ihre einheimische Produktion aufgeben.⁴⁶

Der Brief wurde von den Adressaten – der Gossner Mission, der Berliner Mission, der Herrnhuter Mission in Berthelsdorf, der Missionsgesellschaft zu Basel, der Mission Hermannsburg und dem Rheinischen Missionshaus Barmen – mit Bereitwilligkeit beantwortet. Der »Ankauf und Transport der

45 »1. Ein Kriegsgott, 2. Ein Thonfetsch, [...] 5. zwei Fetschbeile« Hermann auf der Heide an Felix von Luschan, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/0717 Bl.67,69.

46 Bastian, Adolf an Vorsteher der deutschen Missionsanstalten, 27.11.1872, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV) I/MV/0441, Bl. 56–58.

betreffenden Gegenstände [sollte jedoch] auf Kosten der Generalverwaltung der Königlichen Museen stattfinde[n].«⁴⁷ Zudem wurden Kataloge und Verzeichnisse von den eigenen Beständen der Missionsgesellschaften übersandt, um die »Bestimmung der gewünschten Gegenstände« zu erleichtern, wobei erwähnt wurde, dass eine Abgabe direkt aus den Missionsmuseen grundsätzlich nicht stattfand.⁴⁸ Wenige Jahre später wandte sich von Luschan auch an britische Missionsgesellschaften, die bereits vor deutschen Missionar:innen in numehr durch das das deutsche Kaiserreich kolonialisierten Gebieten in Ostafrika tätig waren.⁴⁹ Bastian und von Luschan schätzten Missionsgesellschaften und -orden also auch unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit als zentrale Akteur:innen in kolonialen Kontaktzonen wegen ihres langjährigen, kulturell informierten Zugangs zu *cultural belongings*.

Dementsprechend gab es auch bereits vor der 1873 erfolgten Gründung des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin Eingänge aus Missionskontexten. So bot der im Dienst der Basler Mission stehende Deutsche Gustav Carl Halleur (1818–1866) bereits 1846 Leopold von Ledebur, Direktor der ethnographischen Sammlung der königlichen Kunstammer im Berliner Schloss, einige Asante *belongings* an, die später, wie viele andere Kulturgüter aus kolonialen Kontexten, in die Sammlung des Museums für Völkerkunde übergingen. Sein Angebot, weitere Kulturgüter einzusenden, wurde begrüßt, und so versandte Halleur innerhalb von zwei Jahren über zweihundert *belongings* aus Westafrika.⁵⁰

Als eine der ersten Erwerbungen durch einen Missionar ist dieser Bestand nicht nur aufgrund seiner frühen Datierung interessant, sondern zeigt auch

47 Evangelische Missionsgesellschaft Barmen an Adolf Bastian, 11.7.1875, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/0431, Bl. 78.

48 P. Oettinger im Namen des Comittess der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel an die Generalverwaltung der Königlichen Museen Berlin, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/0441, Bl. 78–79.

49 Weber-Sinn, Kristin: Objekte als Spiegel kolonialer Beziehungen – Das Sammeln von Ethnographica zur Zeit der deutschen kolonialen Expansion in Ostafrika (1884–1914). Unveröffentlichte Magisterarbeit am Seminar für Afrikawissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin 2005, S. 58; Hamilton, Majida: Mission im Kolonialen Umfeld: Deutsche protestantische Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika, Göttingen: Universitätsverlag 2009, S. 13.

50 Brief von H. Halleur an Leopold von Ledebur, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/701, Bl. 57.

die bereits eröffneten Verbindungen der christlichen Mission zum transatlantischen Versklavungshandel. Halleur war zum Zeitpunkt der Veräußerung der Kulturgüter für die Finanzen der Basler Missionsstation Akropong verantwortlich. Mit der im frühen 19. Jahrhundert einsetzenden und erst 1888 in Brasilien formal abgeschlossenen Abolition der Sklaverei in den Amerikas intensivierten sich die Ansiedlungen von Missionsgesellschaften an der afrikanischen Westküste. Dort sollte die mit der Abolition in den Amerikas begonnene »Erziehung zur Freiheit« fortgesetzt werden.⁵¹ Dafür wurden vereinzelt auch freie Schwarze Konvertierte aus der Karibik als sogenannte »native agents« zur Christianisierung in Westafrika angesiedelt, wo sie in der Landwirtschaft, im Handel und im Schulwesen arbeiteten.⁵² Keiner der 26 afrokaribischen Personen, die aus der britischen Karibik nach Akropong kamen, wurde der offizielle Rang eines Missionars zuteil.⁵³ Die karibischen Katecheten – John und Mary Hall und ihr Sohn, John und Mary Rochester und ihre zwei Kinder, Ann Rochester, Joseph und Catherine Miller und ihre drei Kinder, James G. und Margarethe Mullings und ihre Tochter, John Edward und Sarah Walker, James und Catherine Green, Catherine Mulgrave Thompson und David Robertson, Alexander Worthy Clerk und Jonas Hosford – waren jedoch zentral für den Erfolg der Station, und ihnen wird bis heute eine wichtige Rolle bei der Christianisierung Ghanas zugeschrieben.⁵⁴ Offen bleibt, ob, und wenn ja, welche Handlungsmacht sie bei der Aneignung jener Kulturgüter hatten, die Halleur dem Museum verkaufte. Klar ist, dass auch vereinzelt afroamerikanische Missionare in Aneignungsprozessen beteiligt waren, beispielsweise für das Berliner Völkerkundemuseum C. Harris Richardson, der im kolonialen Kontext Kameruns um 1880 für die englische Baptisten Mission tätig

-
- 51 Der Vorwurf, afrikanische Länder würden trotz der Abolition des Versklavungshandels durch das Britische Empire im Jahr 1807 weiterhin Sklaverei praktizieren, wurde am Ende des 19. Jahrhunderts als eines der Hauptargumente verwendet um die Kolonialisierung ebendieser Gebiete durch europäische Mächte zu rechtfertigen. Vgl. Law, Robin: »Abolition and Imperialism. International Law and the British Suppression of the Atlantic Slave Trade«, in: Derek R. Peterson (Hg.), *Abolitionism and imperialism in Britain, Africa, and the Atlantic*, Athens: Ohio University Press 2010, S. 150–174.
- 52 Katja, Füllberg-Stolberg: »Von Fairfield (Jamaika) nach Akropong (Ghana): Afroamerikanische Emigration in der Postemanzipationsphase«, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 15 (2014), S. 37–63, hier S. 38.
- 53 Ebd., S. 49.
- 54 Ebd., S. 49; vgl. Kwakye, Abraham: »Returning African Christians in Mission to the Gold Coast«, in: *Studies in World Christianity* 24 (2018), S. 24–54.

war. Vor dem Hintergrund musealer Sammlungen eröffnen ihre komplexe Positionierungen Fragen über das Zusammenspiel von Mission, Versklavung und Kolonialismus.

Die Missionsstation in Akropong – wie auch das anfangs erwähnte Beispiel der Rheinischen Missionsgesellschaft auf dem Gebiet des heutigen Namibia – zeigt, dass bereits vor der deutschen Kolonisierung deutsche Missionar:innen in den späteren Regionen formaler Kolonialherrschaft aktiv waren.⁵⁵ Bereits in dieser frühen Phase lässt sich belegen, dass Missionar:innen sich *cultural belongings* unter anderem aus finanziellem Interesse aneigneten, um sie an das Museum in Berlin zu verkaufen. Durch die deutsche kolonial-militärische Besetzung in Afrika und dem Pazifischen Raum kam es jedoch zu einem großflächigen Ausbau der Missionsstationen und zu einer systematisierten Aneignung von Kulturgütern, die über koloniale Infrastrukturen abtransportiert werden konnten. Somit sind die meisten Eingänge von Objekten, Tonaufnahmen⁵⁶ und Fotografien durch Missionar:innen und Missionsgesellschaften im Ethnologischen Museum in Berlin in der Zeit der formalen deutschen Kolonialherrschaft zwischen 1884 und 1918

55 van der Heyden, Ulrich: »Christian Mission Societies in the German Colonies 1884/85 – 1914/15«, in: Volker Langbehn/Mohammad Salama (Hg.), *German Colonialism. Race, the Holocaust, and Postwar Germany*. New York: Columbia University Press 2011, S. 215–253, hier S. 219.

56 Die Transformation des immateriellen in materielle Form findet auch in der Phonogramm Sammlung des Museums ihren Ausdruck als »koloniales Ohr« (vgl. Kalibani, Mèhèza: »Kolonialer Tinnitus, Das belastende Geräusch des Kolonialismus«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 72 (2021), S. 540–553.). Missionar:innen, die oft als Sprachforscher:innen und Übersetzer:innen tätig waren und publizierten, entsandten Tonaufnahmen aus den Kolonien an das Museum. Sprache und Klang waren nicht nur Medium der Bekehrung in Bibel und Gottesdienst, sondern wurden so auch zum musealen Objekt. Die 130 Tonwalzen des Herrnhuter Missionars Johann Traugott Bachmann (1865–1948), die er vermutlich in den Stationen Rungwe und Mbozi in Tansania aufnahm, stehen hierfür beispielhaft (vgl. Ziegler, Susanne: »Die akustischen Sammlungen. Historische Tondokumente im Phonogramm-Archiv und im Lautarchiv«, in: Horst Bredekamp/Jochen Brüning/Cornelia Weber (Hg.), *Theater der Natur und Kunst, Ausstellungskatalog*. Berlin: Henschel Verlag 2000, S. 197–206.). Für eine tiefgreifende Analyse des Berliner Phonogramm Archivs siehe Kalibani, Mèhèza: *Das koloniale Ohr. Phonographische Aufnahmen aus deutschen Kolonien und ihre Bedeutung im (post)kolonialen Kontext am Beispiel der Smend-Sammlung im Berliner Phonogramm-Archiv*, unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Siegen 2019.

zu verzeichnen.⁵⁷ Erstaunlich dabei ist, dass die Eingänge ins Museum meist über einzelne Missionar:innen erfolgten, die Kulturgüter zum Kauf oder zur Schenkung anboten, also ohne direkt erkennliche Vermittlung der Missionsgesellschaften beziehungsweise -orden. Zu den größten Sammlungen zählen jene von Karl Roehl (1870–1951, Bethel Mission, ca. 303 Inventare um 1904 aus Usambara, Tansania), Nicol Wettengel (1869–1923, Neuendettelsauer Missionsanstalt, ca. 493 Inventare um 1906 aus Australien), Hans Fuchs (1875–1934, Leipziger Mission, ca. 214 Inventare um 1906/1908 aus Pare-Bergen, Tansania) sowie die von Martti Rautanen (1845–1926, Finnische Missionsgesellschaft) und August Wulhorst (1861–1936, Rheinische Missionsgesellschaft), die über die Vermittlung des Kaufmanns und Minenbesitzers Georg Hartmann 193 Kulturgüter aus den Aawambo-Königreichen, heutiges Namibia und Angola, dem Museum in Berlin im Jahr 1898 schenkten. Darüber hinaus ist aber ein Großteil der deutschen Missionsgesellschaften und -orden auch institutionell unter den Veräußerern an Sammlungen in Berlin vertreten.⁵⁸

Neben alltäglicheren Besitztümern wie Kleidung und Schmuck, deren affektive und individualisierbare Bedeutung sich aus den kolonialen Archiven

57 Auch wenn eine sensible und tiefgehende Analyse der Rolle von Missionar:innen in der Translokation von menschlichen Überresten als besonders gewaltvolle Form der Enteignung den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, soll hier mit zwei kurzen Beispielen zumindest darauf verwiesen werden. So zeigte sich 1903 der Leipziger Missionar Lars Fuchs, welcher in den Pare-Bergen Tansanias stationiert war, zur Mithilfe der Aneignung menschlicher Schädel für das Museum für Völkerkunde bereit (K. Weber-Sinn: Objekte als Spiegel kolonialer Beziehungen, S. 162). In Namibia wiederum weigerten sich OvaHerero Ende der 1870er Jahre, dem anfangs erwähnten Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft Carl Gotthilf Büttner menschliche Überreste zu verkaufen; siehe Büttner, Carl Gotthilf: »Die Herero und ihre Toten«, in: *Das Ausland* 20 (1884), S. 389. Somit muss missionarisches Sammeln auch im Zusammenhang mit der rassistischen physischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts und deren gewaltvollen Vermächtnissen betrachtet werden, vgl. Ruhland, Thomas/Dornick, Sarah: »Im Netzwerk von Mission und Naturwissenschaft. Die Geistergeschichte von Mqhayi, die Herrnhuter Brüdergemeine und die Meckelschen Sammlungen in Halle (Saale)«, in: *FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 29/1 (2023), S. 39–59.

58 Als Veräußerer treten folgende Missionsgesellschaften im Museum auf: Basler Mission, Herrnhuter Mission (Herrnhuter Brüdergemeine), Englische Mission, Gossner Mission, Missionshaus der PP. Oblaten, Neuendettelsauer Mission, Wesleyan Mission, St. Crischona Mission, Pilger-Mission, Missionshaus Barmen (Rheinische Missionsgesellschaft), Bethel Mission, Church Missionary Society, Norddeutsche Missionsgesellschaft, Berliner Mission, Weiße Väter in Trier, Vereinte Evangelische Mission, Steyler Mission, Beagle Bay Mission, Trappistenmission.

kaum erschließen lässt, findet sich in den Sammlungen eine Vielzahl sakral-religiöser Objekte/Subjekte, die Rückschlüsse sowohl auf die ikonoklastischen Strategien von Missionierung als auch auf die *agency* von konvertierten Personen geben können.⁵⁹ Die Aneignung von religiösen Objekten/Subjekten wurde von Missionar:innen als »Siegeseichen des Christentums« gesehen.⁶⁰ Die Verschiebung ihres Besitzes ins Museum führte zu einer Entkopplung spiritueller Bedeutungen und kann, so Sabina Brevaglieri et al., als eine Form des Ikonoklasmus verstanden werden.⁶¹

Aber auch die öffentlich vollzogene Zerstörung sakraler Objekte/Subjekte war eine oftmals eingesetzte Strategie der politischen und sozialen Entmachtung religiöser Strukturen, wie sie auch von Richard Tsogang Fossi (2023) und Isabella Bosza (2019) im Kontext der kolonialen Kulturgutverlagerung Kameruns diskutiert wird. In diesem Gewaltkontext lässt sich auch die menschlich geformte Figur Kigiilya aus Bukerebe Tansania situieren, die sich heute in den Beständen des Ethnologischen Museums Berlin befindet. Ihre Holznarben und Schnitte sind Zeugen ihrer Verstümmelung durch Missionsangehörige der Weißen Väter.⁶² In der 2023 im Humboldt Forum eröffneten Werkstattausstellung »Leerstellen. Ausstellen. Objekte aus Tansania und das koloniale Archiv« wurde die gewaltsame Translokation und Verstümmelung der Kigiilya zentral thematisiert. Nach dem Konzept »No Consent. No Object.« wurde nicht die originale Figur, sondern eine 3D Nachbildung mit rot eingefärbten Schnittwunden angefertigt und ausgestellt. Ähnliche ikonoklastische missionarische Strategien lassen sich auch am weiter oben erwähnten Missionierungsversuch der Rheinischen Missionsgesellschaft in Papua-Neuguinea festmachen. Hier im Kontext von ökonomischer Ausbeutung durch wirtschaftliche Unternehmen und von kultureller Entmachtung durch Ko-

59 Vgl. Pels, Peter: *The spirit of matter. Modernity, religion and the power of objects*, New York/Oxford: Berghahn 2023.

60 Ziegler 1912, S. 13, in: Bosza, Isabella: *Geschenkt, gekauft, erbeutet – Missionarisches Sammeln in Kamerun und Indien*, Basel: Museum der Kulturen Basel 2019, S. 5.

61 Brevaglieri, Sabina: » Missionary collecting between object eradications and re-sedimentations. An introduction«, in: *Quaderni Storici LVII 169/1* (2022), S. 3–20, hier S. 10.

62 Während des Krieges der deutschen Kolonialarmee gegen den omukama (Herrscher-titel) Rukonge 1895 raubten Soldaten Kigiilya und verschleppten die Figur in eine nahe gelegene katholische Missionsstation, wo sie zur Schau gestellt wurde (»Figur von Ukerewe« in: *Leerstellen. Ausstellen* (2023–2024), Berlin: Humboldt Forum).

lonialverwaltung und Mission.⁶³ Ein Propagandafilm (Dachwitz 1927)⁶⁴ der Rheinischen Missionsgesellschaft setzte diese öffentlich ausgetragenen Vernichtungsrituale vor der Kamera in Szene, diesmal an der Küste Sumatras auf den Mentawai Inseln.⁶⁵

Missionarisches »Sammeln« bewegte sich somit im Spannungsfeld von Enteignung, Zerstörung und Konvertierung.⁶⁶ Denn die Vernichtung religiöser *belongings* kann als Begleiterscheinung in der Aneignung ebendieser Kulturgüter betrachtet werden. Bereits 1898 argumentierte von Luschan, dass sich Missionar:innen zur Sammlungsarbeit verpflichtet fühlen sollten, da sie »berufsmäßig alles zerstören, was wir studieren wollen«.⁶⁷ In einem Schreiben an von Luschan ein Jahr später unterstreicht der Direktor der Basler Mission, Theodor Oehler (1850–1915), das »Recht« und die »Notwendigkeit« zur öffentlichen Vernichtung religiöser Werke.⁶⁸

63 Towara, Tino: Bekehren, brennen, bewahren? Indigene Kulte und Rheinische Mission in Neuguinea 1888–1925, Unveröffentlichte Masterarbeit, Bochum 2019.

64 Die Kamera stellte den Missionar:innen ein Medium dar, welches die propagandistischen Darstellungen der Christianisierung visuell reproduzieren und verbreiten ließ (siehe Jenkins, Paul: »Camera evangelistica – camera lucida? Trans-border experiences with historical photographs from a mission archive«, in: Michael Albrecht (Hg.), *Getting pictures right: context and interpretation*, Köln: Rüdiger Köppe Verlag 2004, S. 110–134, hier S. 117). Somit wurden die Fotografien zumeist an das Museum geschenkt. Aus einem weißen Blick heraus wurden porträtierte Personen oft als »passive Subjekte« missionarischer Bekehrung und Aktivitäten dargestellt, vgl. Stornig, Katharina: »Vielfache Bedeutungen. Missionsfotografie zwischen Deutschland und Neuguinea«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 24 (2013), S. 113–138. Schulen, Kapellen und Missionsstationen stellten dabei den symbolischen Referenzrahmen der Mission. Durch die als sensibel zu betrachtenden Porträts lokaler Missionshelfer:innen, Schüler:innen und Katechisten werden jedoch auch jene Akteur:innen sichtbar, die im Kolonialen Archiv sonst nicht dokumentiert wurden. Neben einer rein materiell orientierten Betrachtung muss die Missionsfotografie daher auch als eine relationale Praxis gesehen werden, die durch Machtasymmetrien bedingt, aber auch herausgefordert wurde; vgl. M. Albrecht: *Getting pictures right*. Für eine weitreichende Diskussion zu Missionsfotografien siehe auch P. Jenkins: *Camera evangelistica*.

65 Corbey, Raymond/Weener, Frans Karel: »Collecting while converting: Missionaries and ethnographics«, in: *Journal of Art Historiography* 12 (2015), S. 1–14, hier S. 4.

66 Vgl. auch S. Brevaglieri: *Missionary collecting*, S. 6.

67 Luschan in: *Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/1039*, Bl. 115.

68 Theodor Oehler an Luschan in: *Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV 0720*, Bl. 667–669.

Missionskontexte waren aber auch ein Handlungsraum, in dem vielfältige und konkurrierende Positionen zu religiösen Objekten/Subjekten aufeinandertrafen.⁶⁹ Insbesondere der Verzicht auf – und die Abgabe von – religiösen Besitztümern durch konvertierte Personen zählt zu diesen Aushandlungsprozessen. In einem kurz gefassten Verkaufsangebot zu einer priesterlichen Kopfbedeckung aus Togo an das Völkerkundemuseum schrieb der Missionar K. Fies am 24. April 1898, er »habe auch den Priesterhut einer Fetischpriesterin, die kurz vor meiner Abreise zum Christentum übergetreten ist.«⁷⁰ Die Handlungsmacht der Priesterin kann zwar bisher nur vermutet, aber vor dem Hintergrund der christlichen Moralherrschaft und der kolonial-militärischen Besetzung Togos auch in einem größeren machtpolitischen Rahmen verstanden werden.⁷¹ Es bleibt eine Aufgabe, die Stimmen und Erfahrungen von Konvertierten bei der Translokation von Kulturgütern im missionarischen Kontext hörbar zu machen.⁷²

Mit Missionssammlungen Zukunft schaffen?

Einerseits ist es wichtig, die wirtschaftlichen Verflechtungen von Mission in der Zeit europäischer Expansion kritisch zu analysieren, um das Ausmaß und den Einfluss von Missionsbestrebungen über die offensichtliche kulturelle und religiöse Transformation in kolonialen Kontaktzonen hinaus zu verstehen. Die

69 Vgl. S. Brevaglieri: *Missionary collecting*, S. 6.

70 Der Hut wurde unter der Inventarnummer III C 7998 im Bestand des Ethnologischen Museum Berlin inventarisiert und gilt als vermisst.

71 Siehe auch Toffa, M. Ohiniko: *Christliche Moral und koloniale Herrschaft in Togo. Die Missionskonzeption Franz Michael Zahns (1862–1900)*, Bielefeld: transcript Verlag 2023. Ausserdem zur Kolonialgeschichte Togos siehe Habermas, Rebekka: *Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag 2016. Zur agency von westafrikanischen Akteur:innen in ethnographischen Sammlungen siehe Kingdon, Zachary: *Ethnographic Collecting and African Agency in Early Colonial West Africa: A Study of Trans-Imperial Cultural Flows*, London: Bloomsbury 2019.

72 Frauen wie sie sind jedoch in den schriftlichen Überlieferungen der kolonialen Archive meist nicht präsent. Ebenso wie Kinder und versklavte Individuen wurden sie bewusst ausgeblendet oder verbleiben namenlos. Somit bleiben auch die lokalen Missionslehrerinnen und Schüler:innen, die eng in das koloniale Missionsumfeld eingebunden waren, wie es die fotografischen Quellen belegen, in den Archivalien des Ethnologischen Museums Berlin weitgehend fern.

Verstrickungen von Missionsgesellschaften und -orden im Versklavungshandel – im Spannungsfeld von Wirtschaftlichkeit und Abolition – vom 18. bis 19. Jahrhundert und die zeitgenössisch umstrittene Rolle von Missionar:innen in der Propagierung deutscher Kolonisation ab den 1870er Jahren lassen sie als zentrale ökonomische, politische und kulturelle Akteur:innen in Erscheinung treten. Damit waren sie auch immer mit der Kolonialmetropole Berlin verbunden. Ob als Berater für koloniale Fragen für Kanzler Bismarck (wie Friedrich Fabri ab den 1880er Jahren)⁷³ oder kollektiv als Kurator:innen in der Ersten Deutschen Kolonialausstellung in Treptow: Missionar:innen prägten koloniale Verständnisse des Eigenen und Fremden in der Reichshauptstadt entscheidend mit. Unser kursorischer Einblick in die vielfältigen Missionssammlungen des Ethnologischen Museums in Berlin zeigt darüber hinaus dringliches Desiderat für die sich etablierende Provenienzforschung zu Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten mit einem Fokus auf Missionssammlungen auf.⁷⁴

Andererseits sollte die Analyse von Missionsgeschichte und ihrer materiellen und immateriellen Vermächtnisse nicht in einer reinen Täterhistoriographie verharren. 2021 eröffneten die neuen Dauerausstellungen des Ethnologischen Museums und Museums für Asiatische Kunst im Humboldt Forum im wiederaufgebauten Berliner Schloss. Neben den vielen Kontroversen, die den Wiederaufbau der Preußischen Schlossfassade und den Einzug der ethnologischen Sammlungen in das Gebäude begleiteten⁷⁵, ist die Aufarbeitung der Verstrickungen Brandenburg-Preußens mit dem Versklavungshandel eine der vielen offenen Kapitel der Geschichte dieses Ortes.⁷⁶ Die Spuren dieser Verbin-

73 Bade, Klaus: Friedrich Fabri und der Imperialismus in der Bismarckzeit. Revolution – Depression – Expansion. Freiburg: Alantiv Verlag AG 1975, S. 369.

74 Förster, Larissa/Edenheiser, Iris/Fründt, Sarah: Provenienzforschung zu ethnografischen Sammlungen der Kolonialzeit. Positionen in der aktuellen Debatte, Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin 2018. <https://doi.org/http://dx.doi.org/10.18452/19029>; Ivanov, Paola/Reyels, Lili/Weber-Sinn, Kristin (Hg.): Humboldt Lab Tanzania: Objekte aus den Kolonialkriegen im Ethnologischen Museum, Berlin – Ein tansanisch-deutscher Dialog, Berlin: Reimer Verlag 2018; Labischinski, Ilja/Seyerl, Elisabeth: »Francis La Flesche zwischen zwei Welten«, in: Ilja Labischinski/Elisabeth Seyerl (Hg.), Gegen den Strom. Die Omaha, Francis La Flesche und seine Sammlung. Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss, Berlin: Deutscher Kunstverlag 2023, S. 9–18.

75 von Bose, Friedrich: Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung, Berlin: Kadmos 2016; Heller, Mareike: No Humboldt 21! Dekoloniale Einwände gegen das Humboldt-Forum, Berlin: AfricAvenir International e.V. 2017.

76 Einen ersten Auftakt zur Auseinandersetzung mit der preussischen Kolonialgeschichte bot die Ausstellung »Schlösser. Preußen. Kolonial. Biografien und Sammlungen im

derung endeten nicht mit dem Ende der imperialen Festung Groß Friedrichsburg im heutigen Ghana, über die Preußen von 1683 bis 1717 versklavte Menschen in die Mittelpassage verschleppte, sondern setzen sich fort in den Kulturgütern in der Berliner Kunstkammer, die bis ins 19. Jahrhundert im Schloss beherbergt wurden. Unter den ersten der 200 Objekte, die der in Akropong stationierte Basler Missionar Halleur 1846 der Kunstkammer anbot, war auch eine »eiserne Krampe«,⁷⁷ also ein Gegenstand, mit dem versklavte Menschen gefesselt wurden. Auch wenn diese Fessel in ihrer Präsentationsweise die missionarische Rhetorik des Abolitionismus unterstützen sollte: Das Palimpsest an kolonialen Verflechtungen des Berliner Schlosses wird vielschichtiger, je tiefer man in den Archiven gräbt.⁷⁸

Einige der Ausstellungen im Humboldt Forum haben sich zum Ziel gesetzt, die Verflechtungen der Sammlungen mit Versklavung und Kolonialisierung zu thematisieren, und vereinzelt auch auf die Rolle von Mission in der Sammlungsgeschichte des Ethnologischen Museums hingewiesen. Dabei werden Missionssammlungen nicht nur bezüglich ihrer oftmals gewaltvollen Aneignungsgeschichten, sondern auch auf ihr Potential hin beleuchtet, historisch marginalisierte Persönlichkeiten heute bekannt zu machen und Geschichten des Widerstands zu schreiben. So wird in zwei Ausstellungen, darunter die Sonderpräsentation *Kunst als Beute. 10 Geschichten*, vom Widerstand der Menschen in Surinam erzählt, die sich weder von der Herrnhuter Brüdergemeinde bekehren ließen noch freiwillig ihre Besitztümer aufgeben wollten.⁷⁹ Trotz ihres Widerstands wurde auch ihre religiöse materielle Kultur

Fokus« der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, die vom 4. Juli bis 31. Oktober 2023 gezeigt wurde vgl. <https://www.spsg.de/aktuelles/ausstellung/schloesser-preussen-kolonial/>. Zur Beteiligung Preußens am transatlantischen Versklavungshandel vgl. van der Heyden, Ulrich: Roter Adler an der Küste Afrikas. Die brandenburg-preußische Kolonie Großfriedrichsburg in Westafrika, Berlin: Selignow 2001; Weindl, Andrea: »The Slave Trade of Northern Germany from the Seventeenth to the Nineteenth Century«, in: David Eltis/David Richardson (Hg.), *Extending the frontiers. Essays on the new transatlantic slave trade database*, New Haven, Conn.: Yale University Press, S. 250–273.

77 Brief von H. Halleur and Leopold von Ledebur, in: Staatliche Museen zu Berlin (SMB), Museum für Völkerkunde (MV), I/MV/701. Bl. 57.

78 Für den Begriff des Palimpsests in der Geschichtsschreibung siehe Shaw, Rosalind: *Memories of the slave trade: ritual and the historical imagination in Sierra Leone*, Chicago/London: University of Chicago Press 2002.

79 Missionssammlungen aus Surinam sind seit 2021 sowohl in der Dauerausstellung unter dem Themenkomplex »Der Transatlantische Versklavungshandel (1650–1860)« so-

durch Missionare geraubt, gestohlen und schlussendlich an das Museum verkauft. Auch die Ausstellung »Confronting Colonial Pasts, Envisioning Creative Futures« über das gleichnamige kooperative Forschungs-, Ausstellungs- und Restitutionsprojekt von Sammlungen aus Namibia unterstreicht die historische und kulturelle Bedeutung von Missionsammlungen des Ethnologischen Museums.⁸⁰ Von den 23 *cultural belongings*, die in einem mehrstufigen Auswahlprozess von Wissenschaftler:innen, Kurator:innen, Künstler:innen und Community-Vertreter:innen in Namibia für eine erste Rückgabe ausgewählt wurden, stammen acht aus Missionskontexten. Fünf davon gehen auf Carl Gotthilf Büttners Zeit auf dem Gebiet des heutigen Namibia (1872–1879) zurück. Solche frühen Sammlungen ließen Rückschlüsse auf das soziale und kulturelle Leben vor territorialer Eroberung, Kolonialkriegen und Völkermord zu, so Golda Ha-Eiros, Ko-Kuratorin der Ausstellung im Humboldt Forum.⁸¹ Das Zusammenspiel einer kritischen Analyse schriftlicher kolonialer Archive mit mündlichen Überlieferungen, Kenntnissen in Mode und Design sowie performativem und verkörpertem Wissen ermöglicht es außerdem, Frauen und Kindern nachzuspüren, die Missionskontakte entscheidend geprägt haben, aber oftmals nicht dokumentiert wurden.⁸²

Neuere Ansätze in der kooperativen Forschung mit Missionsammlungen zeigen also das Potential auf, nicht nur wirtschaftlich-kulturelle Verflechtungen von Kulturgütern kritisch zu analysieren, sondern auch selbstermächtigende Zukunftsvisionen zu gestalten. Die über Jahrhunderte von katholischen

wie 2023/2024 in der Sonderausstellung »Kunst als Beute. 10 Geschichten« im Humboldt Forum zu sehen. Zum Forschungsstand siehe Augustin, Stephan/Scholz, Andrea: »Verdienste um die Ethnologische Wissenschaft« – Herrnhuter Missionare als Sammler für das Berliner Museum für Völkerkunde«, in: Baessler Archiv 62 (2015), S. 67–90; Andrea Scholz, »Surinam/Benin«, in: Humboldt Lab Dahlem – Prodebühne 1 (2015), http://www.humboldt-lab.de/fileadmin/user_upload/HLD_Begleitheft_Surinam.pdf

80 Binter, Julia/Fine, Jonathan/Förster, Larissa: »Historische Forschung und Kreative Praktiken. Ein Kooperationsprojekt zu Objekten aus Namibia im Ethnologischen Museum Berlin«, in: Provenienz und Forschung 2 (2020), S. 46–51; J. Binter/J. Fine: »Eure Konzepte versus meine Philosophie«.

81 Ha-Eiros, Golda in: »Tracing Namibian-German Collaborations« (2020, R: Moritz Fehr © Staatliche Museen zu Berlin).

82 J. Binter/J. Fine: »Eure Konzepte versus meine Philosophie«; Binter, Julia: »Towards Democratising the Formation of Knowledge. Collaboratively Researching Sensitive Collections from Namibia«, in: Hans-Jörg Dilger et al. (Hg.), *Collections as Relations. Belonging, Cultural Heritage, and Infrastructures of Knowing*, London: Routledge 2024 [im Druck].

Missionsorden und evangelischen Missionsgesellschaften propagierte »Zivilisierung« sollte deshalb nicht nur als gewaltvolle Aneignungsgeschichte gelesen werden, sie ist ebenso eine Geschichte des Widerstands und der eigenmächtigen Auseinandersetzung mit der Religion des Christentums. Die sogenannten Tätergeschichten von Missions Sammlungen werden von Historiker:innen und Kultur- und Sozialanthropolog:innen bereits seit geraumer Zeit geschrieben.⁸³ Das große Desiderat der kommenden Jahre wird es sein, mit Missions Sammlungen in kooperativen Prozessen mit Nachfahr:innen und Gemeinschaften in den Herkunftsregionen der Sammlungen gemeinsam Zukunft zu gestalten.

83 van der Heyden, Ulrich/Becher, Jürgen: Mission und Gewalt. Der Umgang christlicher Missionen mit Gewalt und die Ausbreitung des Christentums in Afrika und Asien in der Zeit von 1792 bis 1918/19. Stuttgart: Franz Steiner 2000; T. Altena: ›Ein Häufchen Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils‹; Conrad, Sebastian/Habermas, Rebekka (Hg.): »Mission und kulturelle Globalisierung«, in: Geschichte und Gesellschaft 36 (2010); Hamilton, Majida: Mission im kolonialen Umfeld: Deutsche protestantische Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika, Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2009; Hölzl, Richard: Gläubige Imperialisten. Katholische Mission in Deutschland und Ostafrika (1830–1960), Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2021; Bosza, Isabella: Geschenk, gekauft, erbeutet – Missionarisches Sammeln in Kamerun und Indien, Basel: Museum der Kulturen Basel 2019; Tsogang Fossi, Richard: »Museen, Missionen und koloniale Kulturgutverlagerung«, in: Andrea Meyer/Bénédicte Savoy (Hg.), Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland, Berlin: Reimer Verlag 2023, S. 140–154.

Das Stadtmuseum Berlin dekolonisieren?

Überlegungen, Prozesse, Praktiken, Perspektiven

Ibou Diop/Frauke Miera/Lorraine Bluche

Kolonialismus und Erinnerung

Bis zur deutschen Wiedervereinigung, und vielleicht bis heute, liegt der Schwerpunkt der Erinnerungsarbeit der deutschen Gesellschaft auf der Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus. Nur langsam weitet sich der historische Aufmerksamkeitshorizont in jene Bereiche, die ihm vorausgingen.

Durch die westliche Politik der Dominanz, die auf einer Tradition der Unterwerfung und Ausbeutung beruht, wurden die kolonisierten Gebiete in Afrika, Asien, Amerika, Australien und im Pazifik und die dort lebenden Menschen jahrhundertlang ihres menschlichen, materiellen und immateriellen Reichtums beraubt. Mit dem Ziel der maximalen Ausbeutung, bis hin zur Vernichtung, versuchte der Westen, diesen Regionen in einem groß angelegten Projekt ihre Menschlichkeit abzusprechen.

Die Wunden der Kolonialzeit zu überwinden bedeutet, die Verbindungen der ehemals kolonisierten Gesellschaften mit dem Rest der Welt zu betrachten.

Berlin ist der Ort, der dem Kolonialismus als Praxis der Zerstückelung ein Programm gegeben hat. Hier trafen sich im November 1884 bis Februar 1885 die Vertreter europäischer Mächte, um Afrika im wahrsten Sinne des Wortes unter sich aufzuteilen. Dieser Teilung ging Gewalt und Vernichtung durch Versklavung voraus. Die koloniale Aufteilung und Eroberung der Welt fußte auf der vermeintlich wissenschaftlich fundierten Rassentheorie, die afrikanische Menschen an unterster Stelle einordnete.

Diese Weltsicht, an deren Entwicklung Deutschland maßgeblich beteiligt war und heute noch ist, hat zur Folge, dass wir bis heute in einer Welt leben, in der Schwarze Menschen und Schwarze Körper ganz unten in der Hierarchie-

ebene verortet werden. Das bedeutet konkret, dass der Alltag Schwarzer und BIPOC¹ Menschen im Westen, auch in Deutschland, von Rassismus geprägt ist. Dies betrifft in besonderem Maße Menschen afrikanischer Herkunft.

Wer eine andere Zukunft will, muss mit der Gegenwart beginnen. Und wer die Gegenwart verändern möchte, muss auch Geschichte neu erzählen, was auch bedeutet: neue, bisher ungehörte, verdrängte oder mutwillig ausgeschlossene Geschichten zu erzählen – in den Museen und in der breiten Öffentlichkeit.

Dekolonisierung als Haltung

Im Zuge der Restitutionsdebatte² haben sehr viele Museen, Bildungsinstitutionen und Einrichtungen in Deutschland die Dekolonisierungsdebatte³ für sich entdeckt. Dabei ist Dekolonisierung kein Debatten-Thema, sondern eine Haltung und erfordert Mut in der Handlung! Dekolonisierung fragt nach einer neuen Ethik der Beziehung und stellt nicht nur die Frage, ob und wie mit kolonialem Raubgut oder Rezeptionsobjekten umzugehen ist.

-
- 1 BIPOC steht für Black, Indigenous und People of Colour und ist eine gewählte und positiv gedeutete politische Selbstbezeichnung von Personen oder Gruppen als Reaktion auf erfahrene rassistische Diskriminierung.
 - 2 Die Diskussion, wie mit Objekten in europäischen Museen, die aus kolonialen Unrechtskontexten stammen, umgegangen werden soll, hat in Deutschland in den letzten Jahren insbesondere mit dem Projekt »Berliner Schloss – Humboldt-Forum« eine breite Öffentlichkeit erreicht. Proteste gegen die Präsentation der »außereuropäischen Sammlungen« an diesem Ort und für die Rückgabe der Objekte, ebenso die internationalen Debatten sorgten für größere Aufmerksamkeit. Bereits seit den 1950er Jahren gab es entsprechende Forderungen, die aber kaum gehört wurden. Vgl. z. B. Savoy, Bénédicte: *Afrikas Kampf um die Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage*, München: C.H. Beck 2021; Strugalla, Anna Valeska: *Museen und Restitution. Postkoloniale Rückgabeforderungen in Westdeutschland seit 1973*, Bielefeld: transcript 2024.
 - 3 Nach dem Zweiten Weltkrieg erkämpften viele kolonisierte Länder ihre Unabhängigkeit. Dekolonisierung bezeichnet allerdings keinen abgeschlossenen Prozess. Der Begriff bezieht sich auf die Verantwortung europäischer Staaten und Akteur:innen für den historischen Kolonialismus und für dessen bis heute wirksame Folgen in Strukturen, Verteilung von Macht und Ressourcen, in Denkweisen und im Alltag, also die Allgegenwart von Kolonialität und Rassismus. Bezogen auf Museen vgl. Brücke-Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum/Stiftung Stadtmuseum Berlin/Bystron, Daniela/Fäser, Anne (Hg.): *Das Museum dekolonisieren? Kolonialität und museale Praxis in Berlin*, Bielefeld: transcript 2022.

Wenn wir Dekolonisierungsprozesse in Institutionen verinnerlichen und ernst nehmen wollen, müssen wir die Einflüsse der Welt aufnehmen. Institutionen sollten es sich zum Ziel setzen, Plattformen für marginalisiertes Wissen und marginalisierte Stimmen in Kunst und Diskurs zu schaffen. Mit marginalisiertem Wissen ist hier das Wissen gemeint, das über Jahre in einer eurozentristischen und heteronormativen Welt nicht anerkannt und nicht ausreichend einbezogen wurde; ebenso das Wissen von Bevölkerungsgruppen, das innerhalb dieses »westlichen Zentrums« der Welt aufgrund von sozialer Ausgrenzung bis heute nicht einbezogen wird.

In diesem Sinne muss es Teil des institutionellen Selbstverständnisses werden, zentrale gesellschaftliche Herausforderungen anzustoßen, in direktem Austausch zu adressieren und dabei den Finger in die Wunde dessen zu legen, was von Politik, Gesellschaft und Kultur bisher nicht oder nicht tiefgehend genug thematisiert wird.

Dekolonisierung will in einer Welt, in der Kolonialität bis heute Realität ist, weiterbestehende (neo)koloniale Strukturen sichtbar machen und durch künstlerische Praxis, wissenschaftliche Diskurse und Bildungsarbeit Ansätze anbieten, diese Strukturen auch zu überwinden.

Es geht darum, die koloniale Vergangenheit Berlins und ihre Nachwirkungen, ihre strukturellen Folgen bis heute für die ehemals kolonisierten Gesellschaften – und auch für Deutschland selbst – zu thematisieren. In der konkreten Arbeit müssen die unterschiedlichen Kanons der Welt in einen Dialog gebracht werden, sich ergänzen und Raum geben für etwas Neues: Weder Deine noch meine Perspektive allein sind ausreichend, jede für sich kann niemals alles erfassen. Gerade aus der Verbindung und dem Austausch verschiedenster Perspektiven entsteht erst etwas ganz Neues und Eigenes.

Dekolonisierung bedeutet, die wunden Punkte der Gesellschaft zu berühren, die Traumata unserer Gesellschaften anzusprechen und anzuerkennen. Es geht darum, gerade dorthin zu schauen und dort nachzufragen, wo es wehtut, z.B. rassistische Strukturen, ausbeuterische Praxen, Diskriminierung von LGBTIQ*, Frauen und Kindern sowie intersektionale Ausgrenzungen.

Stadtmuseen und Kolonialismus

Kolonialismus ist kein Thema, das in einer stadthistorischen Sonderausstellung bearbeitet und dann als erledigt abgehakt werden kann. Vielmehr geht es – so denken wir – um einen grundlegenden Perspektivwechsel in den Er-

zählungen über Stadt in Geschichte und Gegenwart. Die Geschichte der europäischen Expansion hat nicht nur die kolonisierten Gebiete im Globalen Süden geprägt – auch Europa selbst ist ohne die Geschichte des Kolonialismus nicht zu denken. Und beides ist bis heute auf vielen Ebenen eng miteinander verflochten. Nimmt man dies ernst, so braucht es mindestens eine kritische Neusichtung und bestenfalls eine Dezentrierung und Überschreibung bisher dominierender Geschichtsnarrative. Hier können (Stadt-)Geschichtsmuseen als Orte politischer Bildung, die neueste geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse unter Einbeziehung ihrer Sammlungen mehrdimensional, multimedial und für ein breites Publikum verständlich vermitteln (sollten), eine wichtige Rolle spielen. Zugleich bilden die europäische Expansion, der deutsche Kolonialismus und seine Folgen – jahrhundertlang tradierte rassistische Denkmuster und Praxen – den historischen und gesellschaftspolitischen Kontext, in dem Museen in Europa entstanden sind.

Bis vor wenigen Jahren war Kolonialgeschichte in deutschen Geschichtsmuseen bestenfalls eine Fußnote – die Kolonialität tradierter Narrative wurde nicht gesehen und auch nicht problematisiert. Inzwischen spielen die Geschichte des Kolonialismus und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart in Berlin und anderenorts in Deutschland eine immer größere Rolle. Dies ist in großem Maße dem jahrzehntelangen Engagement dekolonialer zivilgesellschaftlicher Akteur:innen zu verdanken.

Auch im Stadtmuseum Berlin hat in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus und Fragen der Dekolonisierung begonnen. Seit 2020 kooperiert das Stadtmuseum im Rahmen des Verbundprojekts Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt mit drei dekolonialen zivilgesellschaftlichen Initiativen: Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) e.V., Each One Teach One (EOTO) e.V. und Berlin Postkolonial. Die Dekoloniale hat in den letzten Jahren verschiedene Ausstellungsprojekte gemeinsam mit Berliner Bezirksmuseen realisiert, die inhaltlich-konzeptionell wie auch gestalterisch dekoloniale Perspektiven auf Berliner Stadtgeschichte eröffnet haben. Dieses Jahr ist nun eine gemeinsame dezentrale Ausstellung von Stadtmuseum und Dekoloniale in Planung, die die über Jahrhunderte gewachsene Verstrickung Berlins in die globale Versklavungs- und Kolonialgeschichte beispielhaft aufzeigen möchte. Seit 2022 ist zudem am Stadtmuseum eine Kompetenzstelle DeKolonisierung im Aufbau begriffen.⁴

4 Vgl. <https://www.stadtmuseum.de/kompetenzstelle-dekolonisierung>

Im Folgenden möchten wir einen Einblick in aktuelle Prozesse und Projekte am Stadtmuseum Berlin geben, die auf die langfristige Vision einer Dekolonisierung der Institution abzielen. Auch wenn dies grundsätzlich alle Arbeitsfelder und Bereiche innerhalb der Institution betrifft, legen wir hier den Fokus insbesondere auf die Sammlungsarbeit, da hier aktuell ein wichtiger Arbeitsschwerpunkt der Kompetenzstelle DeKolonisierung liegt.

Grundsatzfragen – weiße Räume?

Historische Museen in Deutschland sind weiterhin überwiegend *weiß*⁵ geprägte Institutionen. Dies spiegelt sich in der Struktur ihrer Mitarbeiter:innenschaft, auf der Ebene der dominierenden Geschichtserzählungen, in Entscheidungsstrukturen, Unternehmenskulturen und Alltagshandlungen wider. Wenn wir von *weiß* geprägten Räumen sprechen, beziehen wir uns auf die Arbeiten von Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen zu Rassismus und Kritischem Weißsein.⁶ Sie verdeutlichen, dass Rassismus zwei Seiten hat: Er benachteiligt BIPOC, während er zugleich *Weiß*en Vorteile verschafft. Diese Vorteile werden von *Weiß*en in der Regel nicht bewusst wahrgenommen; auch dies ist ein Teil des Rassismus. Denn Rassismus und die Vorherrschaft von *Weiß*en geht einher mit dem Markieren von Schwarz-Sein und dem Nicht-Markieren von *Weiß*-Sein. Um Rassismus in einer Institution – und in der Gesellschaft – abzubauen, ist es erforderlich, die Funktionsweisen von Rassismus zu verstehen. In diesem Sinne sind *Weiß*e adressiert, sich selbstkritisch und -reflexiv mit dem eigenen *Weiß*-Sein und ihrer Verstrickung in tiefsitzende, gesellschaftlich eingeübte rassistische Denkmuster auseinanderzusetzen. Das bedeutet auch, dass sie sich ihrer mit ihrem *Weiß*-Sein verbundenen Privilegien bewusstwerden müssen, so die Kritische Weißseinsforschung. Ziel ist dabei nicht, Schuldzuweisungen vorzunehmen, sondern nachhaltig

5 *Weiß* meint nicht die Hautfarbe, sondern beschreibt eine dominante, privilegierte, gesellschaftliche Position in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft, die meist nicht hinterfragt wird.

6 Vgl. z.B. Maureen Maischa/Kilomba Grada/Piesche, Peggy/Arnd, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast Verlag 2005. Kritische Weißseinsforschung ist keine neue Theorie, sondern begleitet die Produktion und die Auseinandersetzung mit den afrikanischen und afrodiasporischen Literaturen seit langem.

wirksame Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen und zur Übernahme von Verantwortung zu befähigen.

Angeregt durch ähnliche Listen⁷ haben *weiße* Mitarbeitende des Stadtmuseums Berlin im Rahmen eines Coachings zu Kritischem Weißsein begonnen, eine Privilegien-Liste für den musealen Kontext zu verfassen, die wir hier in Auszügen wiedergeben:

Als *Weiß:e:r*...

- muss ich mich nicht sorgen, dass in einer Ausstellung meine Geschichte als *Weiß:e:r* nicht vorkommt.
- muss ich mich nicht sorgen, in einer Ausstellung mit Bildern konfrontiert zu werden, die mich aufgrund meines *Weiß*-Sein abwertend zeigen.
- muss ich mich nicht sorgen, in einer Ausstellung mit Sprache konfrontiert zu werden, die mich aufgrund meines *Weiß*-Sein abwertend benennt.
- kann ich davon ausgehen, dass die Mehrheit der anderen Besucher:innen im Museum auch *weiß* ist.
- kann ich davon ausgehen, dass ich bei meinem Dienstantritt im Museum nicht für die neue Reinigungskraft gehalten werde.
- kann ich davon ausgehen, dass ich in einer Team-Sitzung nicht die:der einzige *Weiß*e bin.
- kann ich davon ausgehen, dass ich in einer Team-Sitzung nicht anderen meine Perspektive als *Weiß*e nahebringen muss bzw. danach gefragt werde.

Diese Liste, die sich sicher noch stark verlängern ließe, zeigt beispielhaft und eindrücklich, wie sich Rassismus in alle Lebensbereiche einschreibt, so auch in verschiedene Facetten von Museum und Museumsarbeit.

Zur Reflexion der Institution gehört auch die Auseinandersetzung damit, wie sich Rassismus in diese eingeschrieben hat: mit dem über Jahrzehnte eingeübten, als »normal« erachteten Ausschluss Schwarzer und migranti-

7 Vgl. z.B. McIntosh, Peggy: »White Privilege and Male Privilege. A Personal Account of Coming to See Correspondences through Work in Women's Studies«, in: Andersen, Margaret L./Hill Collins, Patricia (Hg.): Race, Class, and Gender. An Anthology, Belmont: Wadsworth 2001, S. 95–105; Sow, Noah: Deutschland Schwarz Weiß: Der alltägliche Rassismus, München: C. Bertelsmann Verlag 2008; Bönkost, Jule: Weiße Privilegien im Arbeitsalltag, IDB Paper No. 1, Berlin 2022 (https://diskriminierungskritische-bildung.de/wp-content/uploads/2022/01/Weisse_Privilegien_im_Arbeitsalltag.pdf).

scher Positionen, dem Ausschluss von Wissen über Kolonialismus, Rassismus, Migration und dagegen dem unreflektierten Selbsterhalt *weißer* Räume, Strukturen, Netzwerke und Wissensproduktion. Dieser Prozess sollte sich auf allen Ebenen in der Institution niederschlagen: bei der Personalgewinnung, den internen Strukturen, bei Kooperationen, in der Kommunikation nach außen, in der Vermittlungsarbeit, bei Veranstaltungen und bei den musealen Kernaufgaben des Sammelns und Ausstellens.⁸

Ein wichtiger Ansatzpunkt auf dem Weg zur Dekolonisierung eines Stadtmuseums ist die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Institution selbst und wie diese repräsentiert wird, worauf wir hier kurz Bezug nehmen: 2024 begeht das Stadtmuseum Berlin sein 150-jähriges Jubiläum. Denn 1874 wurde das Märkische Provinzialmuseum, später Märkisches Museum und heute eines der Stammhäuser der Stiftung Stadtmuseum, gegründet. Im Zuge des Jubiläums befasst sich eine museumsinterne Arbeitsgruppe mit der Institutionengeschichte – darüber hinaus sollen einzelne externe Expert:innen gewonnen werden, um unterschiedliche Aspekte der Geschichte der Institution neu in den Blick zu nehmen – so auch die frühe Phase des Museums unter Gründungsdirektor Ernst Friedel (1837–1918). Für unsere Fragestellung ist hier von Interesse, dass Friedel ein wichtiger Vertreter der frühen Kolonialbewegung in Berlin gewesen ist und entsprechende Diskurse mitgeprägt hat. Die Hinweise auf Friedels koloniale Verstrickungen verdankt das Museum den Kolleg:innen des Verbundprojekts Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt. Das Beispiel zeigt, wie wirkungsvoll das Nicht-Wissen oder Nicht-Fragen funktioniert oder auch – positiv ausgedrückt – die Potenziale des Blickwechsels.

Fokus Sammlung

Wenn es um die Dekolonisierung von Museen geht, sind museale Sammlungen ein zentraler Schauplatz. In den meisten Museen gilt die eigene Sammlung als Herzstück der Institution. Aus ihr heraus möchten Museumsmitarbeitende Geschichte(n) erzählen. Mit ihr bzw. durch sie soll Geschichte be-

8 Das Stadtmuseum Berlin unternimmt seit einigen Jahren Schritte in Richtung diversitätsorientierter Organisationsentwicklung. Diversitätsorientierung kann hilfreich bei der rassismuskritischen Arbeit und dem Dekolonisieren einer Institution sein, ist aber häufig weniger deutlich hierauf zielgerichtet.

wahrt werden. Aber welche bzw. wessen Geschichte war und ist gemeint und welche Geschichte wird bisher wie und von wem erzählt? Wenn Dekolonisierung im Museum auch bedeutet, hier (re)präsentierte Narrative aus einer dekolonialen Perspektive zu hinterfragen, zu ergänzen, zu verändern und bisher dominante Narrative zu dezentrieren, so ist zu fragen, was dies für museale Sammlungen bedeutet.

Im Kontext der Dekolonisierung von Museen in Deutschland standen bisher primär ethnologische Museen mit ihren Sammlungen im Fokus – eine Auseinandersetzung mit stadtgeschichtlichen Sammlungen aus einer dekolonialen Perspektiven hat bisher kaum angefangen.

Die sehr umfängliche und vielfältige Sammlung des Stadtmuseums, die im Grunde aus zahlreichen kleinen und großen Teilsammlungen mit je eigenen Geschichten besteht, umfasst um die 4,5 Millionen Objekte. Bei weitem nicht alle sind in der Museumsdatenbank inventarisiert. Mit Einrichtung der Kompetenzstelle DeKolonisierung am Stadtmuseum 2022 und dem bereits 2021 gestarteten Pilotprojekt »Erstsichtung der Sammlungen des Stadtmuseums Berlin auf koloniale Spuren« ist erstmalig das Thema Kolonialismus explizit in den Fokus der Sammlungsarbeit am Stadtmuseum gerückt. Seitdem wird hieran im Rahmen verschiedener Projekte und Formate weitergearbeitet. Es handelt sich dabei um einen auf Langfristigkeit angelegten Prozess, der in der Sammlungsstrategie des Stadtmuseums implementiert ist. Allein aufgrund der schieren Größe der Sammlung, aber auch angesichts der Vielschichtigkeit der mit einer Dekolonisierung verbundenen Fragen, geht es nicht darum, schnelle Antworten zu finden, sondern schrittweise, erprobend, fehlerfreundlich und nachhaltig zu arbeiten.

Das Projekt »Koloniale Spuren« wurde 2021 von einer museumsinternen Projektgruppe vorbereitet und 2022 umgesetzt. Kernidee war, dass museumsexterne Expert:innen im Dialog mit den Sammlungsverantwortlichen am Museum ausgewählte Sammlungsbereiche schlaglichtartig einer Neu-sichtung unterziehen. Operiert wurde im Rahmen des Projekts zunächst mit dem Begriff der »kolonialen Spuren« – am Ende des Projekts empfahlen die externen Expert:innen, sich von diesem Begriff zu verabschieden. Vielmehr habe die Erstsichtung die Alltäglichkeit oder auch Allgegenwart des Kolonialen im Spiegel der Sammlung deutlich gemacht, so dass von einer Kolonialität der Sammlung zu sprechen sei. Tatsächlich drückt sich diese nicht nur in dem aus, was die Sammlung repräsentiert, zeigt und erzählt, sondern auch in all dem, was sie nicht repräsentiert, zeigt und erzählt. In großem Maße ist die Sammlung Spiegel der historischen bis gegenwärtigen Akteur:innen, die

sie konzipiert und angelegt haben – auf struktureller wie auch individueller Ebene.

Hieraus haben Mitarbeitende der Sammlung gemeinsam mit Kolleg:innen von Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt und der rassismuskritischen Design-Agentur Visual Intelligence ein Digitalisierungsprojekt entwickelt, das dank einer digiS-Finanzierung im Jahr 2024 am Stadtmuseum realisiert werden kann. In dem Projekt *Massenmedium Bilderbogen. Repräsentant des Kolonialen Archivs. Erprobung dekolonialer Digitalisierungsstrategien* untersucht das Projektteam kurz gesagt exemplarisch ein größeres Konvolut ein und derselben Objektgruppe auf ihre Kolonialität.

Was haben die Erstsichtung der Sammlung des Stadtmuseums und bisherige Folgeprojekte ergeben? Ein wichtiger Aspekt war und ist die Identifizierung von »Objekten aus kolonialen Kontexten«. Diesen Arbeitsbegriff verwenden wir hier in Anlehnung an den Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten des Deutschen Museumsbundes von 2021.⁹ Koloniale Kontexte weisen dabei zeitlich, geographisch und strukturell weit über den formellen deutschen Kolonialismus von 1884 bis 1918 hinaus und sind von ungleichen Machtverhältnissen und Rassismus geprägt. Der Leitfaden unterscheidet zwischen drei Fallgruppen von Objekten aus kolonialen Kontexten: 1. Sammlungsgut aus formalen Kolonialherrschaften; 2. Sammlungsgut aus Gebieten, die keiner formalen Kolonialherrschaft unterstanden, aber in denen informelle koloniale Strukturen herrschten oder die unter informellem Einfluss von Kolonialmächten standen; 3. Rezeptionsobjekte aus kolonialen Kontexten. Letztere sind Objekte, die »koloniales Denken wider[spiegeln] oder [...] Stereotype [transportieren], denen koloniale Rassismen unterliegen.«¹⁰ Das Gros der bisher in der Sammlung des Stadtmuseums identifizierten Objekten sind Rezeptionsobjekte aus kolonialen Kontexten. Doch finden sich auch Objekte, die den Fallgruppen 1 und 2 zugeordnet werden können. Beispiele hierfür sind sogenannte Kolonialwaren sowie Rohstoffe und die hieraus gefertigten Produkte, z. B. aus Elfenbein oder Kautschuk. Da zudem große Teile der Sammlung des Stadtmuseums noch nicht erschlossen sind, ist denkbar, dass noch weitere Objekte dieser Fallgruppen gefunden werden.

Das eine ist es, Objekte aus kolonialen Kontexten zu identifizieren. Was aber ist im nächsten Schritt mit ihnen zu tun? Fragen, die uns hier inter-

9 Vgl. <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2021/03/mb-leitfanden-wei-210228-02.pdf>

10 Vgl. ebd., S. 39.

essieren, sind: Wie ist das Objekt bisher erfasst und beschrieben worden? Wie verschlagwortet? Wird die koloniale Dimension des Objekts überhaupt adressiert? Wenn ja, welche Sprache wird verwendet? Ist diese Sprache rassistisch, diskriminierend und menschenverachtend? Wenn ja, wie damit umgehen? Wie eine neue, rassismuskritische Sprache finden? Wie kann diese in der Institution (und darüber hinaus) implementiert werden? Und auf einer weiteren Ebene gefragt: Was erzählen diese Objekte über Gesellschaften und deren Verflechtungsgeschichte? Möchten wir als Museum sie zeigen? Wenn ja, warum und wie? Laufen wir nicht grundsätzlich Gefahr, rassistische Blickregime zu reproduzieren, wenn wir bspw. Rezeptionsobjekte immer wieder neu öffentlich zeigen? Lassen sich kolonialrassistische Objekte auch gegen den Strich bürsten? Wo finden sich bisher nicht gesehene widerständige Perspektiven? Oder entscheiden wir schlussendlich, manche Objekte als Giftmüll der Geschichte zu entsammeln¹¹? Und was ist mit den zweifelsohne vorhandenen Leerstellen? Die unzureichende Repräsentation von BIPOC-Präsenzen in Berlin könnte zumindest partiell durch das Neu-Sammeln entsprechender Objekte verbessert werden. Aber ist das Stadtmuseum hierfür der richtige Ort?

Was die bisher realisierten Projekte eint, ist eine Arbeitsweise, die auf zweierlei abzielt: Einerseits richten Mitarbeitende innerhalb der Institution einen neuen Blick auf Objekte und reflektieren hergebrachte institutionelle Praxen mit dem Ziel der Veränderung. Andererseits lädt das Museum externe Expert:innen ein – und dabei ist der Begriff der Expertise weit gefasst und umfasst fachliche Expertisen gleichermaßen wie Erfahrungs-, Alltags- und emotionales Wissen. Abhängig von Projekt oder Fragestellung, zuvorderst aber auch immer im Wechselspiel mit Bedürfnissen und Interessen der vom Museum eingeladenen Personen, die nicht zwingend immer selbst an einem Austausch interessiert sind, ist immer neu zu überlegen, wer mit wem und warum zusammenarbeiten möchte, kann, soll.

11 Vgl. z.B. <https://www.hmb.ch/aktuell/blog-generalinventur/48-darf-ein-museum-entsammeln/>; <https://www.museumbund.de/themen/sammlungen/>; vgl. in diesem Zusammenhang auch die grundlegend kritischen Perspektiven in Griesser-Stermscheg, Martina/Sternfeld, Nora/Ziaja, Luisa (Hg.): *Sich mit Sammlungen anlegen. Gemeinsame Dinge und alternative Archive*, Berlin: De Gruyter 2020.

Wie Berlin-Geschichte(n) in Zukunft erzählen?

Die Fragen, die wir im Zusammenhang mit der Sammlungsarbeit aufgeworfen haben, stellen sich gleichermaßen in anderen Arbeitsbereichen des Museums, insbesondere in der Ausstellungsarbeit. Auch hier geht es um den Umgang mit Bildern, Sprache und Objekten. Es ist zu fragen, wie mit der Tatsache umgegangen werden kann, dass Wissen fehlt oder bisher nicht oder nur unzureichend wahrgenommen wurde; dass Objekte und Dokumente nicht gesammelt wurden bzw. dass sie in der Regel nur aus der Herrschaftsperspektive gesammelt wurden; dass Geschichte in der Regel nur aus dieser Perspektive aufgeschrieben wurde. Schließlich ist zu fragen, wie oder ob eine so machtvolle Institution wie das Stadtmuseum befähigt werden kann, dekoloniale Perspektiven einzunehmen und zu vertreten. Der Hinweis auf die Strategie bei den Sammlungsprojekten – internes Lernen und Sensibilisieren und Zusammenarbeit mit externen Expert:innen – deutet an, dass auch die Strukturen überdacht und geöffnet werden müssen.

Um sich Antworten auf diese Fragen anzunähern, hat eine Arbeitsgruppe innerhalb des programmkuratorischen Teams des Stadtmuseums eine Workshop-Reihe zum rassismuskritischen Kuratieren entwickelt, die derzeit in der Umsetzung ist. Übergeordnete Themen sind hier der Umgang mit rassistischen Bildern oder Objekten, Wissensproduktion, Sprache und Autor:innenschaft, Partizipation und Kooperation. Idee der Reihe ist es, im Team und im Austausch mit externen Expert:innen bisherige Ausstellungen des Stadtmuseums (selbst)kritisch zu diskutieren und anders zu betrachten. Hierbei ist das Ziel auch, in bisherige Ausstellungen zu intervenieren, zentral ist aber aus der Auseinandersetzung mit diesen abzuleiten, wie eine rassismuskritische und diskriminierungssensible Annäherung an Stadtgeschichte(n) künftig aussehen könnte.¹²

Der Weg dorthin ist – so denken wir – vielschichtig und sicher nicht einfach. Denn es gilt zunächst einige grundlegende Fragen zu beantworten. Allen voran die Frage: Wer erzählt? Und unter welchen Voraussetzungen? Dabei ist

12 Hierbei knüpfen wir an Veröffentlichungen und Tagungen zum Thema an, z.B.: Bayer, Natalie/Kazeem-Kaminski, Belinda/Sternfeld, Nora: Kuratieren als antirassistische Praxis, Berlin: De Gruyter 2017; Tagung »Das postkoloniale Museum«, Museum der Arbeit, Hamburg, 13.-16.6.2021; Tagung »Antirassistisches Kuratieren: wie geht das?«, Focke-Museum – Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Bremen 7.7.-8.7.2022.

eine klare Haltung einzunehmen. Angesichts der oben beschriebenen, tradierten *weißen* Dominanz bedarf es einer Öffnung der Institution und einer Abgabe von Deutungsmacht. Dies geht zwingend einher mit veränderten Strukturen, die neue Formen von Kollaboration ermöglichen. Die seit 2023 intensiviertere Zusammenarbeit mit Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt im Hinblick auf eine gemeinsam erarbeitete Ausstellung kann hier wichtige Lernprozesse anstoßen. Dem Stadtmuseum Berlin eröffnet sich eine große Chance mit der für 2028 avisierten Eröffnung des Museums- und Kreativ-Quartiers am Köllnischen Park, geplant als lebendiger Ort von der Stadtgesellschaft für die Stadtgesellschaft mit Räumen für Veranstaltungen, Kunst und Kultur – und mit neu zu bespielenden Ausstellungsflächen. Diese Chance gilt es zu nutzen.

Dekolonisierung als Theorie und als utopisch-transformatorische Praxis kann die Grundlage für eine entsprechend ausgerichtete Arbeit in Wissenschaft, Kunst, Kultur und publikumswirksamer Vermittlung sein. »Dem Atem der Welt zuhören«, wie es der senegalesische Autor Birago Diop ausdrückte, sollte ein Leitsatz unserer Arbeit sein, um nicht nur auf die Probleme der Welt zu reagieren, sondern um aus der Welt heraus zu agieren, um die kommende Welt voranzusehen und aktiv mitzugestalten. Es geht darum, nicht ausschließlich das, was es gibt, nachzubilden, sondern aus unserem Potenzial des Zusammenwirkens der Welten eine humanere Welt zu schaffen, in der wir alle Einflüsse berücksichtigen. Ganz im Sinne des Dichters und ersten Präsidenten Senegals Leopold Sédar Senghors »Le rendez-vous du donner et du recevoir«.

Autor:innen

Julia T. S. Binter (Jun.-Prof. Dr.), geb. 1984, ist Argelander-Professorin für Kritische Museums- und Heritage Studien und stellvertretende Direktorin des Global Heritage Lab am Transdisziplinären Forschungsbereich Present Pasts, Universität Bonn. Sie promovierte an der University of Oxford und forscht und kuratiert in Großbritannien, Deutschland, Nigeria und Namibia.

Lorraine Bluche (Dr. phil.), geb. 1976, Historikerin, ist als Sammlungskuratorin Dekolonisierung bei der Stiftung Stadtmuseum Berlin tätig und dort auch für die Kompetenzstelle DeKolonisierung mitverantwortlich. Von 2009 bis 2020 leitete sie gemeinsam mit Frauke Miera das Ausstellungsbüro *Miera / Bluche*, das sich der Vision eines Inklusiven Museums verschrieben hatte.

Christian Dietrich (Dr. phil.), geb. 1983, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landesgeschichte am LDA Sachsen-Anhalt und Privatdozent an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina.

Ibou Diop (Dr. phil.), geb. 1979, ist Literaturwissenschaftler und Kurator. Derzeit erarbeitet er für den Berliner Senat ein Erinnerungskonzept Kolonialismus und ist gemeinsam mit Lorraine Bluche für die Stiftung Berliner Stadtmuseum in der Kompetenzstelle Dekolonisierung tätig.

Samuel Eleazar Wendt, geb. 1980, lebt in Berlin und promovierte an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) mit einer Dissertation über Gummimarkartikel für Medizin und Körperpflege, am Beispiel des Berliner Unternehmens C. Müller Gummiwaren AG, 1875–1948. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Global- und postkoloniale Geschichte, die Geschichte der Tropenbotanik, der globalen Pflanzentransfers sowie der Hygiene in Europa.

Richard Tsogang Fossi (Dr. Phil.), geb. 1973, ist Germanist und seit 2021 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität zu Berlin im Fachbereich Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik. Er ist Mitglied des transnationalen Teams, das im Rahmen des an der TU basierten DFG-Projekts *Umgekehrte Sammlungsgeschichte. Ein kommentierter Atlas zum materiellen Erbe aus Kamerun in deutschen Museen* das kamerunische Kulturerbe in Deutschland erforscht und kartiert. Seine Schwerpunkte sind Kolonialgeschichte und -gedächtnis, ihre Aktualisierungsstrategien in der Literatur, die Provenienzforschung von Kulturerbe und sogenannten menschlichen Überresten aus Kamerun in Deutschland.

Albert Gouaffo (Prof. Dr.), geb. 1965, lehrt germanistische Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft sowie interkulturelle Kommunikation an der Université de Dschang in Westkamerun. Er ist *Principal Investigator* in verschiedenen internationalen Projekten, darunter *Umgekehrte Sammlungsforschung. Kamerunische Kulturgüter in deutschen Museen* (finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft), *Restitution der Würde? Menschliche Überreste – Kolonialismus und Menschlichkeit* (finanziert von der Volkswagen Stiftung). Er ist auch Mitglied von verschiedenen wissenschaftlichen Beiräten wie z. B. beim Deutschen Zentrum Kulturgutverluste.

Jan Hüsgen (Dr. phil.), geb. 1980, ist Historiker und nach Tätigkeiten im Bereich der Kolonialgeschichte und Provenienzforschung an der Leibniz Universität Hannover und den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden seit 2019 als wissenschaftlicher Referent im Fachbereich Kultur- und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten am Deutschen Zentrum Kulturgutverluste beschäftigt.

Daniel Jankowski, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Forschung und Lehre am Lehrstuhl für Neuere Geschichte des Instituts für Geschichtswissenschaft der TU Braunschweig. Zuletzt erschien seine Monografie *Ein Ort der Forschung – Die Geschichte der Deutschen Forschungsanstalt für Luftfahrt/ Luftfahrtforschungsanstalt Hermann Göring und der Forschungsanstalt für Landwirtschaft bei Braunschweig-Völkenrode zwischen 1936 und 1966*, Einert&Krink, Schellerten 2023.

Saimaiti Maimaitiming (uigurisch Memtimin Semet), geb. 1986, promoviert an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina mit dem Vorhaben *From Empire to Republic: ›Study in Germany‹ as a Tool of Reactionary*

Modernization in China and Turkey (1871–1929), finanziert von der Gerda Henkel Stiftung. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf Ideologietransfers zwischen Deutschland, China und der Türkei. Er war Visiting Fellow an renommierten Hochschulen in den USA und der Türkei.

Vera-Felicitas Mayer, geb. 1992, ist Masterstudentin am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin. Im Bachelorstudium studierte sie Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung an der TU Berlin. Neben ihrer akademischen Laufbahn engagiert sich Vera-Felicitas Mayer seit Jahren ehrenamtlich im Bereich Jugend- und Kulturarbeit sowie in Austauschprogrammen transnationaler NGOs.

Sylvain Mbohou (Dr. phil.), Historiker, geb. 1986, promovierte zu afrikanischer Geschichte und internationalen Beziehungen an der Universität von Dschang (Kamerun). Er beschäftigt sich seit über einem Jahrzehnt mit der Geschichte der Sklaverei, dem arabisch-muslimischen und transatlantischen Sklavenhandel und deren Erinnerung. Derzeit ist er Postdoc-Forschungsstipendiat an der Universidade Estadual do Maranhão in São-Luis, Brasilien.

Frauke Miera (Dr. phil.), geb. 1966, ist Politologin und Kuratorin mit den Schwerpunkten Stadtgeschichte, Migration und Diskriminierungskritik. Seit 2021 arbeitet sie am Stadtmuseum Berlin, von 2009 bis 2021 war sie selbständige Kuratorin, gemeinsam mit Lorraine Bluche im Ausstellungsbüro *Miera|Bluche*. Zuvor war sie sowohl wissenschaftlich als auch kuratorisch an verschiedenen Stationen tätig.

Markus Nesselrodt (Dr. phil.), geb. 1984, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder). Seine Promotion am Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg zum Thema *Dem Holocaust entkommen: Polnische Juden in der Sowjetunion, 1939–1946* wurde u.a. mit dem Fritz Theodor Epstein-Preis des Verbandes der Osteuropahistorikerinnen und -historiker ausgezeichnet. Er arbeitet aktuell an einem Buch über die Sozialgeschichte der Warschauer Stadtbevölkerung im frühen 19. Jahrhundert.

Tristan Oestermann (Dr. phil.), geb. 1985, forscht zur globalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Nach Stationen an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ist er zurzeit assoziierter

Wissenschaftler am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. In seiner Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin hat er afrikanisch-europäische Arbeitsbeziehungen im Kautschukhandel der deutschen Kolonie Kamerun untersucht. Gegenwärtig schreibt er eine politische Geschichte der pharmazeutischen Industrie im Zeitalter der Dekolonisierung.

Anne D. Peiter (Dr. habil.), geb. 1973, ist Dozentin für Germanistik an der Universität von La Réunion (Frankreich, Indischer Ozean). Sie forscht zur Geschichte moderner Gewalt vom Kolonialismus bis zum Kalten Krieg sowie zur Shoah und zum Genozidvergleich. Letzte Publikation: *Der Genozid an den Tutsi Ruandas. Von den kolonialen Ursprüngen bis in die Gegenwart* (Büchnerverlag 2024).

Mona Rudolph, geb. 1990, ist Postdoktorandin am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Nach ihrem Studium in Würzburg, Kapstadt und Kiel promovierte sie 2021 mit einer globalgeschichtlichen Arbeit über den Warenweg der Diamanten aus dem kolonialen Namibia. Ihre Dissertation wurde 2023 mit dem Martin-Behaim Preis der Gesellschaft für Globalgeschichte ausgezeichnet.

Julia Richard, geb. 1996, studierte Ethnologie sowie Heritage & Memory Studies in Heidelberg, Granada und Amsterdam. Ihre Forschung konzentriert sich auf visuelle und materielle Kultur im musealen Kontext, mit besonderem Interesse an dekolonialen Praktiken aus der Karibik und der Afro-Diaspora. Seit Februar 2023 ist sie als wissenschaftliche Museumsassistentin i. F. für die postkoloniale Provenienzforschung am Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin tätig.

Leo Cyril Ryczko ist Doktorand am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung. Seine Schwerpunkte sind Kolonial- und Wissensgeschichte sowie Geschlechtergeschichte. Er promoviert zu kolonial-rassistischen Motiven in queeren Zeitschriften im deutschen Kaiserreich und der Weimarer Republik.

Sophia Spielmann, geb. 1993, ist Doktorandin der Wissenschaftsgeschichte an der Technischen Universität Berlin. Ihr akademischer Schwerpunkt liegt in der Sozial- und Kulturanthropologie. Ihr Lizenziat erwarb sie 2020 an der Universität Buenos Aires, Argentinien. Frau Spielmanns Forschung beschäftigt sich

mit Prozessen der Aneignung und Transformation indigenen Wissens in kolonialen Kontexten, insbesondere im Bereich der Botanik, Pharmazie und Naturgeschichte.

Felix Töppel, geb. 1991, ist Akademischer Mitarbeiter an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und promoviert dort mit einer Arbeit zur Preußischen Seehandlung und den Konsulaten. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Global- und postkoloniale Geschichte, insbesondere aber die Geschichte Preußens im globalen Kontext, und Universitätsgeschichte.

Lilja-Ruben Vowe, geb. 1986, lehrte bis 2022 an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und promovierte dort mit einer Arbeit zu Politischen Bildern im Iconic Turn während der Weimarer Republik, 1924–1932. Seit 2023 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Museum, Berlin im Fachbereich Bildung und Vermittlung. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören interdisziplinäre Bildgeschichte und Geschlechtergeschichte.

Klaus Weber (Prof. Dr.), geb. 1960, lehrt seit 2011 an der Europa-Universität Viadrina Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, mit einem Schwerpunkt auf den kolonialen Verflechtungen Zentraleuropas in der Frühmoderne. In jüngster Zeit arbeitet er auch zu globalen Transfers konservativer Ideologien in der Moderne.

Thomas Weißbrich (Dr. phil.), geb. 1975, ist Kurator der Sammlung Militaria am Deutschen Historischen Museum in Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören preußisch-deutsche Militärgeschichte sowie Museums-, Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte.

Jutta Wimpler (Dr. phil.), geb. 1985, ist Forschungsgruppenleiterin am Exzellenzcluster »Beyond Slavery and Freedom« der Universität Bonn. Die Historikerin promovierte 2011 an der Universität Graz. Mit Klaus Weber leitete sie von 2015 bis 2019 das DFG-Projekt *The Globalized Periphery. Atlantic Commerce, Socioeconomic and Cultural Change in Central Europe (1680–1850)* an der Europa-Universität Viadrina.

